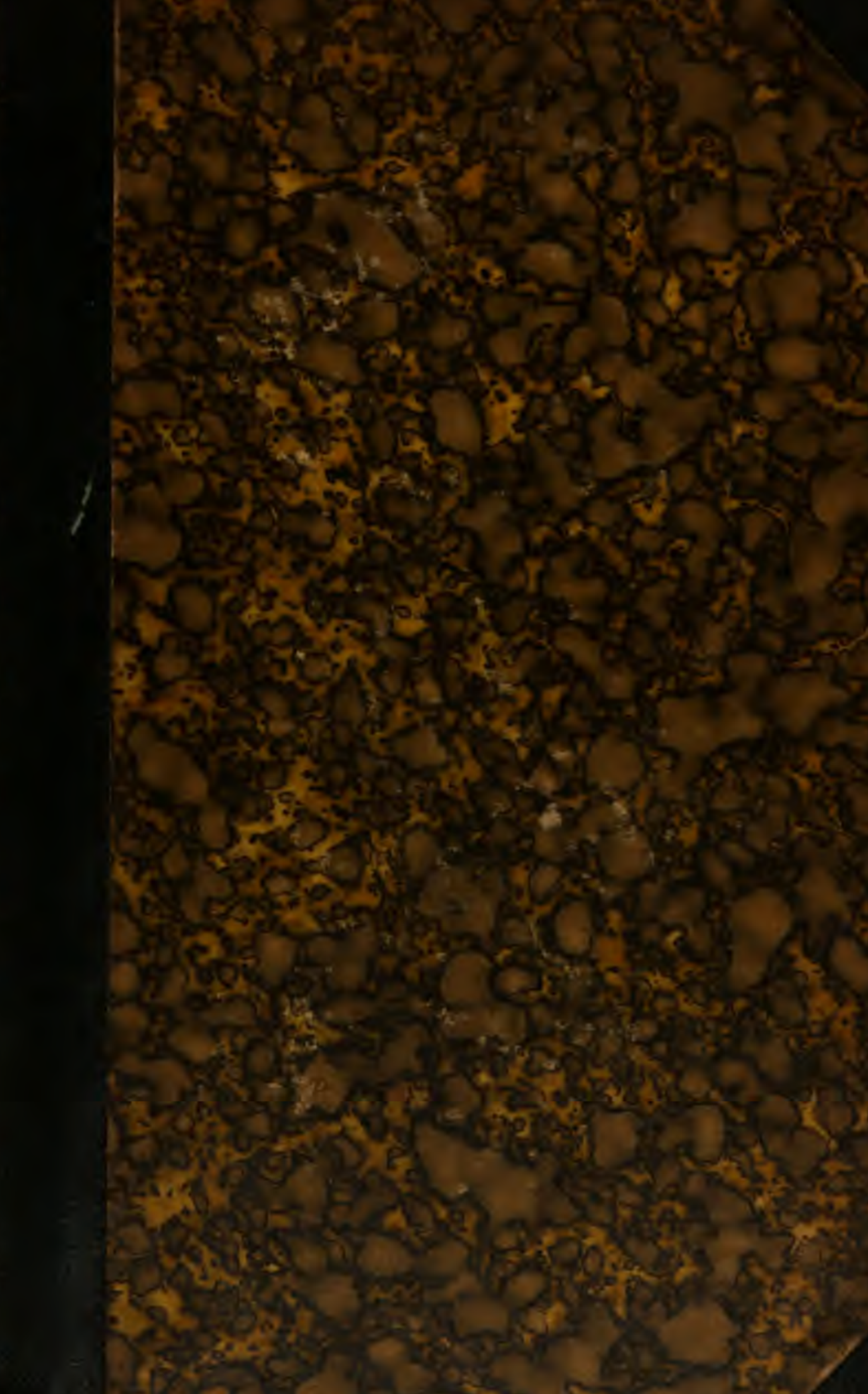
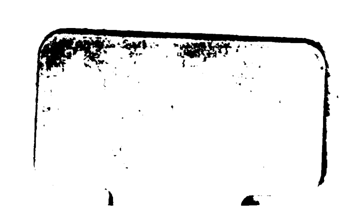
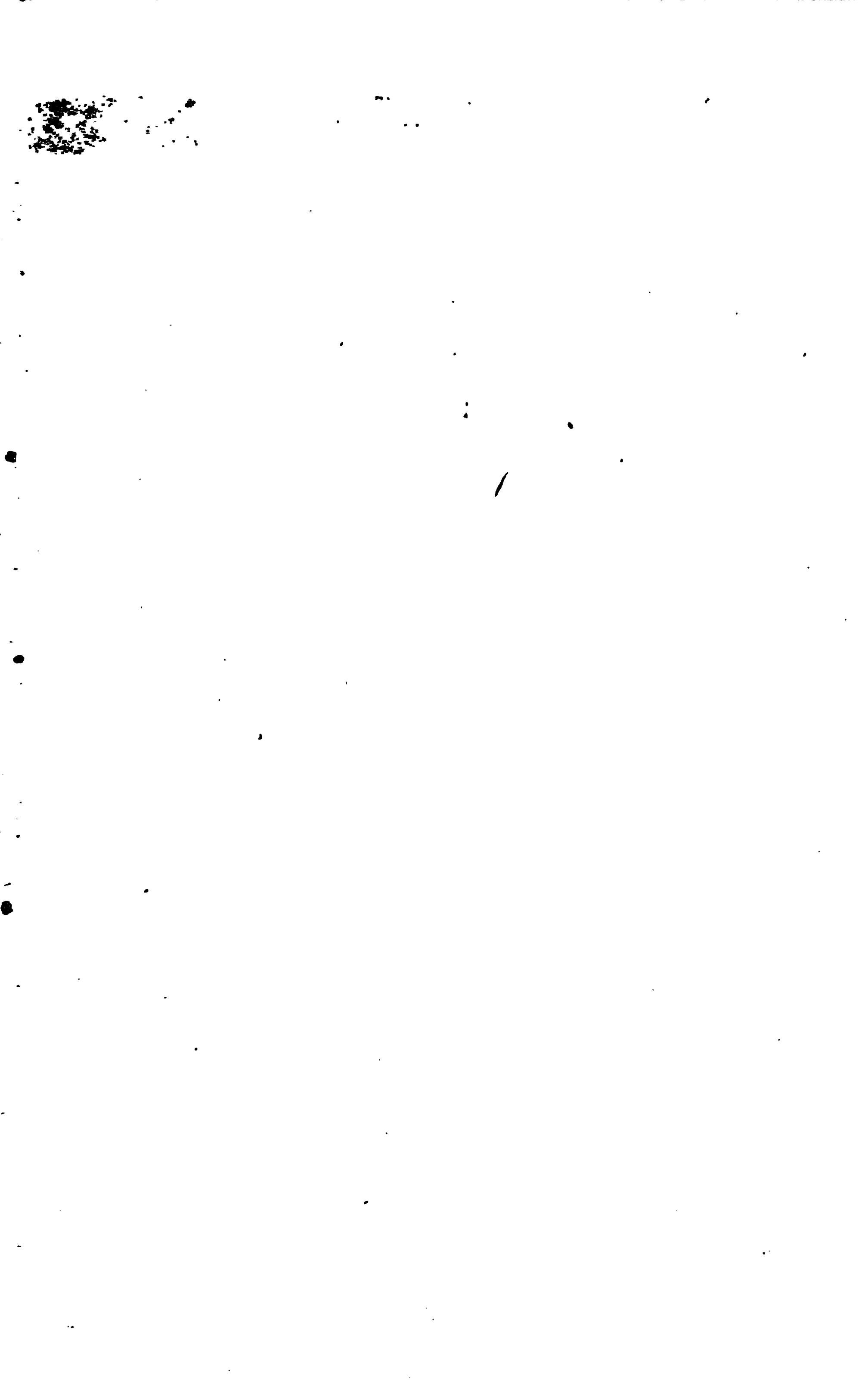








GUSTAV II. ADOLF

IN

DEUTSCHLAND.

GUSTAV II. ADOLF

IN

DEUTSCHLAND

VON

ABRAHAM CRONHOLM.

AUS DEM SCHWEDISCHEN

VON

DR. H. HELMS.

ERSTER BAND.

LEIPZIG,
FUES'S VERLAG (R. REISLAND).
1875.

1876, Oct. 23.
Minot Fund.
(Ier bd.)

Aus dem

Vorwort des Verfassers.

Mehrere Verfasser können gleichzeitig denselben Gegenstand mit Selbständigkeit behandeln, und zwar weil sie eine abweichende Auffassung vieler Partien ihrer Arbeit und verschiedene Quellen benutzten. G. Droysen kam mir zuvor mit der Herausgabe seines „Gustav Adolph“. Meine Arbeit war damals bereits fertig, allein ich hielt mich noch in Dresden auf, weil es mir noch nicht gelungen war, einen Verleger in meiner Heimath zu finden. Dies geschah erst nach meiner Rückkehr dahin. Gedruckte Urkundensammlungen, z. B. das „Kriegsgeschichtliche Archiv“, so wie ältere und neuere Bearbeitungen von Gustav Adolf's Feldzug in Deutschland standen sowohl Droysen als mir zu Gebote. Und deshalb trifft man auf viel Gemeinsames in unseren Darstellungen; und dasselbe gilt gleichfalls von den Verfassern, welche vor uns über denselben Gegenstand geschrieben haben. Im Uebrigen haben Droysen und ich sehr Vieles aus verschiedenen, ungedruckten Quellen geschöpft, indem Droysen die Sammlungen in München und Dresden benutzte, ich meine Darstellung vorzugsweise auf die Sammlungen in dem „Staats- und Kriegsarchiv“ in Wien und auf Angaben in der Oxenstjerna'schen s. g. Tidösammlung stütze, die nunmehr dem schwedischen Reichsarchive gehört (O. S.). Die Ernte, die ich in den Archiven Wiens machte, nachdem sie vorher von v. Hurter benutzt worden waren, ist nicht unbedeutend, — was Fachmänner aus meinen Angaben und Citaten ersehen werden. Mein Aufenthalt in München war zu kurz, als dass ich dort irgend eine grössere Ausbeute hätte erlangen können. Diese Quelle wird jedoch

zuweilen herangezogen. In Dresden beschäftigte ich mich ausschliesslich mit der Abfassung und nicht mit neuem Ansammeln von Stoff. In der königlichen Bibliothek in Dresden finden sich viele Fascikelhandschriften aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges, aus welchen ich verschiedene Aufklärungen geschöpft habe, die jedoch mit Kritik zu benutzen waren. Uebrigens hatte ich an anderen Orten so umfassende Beiträge gesammelt, dass ich mir vorzugsweise angelegen sein liess, den Stoff zu bearbeiten, der mir leicht über den Kopf hätte wachsen können, wenn ich mich in neue Detailuntersuchungen vertieft hätte. Helbig hatte ausserdem schon in verdienstlichen Monographien den Freunden der Geschichte das Wichtigste mitgetheilt, was die Archive Dresdens in Betreff der in Rede stehenden Zeitepoche bieten. So oft mir die neuen Beiträge, die Droysen aus den genannten Sammlungen geholt hat, als wirkliche Aufklärungen erschienen sind, habe ich Gebrauch von denselben gemacht und zugleich die Quelle angegeben. An anderen Stellen habe ich die Ansichten und Angaben dieses Verfassers, denen ich nicht beipflichten konnte, bestritten. Leser, die gründliche historische Studien gemacht haben, werden die verschiedenen Gesichtspunkte leicht entdecken.

Stockholm, d. 18. Juni 1872.

Abraham Cronholm.

Vorrede.

Der vorliegende erste Band von Cronholm's „Gustav Adolf in Deutschland“ ist — was gleichfalls der Fall mit dem folgenden zweiten Bande sein wird — aus des genannten Verfassers umfassendem zwölfbändigem Werke „Sveriges historia under Gustav II. Adolphs regering“, und namentlich aus den letzten vier Bänden desselben geschöpft. Herr Magister Cronholm, jetzt kein junger Mann mehr, hat so zu sagen sein ganzes Leben an die „Geschichte Schwedens unter Gustav II. Adolf“ gesetzt, und er hat als Forscher und Sammler Schätze aus allen Staats- und anderen Archiven Schwedens und Deutschlands gehoben und gesichtet und dadurch in der That staunenswerthen Fleiss, so wie Talent und Unermüdlichkeit bewiesen. Wir verweisen in dieser Beziehung auf das grosse schwedische Werk selbst.

Wenn es nun auch zugestanden werden muss, dass die Ordnung des überwältigenden Stoffes hin und wieder, namentlich im Detail, manches zu wünschen übrig lässt, und wenn zugleich der Stil, namentlich die Art und Weise, wie der Verfasser die Citate, von denen das Werk strotzt (und das kann demselben ja nur zum Lobe gereichen), oft ohne alle vorhergehende stilistische Vermittelung in den Text hineinzieht, so dass nur mit Mühe zu ersehen ist, was Cronholm gehört, was Gustav Adolf oder irgend ein anderer der auftretenden Personen gesprochen oder geschrieben hat, nicht gut zu heissen ist, so enthält doch die Darstellung von Gustav Adolf's Auftreten in Deutschland so viel schätzenswerthes und so viel neues Material, dass dem deutschen Geschichtsforscher jedenfalls aus den gewissen und umfassenden Forschungen Cronholms höchst wichtige Aufklärungen, Angaben und Gesichtspunkte erwachsen.

Von diesem Standpunkte aus haben Herausgeber und Verleger die Arbeit übernommen und legen dieselbe in dieser Ueberzeugung dem gelehrten Publikum vor, welches wohl über den hin und wieder nicht eleganten Stil hinwegzusehen wissen wird. Derselbe war ohne gänzliche Umarbeitung des schwedischen Textes, wobei aber sehr leicht durch die Uebersetzung unwissentliche Fälschungen des Verfassers hätten entstehen können, nicht zu ändern; es hat dem Uebersetzer oft Kopfzerbrechen gemacht, den Sinn und Stil des Verfassers, ohne dessen eigenthümlicher Art und Weise zu nahe zu treten, in einigermassen fliessendem Deutsch wiederzugeben.

Dies vorausgeschickt, mag das jedenfalls bedeutende Werk seine Sache selbst plaidiren, und es wird dies trotz allem auch thun können, denn es füllt bedeutende Lücken in der bisherigen Darstellung des dreissigjährigen Krieges aus.

Dr. Helms.

Inhaltsverzeichniss.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Erstes Buch.

König Gustav II. Adolf.

Der grösste der schwedischen Könige hat selbst sein Bild durch Regierungshandlungen und Grossthaten gezeichnet, welche ihn dazu berechtigten, der grösste Mann des Jahrhunderts genannt zu werden und einen Platz unter den ausgezeichnetsten und glänzendsten Herrschern der Weltgeschichte einzunehmen. Er verlieh seiner Nation eine höhere Bedeutung für die Geschichte Europa's, in deren Entwickelung er mit einer überlegenen Kraft eingriff, die nicht im Verhältniss zu den materiellen Hilfsquellen Schwedens stand, und die ihre Erklärung nur in dem Blick des Genies findet, der die grossen Fragen der Zeit und auch die Mittel zu ihrer Lösung erfasst. Keiner unter den Staatsmännern des siebzehnten Jahrhunderts hat mit grösserem Scharfsinn als er den Zusammenhang der politischen Ereignisse durchschaut, welcher sich lange der Gegenwart und selbst den klugen und kräftigen Regenten verbarg, die sich ausschliesslich in ihre mehr besonderen Interessen vertieften. Sein divinatorischer Blick durchschaute die Wolken, die noch in der Ferne drohten, und die sich bald in den Verheerungen des Gewitters entladen sollten. Schon im Januar 1620 sagte Gustav Adolf voraus, dass der böhmische Krieg kein schnelles Ende nehmen werde.[1])

Der grosse Heerführer berechnete sorgfältig die materiellen Mittel, die benutzt werden konnten und erforderlich waren, um einen Plan durchzuführen und ihn selbst zum Herrn der Ereig-

[1]) König Gustav II. Adolfs Schriften. Herausg. von C. G. Styffe, S. 322.

nisse zu machen. Mit genialer Auffassung verband sich bei ihm eine rastlose Thätigkeit, welche die für die Bedürfnisse eines Feldzugs erforderlichen Hilfsmittel zu sammeln wusste und nichts von glücklichen Zufällen abhängig machte. Sein Adlerblick, welcher das grosse Ganze auffasste, ermüdete nicht, in das Getriebe der ökonomischen Verwaltung einzudringen. Und wenn das Kriegsheer ins Feld rückte, waren alle Bewegungen berechnet, und der geniale Stratege hatte an der Spitze von Truppen, die ein gehorsames Werkzeug in seiner Hand waren, keinen Gegner zu fürchten.

Als Feldherr nimmt Gustav Adolf einen Platz unter den epochemachenden der Weltgeschichte ein. Die Kunst des Krieges, die in ein neues Stadium eintrat, zerbrach einen veralteten Schlendrian und wurde abhängig von einem genialen System und einer Technik, welche in ihren Einzelheiten den Bewegungen im Felde angepasst wurde: während die schwedischen Truppen ihre Schule an den Gestaden der Weichsel durchmachten, bevor sich ihre Colonnen auf den Flügeln des Sieges von der Ostsee und der Oder nach Elbe, Weser, Rhein und Donau ausbreiteten. Dieser Schwedenkönig war es, welcher den Meister in Deutschland spielte, bisher unbesiegte Heermassen zermalmte und die religiöse und bürgerliche Freiheit seiner Glaubensgenossen schützte. Ein in Flammen aufflackernder, bald sich selbst verzehrender Enthusiasmus gewinnt keine Schlachten und Länder, wenn der Krieg mit jener Methode geführt wird, welche den Meister der alten und neuen Schule in diesem weltberühmten Feldzug auszeichnete, in welchem Wallonen und Pappenheimer gegen schwedische Landsknechte und deutsche und schottische Miethstruppen unter schwedischen Fahnen kämpfend anstürmten.

Die Fragen der Kirche und der bürgerlichen Entwickelung waren diesen Massen fremd, welche sich wie die Figuren auf einem Schachbrette nach dem Gutdünken und der scharfen Berechnung Derjenigen bewegten, welche den Gang des abenteuerlichen Spieles leiteten. Gustav Adolf selbst war jedoch von einem Glaubenseifer erfüllt, welcher sowohl seinen mündlichen als schriftlichen Mittheilungen Ton und Farbe verlieh. Unter den einander entgegengesetzten Kräften und Richtungen, welche sich in Gustav Adolfs Persönlichkeit in ungewöhn-

licher Vereinigung begegneten, ist einerseits die tiefe Frömmigkeit zu bemerken, welche, weit entfernt von Schwärmerei und Verfolgungssucht, doch immer auf die feindlichen Gegensätze der Religionsbekenntnisse Gewicht legte. Auf der andern Seite aber erblicken wir die reichen und unermüdlich thätigen geistigen Kräfte, welche ihren Ausdruck in der Leitung des Feldzugs und in politischen Plänen fanden, die mit durchdringendem Blick entworfen und mit jener Klugheit und Ausdauer ins Werk gesetzt wurden, welche ihm einen glücklichen Ausgang verhiessen. Die Macht der religiösen Idee verlieh Gustav Adolf einen fast unbegrenzten Einfluss auf die protestantischen Gemeinden in Deutschland: das Volk warf sich auf die Erde nieder, um die Kleider des Siegers zu berühren und zu küssen, als er nach der Aufforderung der sächsischen Gemeinde als der Beschützer der bisher unterdrückten Kirche auftrat. Der grosse Feldherr erschien somit im Lichte eines Glaubenshelden; in der That opferte er auch ebenso wenig den Orgien der Trinkgelage als den Genüssen der Sinnlichkeit. Dies Letztere gilt wenigstens für das reife Mannesalter. Gustav Adolf versuchte es, sein Lager zu einem Gotteshaus zu machen: obwohl es auch ihm nicht immer gelang, die Mannszucht aufrecht zu erhalten, durch welche seine Truppen sich vordem berühmt gemacht hatten. Während seines Auftretens in Deutschland war Gustav Adolf der Mann des Volkes. Es war das Siegesglück, was die unzuverlässigen Fürsten an seinen Triumphwagen fesselte. Axel Oxenstierna sagt von seinem königlichen Freund: „er war ein gottesfürchtiger Herr in allen seinen Werken und Thaten bis in den Tod“. Die Reden und verschiedene Schreiben Gustav Adolfs sind mit frommen Betrachtungen erfüllt, die durch eine feste Zuversicht auf die Lenkung der Staaten und die Schicksale des einzelnen Menschen durch die Vorsehung belebt werden. Ferner drücken sie jene Ergebung in den Willen einer höheren Macht aus, welche Trost im Unglück schenkt, indem sie an die Beschränktheit des Erdenlebens, sowie daran erinnern, dass der Mensch sein Glück in einer höheren Welt suchen muss. Unglück und Verlust wird als Strafe für die Sünde erklärt, und wenn der Erfolg die Anstrengungen der Sterblichen begleitet, so wird dem Geber alles Guten Danksagung gespendet, und die historische

Weltanschauung sucht ihren Endpunkt und ihr höchstes Ziel in der Verherrlichung der Ehre Gottes.[1]

Wenn dann und wann bei einzelnen Verlusten ein Wort der Wehmuth mit unterläuft, so war dies nur der Ausdruck eines augenblicklichen Gefühls: die unwandelbare Festigkeit des Glaubenseifers wird die Quelle grosser, denkwürdiger Thaten. Dieser Glaube verleiht auch dem Heldenmuth eine höhere Weihe und lässt ihn den Gefahren des Krieges trotzen in dem erhebenden Gedanken an die schützende Macht der Vorsehung und an die Entwickelung der Weltereignisse, die sich erfüllt, wenn auch die irdischen Werkzeuge einer höheren Weltordnung, die Hauptpersonen des historischen Drama's, vor der Zeit dem Schauplatze entrückt werden. „Ein fröhlicherer Heldenmuth ist auf Erden nie gefunden worden", sagt Geijer treffend.[2]

Der strenge Gegensatz der religiösen Bekenntnisse rief eine Erbitterung gegen die feindlichen Mächte hervor, deren Druck schwer auf den Evangelischen ruhte. Das Schreckbild einer hispanischen Universalmonarchie war noch nicht ganz verschwunden. Die Furcht erhielt Nahrung durch die feste Verbindung der katholischen Grossmächte unter einander und durch den Erfolg, welchen die Heere des deutschen Kaisers und der

---

[1]) Gustav Adolfs Schriften S. 345, 348, 349, 357, 369, 371, 427, 428, 438, 445. Als das Pferd des Königs bei einem Gefecht in Livland im Jahre 1625 von einer Kugel getroffen wurde, hiess es in dem Bericht von diesem Ereigniss: „habe ich wol Gott zu danken, der mich der Sterblichkeit so gnädig erinneret, und doch nicht zu meiner Feind Spott und Frolocken in ihre Hand geben wollte" (S. 377). Der Tod der Königinwittwe wird berührt zu gleicher Zeit, wo Gustav Adolf wünscht, dass der Pfalzgraf und dessen Gemahlin sich des Schutzes Gottes erfreuen mögen. Hieran wird folgende Bemerkung geknüpft: „Doch ist es in dieser welt gar eine kurtze zeit, das wir uns mit beswer und sorgen quellen, und das beste ist, das es mit uns ein ende nimbt. Gott vorleye ein sehligh ende, das wir mit Christo ewigh leben mügen" (S. 379); „Gott der beste medicus. Gott, der geber alles guten" (S. 387, 393). „Es bestehet nicht in der stercke des rosses; derowegen ist got hochlich zu bitten umb guten ausgangh (S. 397). „Der liebe Got, der oft durch geringe mittel geholfen hat, lebet noch; der kan und wirdt wol raht schaffen (S. 463)."

[2]) Geijer, Schwedische Geschichte III. S. 186, 278. Cronholm, Geschichte Schwedens unter Gustav II. Adolf. II. S. 240—41.

Liga sich erkämpften. Gustav Adolf, welcher früher als seine Zeitgenossen diese Einheit der Ziele durchschaute und die Gefahren sah, welche der Freiheit Europa's von dem Zusammenwirken dieser colossalen Kräfte drohten, war nicht frei von dem bittern Unwillen gegen die Papisten, der ein Charakterzug jener Zeit war, in welcher confessionelle Satzungen in schärfster Polemik gegen den römisch-katholischen Lehrbegriff auftraten. Die wissenschaftliche Theologie, deren Resultate in das dogmatische Christenthum übergegangen waren, verlieh auch innerhalb des idealen Kreises einer Erbitterung Nahrung, deren Ursprung in politischen Verhältnissen und Befürchtungen gesucht werden muss. Die Sicherheit Schwedens und die Rechte Gustav Adolfs waren durch die Ansprüche, die Verschwörungen und die Waffenmacht Sigismunds bedroht. Der Streit zwischen zwei Zweigen des Wasahauses nahm die kirchlichen Gegensätze in sich auf und berührte das Vaterland und das regierende Haus sehr nahe. Diese Andeutungen erklären es, weshalb die öffentlichen Reichstagsvorlagen Gustav Adolfs eine Bitterkeit gegen die römische Kirche athmen, welche die Erzählung in Schatten stellt, und zwar in Uebereinstimmung mit der Vorstellung der Zeit, dass papistische Feinde kein Mittel scheuten, mochte es noch so verwerflich sein, wenn sie nur ihr Ziel erreichten.[1])

Der kirchliche Streit berührte hier, wie überall zu jener Zeit, politische Interessen, und auch Gustav Adolf sparte die dunkeln Farben nicht, wenn er eine Schilderung seiner Gegner, der Anhänger des römischen Glaubensbekenntnisses, entwarf. Ihm war der polemische Zug der evangelischen Kirche nicht fremd. Der König verknüpfte religiöse und politische Zwecke und bediente sich der ersteren nicht ohne Berechnung als gegebener Mittel, um die letzteren zu erreichen.

„Gloria altissimo Sueorum refugio", dieser Wahlspruch, welcher die Anfangsbuchstaben zu Gustav Adolfs Namen und Königstitel enthält, war kein leeres Wort, welches etwa blos schön klang, ohne von einer tieferen und innigeren Ueberzeugung getragen zu werden. Ungeheuchelte Gottesfurcht durchdrang den Ge-

[1]) Cronholm, Geschichte Schwedens unter Gustav II. Adolf. III. S. 420 und 21. — Tham, Die Reichstagsprotocolle des Adels. I. S. 20.

dankenkreis und die Gefühlsstimmung des grossen Heldenkönigs, belebte ihn während der Erfüllung wichtiger Pflichten und verlieh seiner Staatskunst Adel und Hoheit. Bothvidi, der nicht für einen Schmeichler angesehen werden kann, hat in der Gedächtnissrede, die er der früh erloschenen Grösse in dem Grabgewölbe hielt, die Aufmerksamkeit auf die Frömmigkeit gelenkt, die in vielen von uns angedeuteten charakteristischen Zügen hervortrat. Gustav Adolf las gern in der heiligen Schrift, bemerkte Bothvidi, und bei dem öffentlichen Gottesdienst folgte der König den Predigten mit solcher Aufmerksamkeit, dass er ganze Sätze daraus wiederholen konnte. Er befahl, Bettage einzuführen, und äusserte oft: „ich merke, dass sie uns viel Gutes von Gott geschaffen haben". Der König liess Morgens und Abends im Lager Gebet halten. „Er beging gern das Sacrament des heiligen Abendmahls und bereitete sich in der Regel drei Tage darauf vor. Im Gebet suchte er Nahrung für seine Andacht, und wenn er krank oder missmuthig war, liess er sich Stücke aus der Bibel und aus den Psalmen vorlesen. Er ehrte die Diener Gottes."

Ein fränkischer Edelmann, welcher fünf Jahre in Stockholm „als Sr. Kgl. Majestät Hofadels-Inspector" gewesen war, pries später an einer deutschen Universität die Vorzüge Gustav Adolfs vor den übrigen Potentaten und führte sogar an, dass dieser König selbst auf einer Erholungsreise eine Bibel bei sich führte. [1])

Wenn nun auch dies alles begründet ist, so hat doch das Heiligenbild, welches lutherische Theologen von ihm entworfen haben, dem weltumfassenden Genius nicht vollständig entsprochen, welcher nach der begründeten Bemerkung Geijers zu viel von Cäsar und Alexander hatte, als dass jenes Bild die Persönlichkeit in ihrem ganzen Reichthum ausdrücken könnte. Das Genie eines Welteroberers und eine markige Persönlichkeit spiegelt sich in einem Herrscher wieder, der seine Bildung aus dem Studium der antiken Welt geschöpft und sich die Hoheit, Stärke und ausdauernde Festigkeit des römischen Geistes angeeignet hatte,

---

[1]) Colloquium politicum über die Frage: Warumb soll ich nicht Schwedisch seyn? Auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden unter Flugschriften über den dreissigjährigen Krieg.

und zugleich, nach dem Muster der Strategie der klassischen Vorzeit, der Kriegskunst der neueren Geschichte eine Aera eröffnete. Gustav Adolf machte einen selbständigen Gebrauch von der Bildung eines vergangenen Zeitalters, die ihm als Mittel zur Verwirklichung der grossen Aufgaben dienen musste, die innerhalb des Gesichtskreises der neueren Zeit lagen, indem er auf dem Gebiete der Diplomatie und des Krieges die Selbständigkeit seines Vaterlandes und die Rechte der unterdrückten evangelischen Kirche verfocht. Und zu gleicher Zeit beeinflusste er das Geschick Europa's im Grossen und steckte den Eroberungsplänen des Habsburgischen Hauses und der katholischen Grossmächte eine Grenze.

Der Heldenkönig lebte ganz und gar für die Ziele der Gegenwart und der Zukunft, und auch seine Sprache empfing ihr Colorit aus dem idealen Kreise, in welchem seine Frömmigkeit ihre Befriedigung suchte. Zwischen Bibelsprüchen und erbaulichen Betrachtungen schimmerten grosse politische Gedanken hervor, die gleichfalls einen ehrwürdigen Ausdruck fanden. Der geistreiche Herrscher Schwedens war kein Schattenbild der Heroen der antiken Welt; er hatte mit ihnen die Ueberlegenheit der glänzenden Naturbegabung, des Genies und der Willenskraft, die sich in voller Eigenthümlichkeit ausprägten, und ferner die grossen politischen Pläne und eine lebensfrische Persönlichkeit gemein. Gustav Adolf war innerhalb des Protestantismus nicht ein Gegenbild zu dem heiligen Ludwig des Mittelalters, wenn er auch von einem höheren Standpunkt aus die Wärme und Innigkeit des Glaubenslebens wiederspiegelte, die den edlen französischen König seiner Kirche und seinem Volk so theuer machte. Gustav Adolf wohnte eine gewaltige Herrscherkraft inne; die religiöse Demuth ging Hand in Hand mit der königlichen Hoheit und der befehlenden Art in Wort und Haltung. Der Mann der That siechte nicht unter asketischen Uebungen dahin, welche die Freude des Klosterbruders ausmachten, und der Vorkämpfer der Kirche sank nie zu einem Werkzeug in den Händen der Geistlichen herab.

Die Regierung Gustav Adolfs verstrich unter unaufhörlichen Kriegen, die ersten drei Kriege hatte er mit der Krone geerbt. Die polnische Fehde dauerte am längsten und verur-

sachte zuweilen dem Könige Bekümmerniss, weil er nicht immer gegen Feindseligkeiten von Seiten Dänemarks gesichert war. Es war indess besser, zum Schwert zu greifen, als auf hinterlistige Verträge zu bauen; die Unterhandlungen wurden anfänglich auch durch den übertriebenen Stolz der Polen erschwert.[1]) Als es nothwendig wurde, Krieg zu führen, beachtete Gustav Adolf die Sehnsucht nach Frieden nicht, die sich im schwedischen Volke äusserte, welches durch den Frieden von drückenden Kriegslasten befreit zu werden hoffte. Der König, der sich anfänglich auf die Kriegsmacht und die Bauern stützte, fürchtete nicht, die erworbene Zuneigung zu verlieren, und deutete an, dass das niedere Volk sich auf Sachen, wie Politik und Krieg, nicht verstehe.[2]) Dies erkannten auch die Vertreter des Volkes auf den Reichstagen an, und die Erfolge des Krieges verliehen schliesslich der königlichen Gewalt eine Ueberlegenheit, vor welcher sich die Stände und der Reichsrath freiwillig beugten. Das schwedische Volk war jedoch, um das Jahr 1630 in hohem Grade verarmt und zwar in Folge von Steuern und Misswachs, was selbst von einem der Reichsräthe (Gabriel Gustavsson Oxenstierna) anerkannt wurde, welcher nicht zu den Missvergnügten gehörte, aber dessenungeachtet tadelte, dass der König der Noth des Landes gegenüber gleichgiltig blieb. Der deutsche Krieg aber trug seine Kosten selbst und war für Schweden mehr aufrichtend als belastend. Eine Thätigkeit, die lange fortgesetzt wird, besitzt etwas Fesselndes, und ein König, welcher unausgesetzt zu Felde lag und seine Ueberlegenheit als Heerführer kannte, konnte wohl nicht anders als mit Selbstgefühl auf der Bahn auftreten, die dem Eroberer Lorbeeren schenkte und sein Gebiet erweiterte. Der Kriegszustand war überhaupt bis zum Jahre 1630 eine Nothwendigkeit, und bis zu diesem Zeitpunkte

---

[1]) Gustav Adolfs Schriften S. 479, 353. „Unsers feindes bauren stoltzer hochmut lesset nicht zu, das wir einige tractaten pflegen können, aber Got, der mechtig ist die stoltzen zu demutigen, wird ihren hochmut zu seiner zeit wol brechen.“

[2]) . . . . Das ich mit dem kriege leichtlich verderben kan, obschon dran viel gelegen, welches doch der Pöbel (drauff unser Land, wie E. E. wissen, bestehet), nicht begreiffen kann, „denn in ihm ist kein consilium, non ratio, non discrimen, non diligentia“.

hing es nicht von Gustav Adolf ab, Schweden den ersehnten Frieden zu schenken.

Die Erfolge, welche in Livland erkämpft wurden, erweckten Neid und Befürchtungen in Bezug auf die wachsende Macht Schwedens.[1] „Die Eroberung von Riga hat mich so formidabel gemacht, dass alle Ostseeländer Furcht vor mir hegen. Das hätte ich mit Stillesitzen nicht erlangen können. Die Reputation und darum angesehen zu sein, solch grosses Werk zu können vollbringen, gefällt mich zwar, dann einem König nichts nützeres ist, als vor mächtig angesehen zu werden: aber dass man mich solch eine grosse Begierde zu herrschen zuschreibet, beklage ich. Es kommt mir vor, als ob man mich darum, dass ich aus Noth einen Eimer Wasser aus der Ostsee schöpfete, suspect halten wollte, die ganze See auszudrinken, eben so weilen ich eine Stadt an der Ostsee gelegen zu Versicherung meines Staats habe eingenommen, darum musste ich im Sinn haben, die andern alle einzunehmen. Ich habe viel zu ein enge Gewissen Krieg zu führen wegen Begierlichkeit Land und Städte, wenn ich solches hätte thun wollen, hätte ich vielleicht dies Jahr gute Gelegenheit dazu gehabet, aber ich begehre keinen Krieg zu führen als den, so ich weiss, dass er gerecht, und in welchem ich wie ein Kriegsmann selig sterben und fröhlich vor Gottes Angesicht erscheinen kann, wie dann dieser polnische Krieg ist, dann weilen sie uns keinen Frieden geben wollen, wehren wir uns mit Recht.[2])“

Die Sicherung der Ostsee war ein Gedanke, der Gustav Adolf stets vorschwebte; allein die Ansprüche der schwedischen und der dänischen Krone auf dieses Meer riefen entgegengesetzte Forderungen hervor, und da die beiden Könige bei mehreren Gelegenheiten einander im Wege standen, so folgte daraus Kälte und Misstrauen.[3])

Gustav Adolf machte mehrere Jahre hindurch fruchtlose Versuche, sich mit den Fürsten und Ständen Norddeutschlands

---

[1]) „Damit die Commercien in der Ostsee einich und alleine in meiner Hand begriffen sein möchten.“

[2]) Gustav Adolfs Schriften. S. 439—40.

[3]) „Leichtfertiger weise mich betrigen zu lassen, wie die Pollen stetts mit mir im sin gehabt haben, darzu habe ich nie vorstehen können“; a. a. O. S. 434.

zu verbinden, um dadurch die Ostsee und Nordsee zu schützen. Ein solches Zusammengehen war die vorausgesetzte Bedingung für einen Anschluss an Grossbritannien, da diese Macht dahin arbeitete, den landflüchtigen Friedrich V. von der Pfalz als Regenten seiner Staaten wieder einzusetzen. Gustav Adolf forderte, dass ein norddeutscher Bund sich bilde, während er andernfalls das Anerbieten des englischen Cabinets nicht berücksichtigen wollte. Der König schätzte sein Volk zu sehr, um es zu opfern, wenn dadurch nichts auszurichten sei. Der Herzog von Mecklenburg erklärte, dass die deutschen Fürsten keine Unzufriedenheit über die Handlungsweise der Papisten hegten. Gustav Adolf traute jedoch dieser Versicherung nicht, weil die Freiheit der Fürsten in keinem grösseren Maass beschränkt werden könne, als wenn sie ungehört verurtheilt und ihrer Besitzungen beraubt würden. „Wenn die Unterdrückung noch weiter geht, werden diejenigen, welche die Erfindung zum Besten geben, dass der Kaiser nur seine Erblande reformire, andere Vorwände ersinnen, um ihre Herren sicher zu machen und deren Rathgeber nicht der fetten Suppen zu berauben, die sie jetzt am Hofe bekommen. Diese Leute sind vollkommen gleichgiltig gegen die Gefahr, welche der Religionsfreiheit und der Hoheit ihrer Fürsten droht. Der König wolle als Freund und Verwandter des Herzogs ihn vor solchen Dienern warnen.[1]"

Der Plan, sich auf England und auf die kleineren Fürsten Norddeutschlands zu stützen, während Anstruther†) sich bemühte, Allianzen zu suchen, um dem vertriebenen Pfalzgrafen beizustehen, scheiterte an der Kälte und der Abneigung, welche bei dem Mecklenburger zu vermerken waren. „Ich habe keine Lust", schrieb Gustav Adolf (absit omen), die Polen und Jesuiten in derselben Weise in Schweden dominiren zu sehen, wie die Spanier in Deutschland. Allein dies wär zu befürchten, wenn es den Papisten, wie sie es begonnen haben, gelänge, ihre Macht über ganz Deutschland auszudehnen. Wenn Mecklenburgs Herzog die Neutralität fahren liesse, könnte durch seine Vermittelung und Autorität viel Gutes zur Sicherung derjenigen geschehen, welche sich aus Gewissensscrupel

---

[1]) Styffe, S. 434, 436, 438.

†) Ein englischer Gesandter. D. H.

dem päpstlichen Joche entziehen. Ich fürchte jedoch, dass Ew. Liebden ungern etwas über diesen Punkt hören, und deshalb breche ich den Discurs ab und will Ew. Liebden nicht molest fallen." [1])

Herzog Adolf Friedrich befürchtete, dass schwedische Truppen in Mecklenburg landen würden, und bat, seine Unterthanen mit Einquartierung zu verschonen. Der König bemühte sich, ihn zu beruhigen, um so mehr, als die vorgeschlagene Unterhandlung allein auf eine gemeinsame Vertheidigung abgezielt habe. Und von der Unterstützung, welche den Herzögen von Mecklenburg und ihren Nachbarn angeboten war, könne nur dann die Rede sein, wenn die Fürsten selbst um Hilfe bei Schweden anhielten. „Wenn die bürgerliche Ordnung in Deutschland ohne mich aufrecht erhalten werden kann, sehe ich das am liebsten, weil das mit der wenigsten Gefahr für mich geschieht." Der Herzog wurde gebeten, nachtheilige „Calumnien" über Gustav Adolf zu widerlegen. [2])

Acht Monate später kam man dem König mit einem Vertrauen entgegen, welches auf ältere Pläne gegründet war, aber nicht auf die gegenwärtige politische Lage. Der bisher unschlüssige Herzog von Mecklenburg wünschte nun, dass Gustav Adolf sich nach Deutschland begebe, um auf diejenigen Stände einzuwirken, die sich unthätig verhielten, und um die Ausführung der politischen Pläne zu leiten. Der König hätte erst im Sommer 1626 einen Feldzug beginnen können, welcher jedoch gleichfalls davon abhängig gewesen wäre, dass die Hansestädte sich mit ihm verbanden und sein Kriegsheer mit bedeutenden Mitteln unterstützten. Es verstrich ein Jahr ohne Briefwechsel zwischen dem König und dem Herzog. Man hatte gefunden, dass die von Gustav Adolf vorgeschlagenen Mittel unausführbar und den Reichs- und Kreisordnungen zuwider seien; „weshalb. Wir auch bis ad haec extrema gelangt sind, wo kein Rath mehr vorhanden ist". „Das, was man heute tadelt, wird morgen gelobt, und derjenige, der gestern unser Freund war, wird heute als unser Feind betrachtet. Und daraus folgt, dass wenige einen bestimmten Entschluss in ihren

---

[1]) A. a. O. 446, 452—53.

[2]) A. a. O. S. 456—59.

eigenen Angelegenheiten fassen können, denn sie wissen nicht, ob sie Lutheraner oder Papisten, Kaiserliche oder Dänen, Freie oder Sclaven sein wollen.“ Da S. Liebden sich mit solchen Leuten umgeben haben und sich selbst nicht vertheidigen können, so weiss auch der König keinen Rath.

Vier Monate später hatte der Herzog mit Gustav Adolf in Stettin zusammen zu treffen gewünscht, als dieser sich nach Preussen begab, wurde aber mit einer Ermahnung, der Partei treu zu bleiben, die für die wahre Kirche Gottes kämpfe, abgespeist. Wenn auch, hiess es, die jetzigen Directoren schlecht procedieren, so kann doch Rath ersonnen werden; allein der König will dies dem Papier nicht anvertrauen. Der Herzog soll hierüber Aufklärung von Per Banér erhalten.[1])

Gustav Adolf durchschaute den Zusammenhang zwischen den Kriegen, die in Deutschland und in Polen geführt wurden, und er hatte früher, als man sich in der Regel vorstellt, die Absicht gehabt, sein Schwert in die Wagschale zu werfen, die bis dahin zu leicht befunden worden war, wenn man die Kräfte wog, welche die evangelische Kirche vertheidigten. Gustav Adolf stiess auf Kälte und Unschlüssigkeit bei seinen Glaubensverwandten, und der dänische König kam ihm zuvor. Die Streitmacht Schwedens fand ferner lange Zeit eine genügende Beschäftigung im polnischen Kriege.[2]) Die in dem Briefwechsel mit dem mecklenburgischen Herzoge hingeworfenen Gedanken und Vorschläge sind Luftgebilde, die in nichts versanken, aber sie prophezeiten eine thatenreiche Zukunft. Gustav Adolf sah die Sachen im Grossen und berechnete zugleich die Hilfsquellen sorgfältig, ohne welche nichts auszurichten war. Die Gefahren, die sich dem Blick des Heldenkönigs entschleierten, vergrösserten sich in der Perspective der Phantasie zuweilen, allein in den meisten Fällen rechtfertigten sich seine Voraussagungen durch den Ausgang, an welchen der König appellierte, wenn die Warnungen zu tauben Ohren gesprochen wurden. Geistreich und im Gefühl seiner Ueberlegenheit warf er sehnsüchtige Feuerblicke nach einem Schau-

---

[1]) A. a. O. S. 460—70.

[2]) A. a. O. 463—64. Meine Geschichte Schwedens unter Gustav II. Adolf II. Th. S. 3—4, 98—102, 206—208.

platz, auf welchem er sich berufen fühlte für die Freiheit der Kirche, für Schwedens und für Deutschlands Freiheit zu kämpfen. Allein als man seinen Bemühungen, die Schicksale und Streitkräfte seines Vaterlandes mit denen Deutschlands zu verbinden, mit Gleichgiltigkeit entgegentrat, zog er sich eine Zeit lang zurück. Wenn der König seine Anerbietungen von Beistand an gedankenträge Fürsten und Stände vergeudete, sucht man vergeblich nach der friedlichen Gesinnung, die Gustav Adolf sich selbst beilegte, weil sie ihm von Schwedens Bedürfniss nach Ruhe vorgeschrieben wurde.[1]) Einen ungerechten Krieg beabsichtigte er jedoch nicht zu führen.[2]) Der Feldzug in Deutschland war von der Sorge um die Sicherheit Schwedens und der Ostsee vorgeschrieben und galt den höchsten Interessen der Menschheit. Man hätte ihm ausweichen können, allein Schweden hätte alsdann die schönsten Blätter seiner Geschichte eingebüsst. Der König führte eine andere Sprache seinen Glaubensverwandten in Deutschland gegenüber, eine andere, wenn er an den Kaiser schrieb oder der französischen Regierung die Gründe mittheilte, die sein Auftreten auf dem Kriegsschauplatze rechtfertigten.

Wenn auch das Andenken Gustav Adolfs nicht von dem Glanz der Idealität umstrahlt ist, mit welchem seine Zeitgenossen den Schirmherrn des protestantischen Deutschlands schmückten, und wenn auch die unparteiische Kritik ihn nicht unbedingt für einen Glaubenshelden erklärt, sondern zugibt, dass die Politik einen bedeutenderen Antheil als die Religion an dem heroischen Drama hatte, welches an den Gestaden der Elster und Saale, des Rheins und der Donau sich abspielte, so darf man dabei doch nicht vergessen, dass ein religiöses Princip die Politik beeinflusste und die Nationen Europa's in zwei grosse feindliche Lager gespalten hatte.†)

Gustav Adolf forderte Ersatz für seine Opfer. Er war dies seinem Volke schuldig, infolge der Beiträge, welche dieses zu den Rüstungen und dem Unterhalt der Truppen lieferte.

---

[1]) A. a. O. S. 442.

[2]) A. a. O. S. 490: „Wir müssen rationes conscientiae, non status folgen".

†) Mit dieser nicht erschöpfenden Charakteristik kann sich der Herausgeber nur zum Theil einverstanden erklären.

Und der König musste Besitzungen in Deutschland erwerben, um die Verhältnisse dort so umgestalten zu können, dass die kirchliche und politische Freiheit der Protestanten gesichert wurde. Der grosse Gustav Adolf war unentbehrlich für die neue Ordnung der Dinge, die im Begriff stand sich zu entwickeln, um ein Gegengewicht gegen das Haus Habsburg und gegen das katholische Bündniss aufzustellen. Den protestantischen Fürsten war der fremde König anfänglich nicht willkommen, und er wurde dies erst, als Noth und Gefahr vor der Thür stand. Gustav Adolf rechnete auf keine dauernde Ergebenheit weder von Seiten Kurhessens noch Brandenburgs. Die Geschichtschreiber Deutschlands müssen heutzutage vom nationalen Standpunkte aus Gustav Adolf unvortheilhafter als ehedem beurtheilen. †) Seine Zeit bedurfte seiner, und dadurch wird der Tadel widerlegt, welcher der Kurzsichtigkeit oder den nationalen Vorurtheilen oder dem nationalen Selbstgefühl entspringt. Dass die glänzenden Erfolge ehrgeizige Pläne hervorriefen, und dass der Sieger die Eroberungen, wenigstens einen Theil derselben, nicht aus den Händen geben wollte, soll nicht bestritten werden. Allein wann war die Politik vollständig uneigennützig?

Gustav Adolf verfuhr mit feiner Berechnung, um seine Feinde unschädlich zu machen. Ein Schreiben, bestimmt für einen der hohen Herren in Polen, eröffnete diesem die Aussicht, der Nachfolger Sigismunds zu werden.[1]) Diese Einmischung in die Angelegenheiten eines fremden Reiches lief den Grundsätzen des Völkerrechts zuwider. Indess ist hierbei zu erinnern, dass das Schreiben nie an seinen Bestimmungsort abging, höchst wahrscheinlich weil Gustav Adolf selbst die Krone Polens erstrebte. Es war ein Pfeil, der nicht von der Sehne abgeschossen wurde. Da Polen ein Wahlreich war, und da fremde Mächte sich stets in die Königswahl dieses Reiches mischten, so war Gustav Adolfs Verbindung mit den fremden Magnaten etwas, wozu sich zahlreiche Parallelen auffinden liessen. Dieser Schritt war auch durch die Nothwendigkeit vorgeschrieben, das

---

†) Auch gegen dieses Urtheil müssen erhebliche Bedenken geltend gemacht werden. D. H.

[1]) Meine Geschichte Schwedens unter Gustav II. Adolfs Reg. II. Th.

Geschlecht Sigismunds für Schweden unschädlich zu machen und dem Kaiser zugleich einen Bundesverwandten zu entziehen. Die Diplomatie bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Der grosse schwedische König hatte edle Absichten, wenn auch die Mittel, die manchmal angewendet wurden, darauf deuten, dass die praktische Philosophie keinen Platz auf einem Throne hat, und dass während eines Krieges und während politischer Krisen ein Feind sich bemüht, seinem Gegner das Schwert aus den Händen zu ringen.

Ungeachtet Gustav Adolf während der grössten Zeit seiner Regierung im Felde lag, vergass er darüber die innere Verwaltung Schwedens nicht, und die Menge neuer Organisationen, welche von ihm ausgingen, könnten leicht die Vorstellung erwecken, als zeichneten wir das Bild eines Regenten, welcher seine meiste Zeit in seinem Cabinet und im Conseil verbracht und seine Fürsorge ausschliesslich der Gesetzgebung, den Verwaltungsgeschäften und den Thaten des Friedens gewidmet hätte. Der Bergwerksbetrieb, welcher, seitdem L. de Geer seine Capitalien für die Hebung desselben verwendet hatte, grosse Fortschritte machte, war ein Gegenstand unermüdlicher Aufmerksamkeit Gustav Adolfs. Dem Landbau wurde durch Einberufung fremder Colonisten ins Reich aufgeholfen. Für Handel und Handwerk wurden Verordnungen erlassen und neuen Tuchfabriken Unterstützung gewährt. Es traten Gesetzes-Commissionen in Thätigkeit, und die Richtersprüche wurden der Aufsicht eines neuen Obergerichtshofes untergeben. Die kirchlichen Angelegenheiten umfasste der König mit Theilnahme, das Schulwesen wurde verbessert, und die Universität zu Upsala durch die Freigebigkeit des Königs so wie durch neue Reglements für den Unterricht aus seinem Verfall gehoben und in einen blühenden Zustand gebracht. Die Hochschule mit ihrer verjüngten Lebenskraft war der Glanzpunkt auf dem Gebiet der inneren Geschichte. Die übrigen Verbesserungen waren Stückwerk, und die Fortschritte, auf die gerechnet worden war, wurden durch die Kriegslasten unmöglich gemacht. Der gemeine Mann verblieb in Armuth, und in den Landbezirken schmolz die Bevölkerung infolge der Aushebungen zum Kriegsdienst zusammen, zuletzt war es mit Schwierigkeiten verknüpft, die nöthige Mannschaft zu erlangen. Den Handel vermochte

man nicht sonderlich zu heben, indem die wichtigsten Waaren der Ein- und Ausfuhr der Krone als Monopole gehörten, welche Salz, Getreide und Kupfer umfassten. Im Jahre 1632 wurden die Rechtssprechungen durch des Königs Abwesenheit von Schweden verzögert. Es wurde einer der Canzleisecretäre vom Reichsrath mit der Frage an den König abgesendet, wie man sich in den peinlichen Rechtsfällen verhalten solle, in welchen das Hofgericht entschieden habe, und inwiefern die Bittsteller in Appellationssachen die Rückkehr des Königs abzuwarten hätten. Viele königliche Pfarren waren vacant, und die Bischöfe verlangten die Bestätigung ihrer Angestellten vom Reichsrathe. Hier war ein Stillstand in den Regierungsgeschäften zu verspüren.[1])

In früherer Zeit, als Gustav Adolf mitunter die Winter in Schweden verbrachte, beschäftigte er sich sowohl mit der inneren Verwaltung als mit den ökonomischen Maassnahmen, die behufs der Rüstungen getroffen wurden. Er drang bis in die Einzelheiten der Finanzwirthschaft ein. Gustav Adolf versuchte seinen Scharfsinn an ausserordentlich prosaischen Sachen und nahm genaue Kenntniss vom Cameralwesen. Er umfasste mit demselben lebhaften Interesse die grossartigen politischen Angelegenheiten Europa's und die Nothstände eines mittellosen Reiches, indem er neue Hilfsquellen für den Bedarf des Augenblicks aufsuchte, Rechnungen und Belehnungsgesuche revidierte und oft über eine grosse Anzahl Verwaltungssachen nach Vortrag eines Secretärs entschied, wobei er zuweilen sachkundige Bemerkungen machte und auch dann und wann an eine Donation für irgend einen verdienten Beamten erinnerte. Dergleichen Vorträge fanden auch während der Feldzüge statt. Bothwedh Ravelsson getraute sich nicht, Gustav Adolf ein Schreiben des Reichskanzlers zu übergeben, welches das Gesuch Johann Sparre's um einen Kaufbrief auf das Gut Skenninge befürwortete. Der König hatte auf dem Marsche von Fürth früh und spät viel Arbeit gehabt. — Bothwedh fand es am räthlichsten, die Abgabe des Briefes zu verschieben, bis er den König besser gelaunt finden würde, als

---

[1]) Memorial für Nils Nilsson v. 1. Oct. 1632. Reichs-Register.

damit vorzugehen, so lange keine Hoffnung war, dass der Antrag Gutes ausrichten könne." [1])

Während seines Aufenthalts in Schweden rief Gustav Adolf den Reichsrath in den letzteren Jahren nur bei wichtigeren Angelegenheiten zusammen und duldete keinen Widerstand, sondern setzte seinen Willen durch. Die Beschränkung der Königsmacht durch die Grundgesetze war von keiner Bedeutung, wenn die überlegene, von Siegesruhm umstrahlte Persönlichkeit ihr Recht in Anspruch nahm. Und Gustav Adolf verstand die Sachen besser als die hohen Herren. Eine Ausnahme lassen wir hierbei nur für den Reichskanzler gelten, dessen Auffassung der innern und äussern Angelegenheiten neben der des Königs Aufmerksamkeit verdiente. Wenn der König im Felde war, besorgte der Reichsrath weniger wichtige Regierungsgeschäfte, jedoch hatte ihn der König durch eine Instruction gebunden. Auch die Rechenkammer fürchtete den scharfen Blick Gustav Adolfs und verlangte stets Vorschriften für ihr Verfahren. „Zuhause im Lande reiste der König umher, nahm die Klagen der Unterthanen entgegen, besichtigte Bergwerke und Schiffswerfte und revidierte Rechnungen, Briefe und gerichtliche Urtheile." Er machte grosse Ansprüche an seine Amtshauptleute oder Diener, und Zurechtweisungen wurden nicht gespart, mochten sie nun durch die Nachlässigkeit der Rathsherren oder durch die Eigenwilligkeit eines sonst verdienten Feldobersten hervorgerufen sein. Saumselige Beamte erhielten scharfe Verweise. Auf den Reisen des Königs wurde mit dem Beamtenstand des „platten Landes" streng verfahren, sobald dieser durch Druck und Prellerei eine wirkliche Landplage geworden war. Den Vögten drohte er, „dass sie mit dem Kopfe einzustehen hätten, oder dass sie der Strang als Halsband erwarte". Seine Worte waren manchmal ebenso scharf, als die Carls des Neunten. Ein Officier, welcher sich saumselig beim Aufwerfen einiger Festungswerke erwiesen hatte und sich damit entschuldigte, dass der Boden gefroren sei, und dass deshalb nicht hätte gegraben werden können, er-

---

[1]) Bothwedh Ravelsson an den Reichskanzler. Neuburg d. 7. Oct. 1632. Schwed. Reichs-Archiv, O. S. Warmholtz, Schwedische Bibliothek. VII.

hielt zur Antwort: „Der Boden ist für faule Schweine alle Zeit gefroren“.

In jüngeren Jahren zog seine gereizte Stimmung bisweilen einen allzu heftigen Ausbruch nach sich und gab zu Uebereilungen und zu einer beleidigenden Behandlung desjenigen Veranlassung, welcher irgend ein Versehen begangen hatte. Nach einer nicht genügend bestätigten Erzählung war ein schottischer Oberst Seaton wegen irgend eines Dienstversehens zurechtgewiesen worden, und als er es versuchte, sich zu vertheidigen, soll der König im Feuer des Gesprächs sich so weit vergessen haben, dem fremden Officier vor der Linie eine Ohrfeige zu geben. Seaton forderte seinen Abschied und ritt über die dänische Grenze, um in Dänemark Anstellung zu suchen. Dieser Auftritt müsste somit während des Feldzuges von 1612 stattgefunden haben. Der König nahm einige Diener mit sich und sprengte Seaton nach, um ihm eine Genugthuung für die Beleidigung zu geben. Er bedauerte die zugefügte Beleidigung und erbot sich zu einem Kampf auf Degen oder Pistolen mit dem Schotten: „Ausserhalb der Grenzen Schwedens sind Gustav Adolf und Seaton gleich, rächt Euch, wenn Ihr könnt.“ Diese Worte legt man dem Könige in den Mund. Der fremde Krieger wurde zufrieden gestellt und wünschte im Dienste des Königs zu leben und zu sterben. Er kehrte sofort ins schwedische Lager zurück, woselbst Gustav Adolf erzählte, in welcher Weise dem beleidigten Oberst Satisfaction geworden war.

Wie anerkennenswerth nun auch ein solcher ritterlicher Zug sein mag, und wie sehr es auch mit der Denkungsart eines hochsinnigen Helden übereinstimmt, eine ungerechte Kränkung gut zu machen, so scheint doch dieser Schritt mehr zu sein, als von einem Könige zu erwarten steht, da ja der Verlauf des Krieges und das Wohl des Vaterlandes von seiner Person abhing. Allein wenn auch die Anekdote erdichtet oder ausgeschmückt ist, so deutet sie doch die allgemein gangbare Vorstellung an, dass Gustav Adolf sich wohl in Folge seines heftigen Charakters vergessen konnte, dass er aber auch kein Opfer scheute, um jede mögliche Genugthuung zu geben.

Ein Gegenstück zu dem Auftritte mit Seaton war die beleidigende Zurechtweisung, die sich der Herzog Heinrich Julius

von Sachsen-Lauenburg im Schlosse zu Stockholm zuzog, auf welche ein Zweikampf zwischen dem Herzoge und dem Könige folgte. Dieses Duell fand nicht während eines Krieges statt, und schon hierin zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied zwischen ihm und jener Genugthuung, welche Seaton angeboten sein soll. Die Ehre und die Gesetze der Ritterlichkeit machten sich öfter in einem Zeitalter geltend, in welchem der Heerführer seine Person zu oft und zu sehr blosstellte, und der König brachte zuweilen den Ansprüchen und Traditionen des Cavalierthums ein Opfer.

Gustav Adolf selbst hat bedauert, dass seine Heftigkeit bisweilen das Gleichgewicht des Charakters störte, und dabei die Bemerkung gemacht: „meine Freunde können wohl mit meiner Heftigkeit Einsehen haben, wie ich mit ihren Fehlern, mit der Langsamkeit des Einen, mit der Leidenschaft eines Andern für den Wein und dem Eigennutze eines Dritten". Mit den Jahren trat jedoch eine grössere Selbstbeherrschung ein, und das Aufbrausen des Temperaments gab sich nur durch die höhere Röthe des Gesichts oder die Lebhaftigkeit des Muskelspiels zu erkennen.

Wenn es sich nicht darum handelte, Versäumnisse oder Dienstfehler zu rügen, war Gustav Adolf freundlich und herablassend gegen alle, mit denen er zusammentraf, mochten es nun Beamte mit ihren Familien oder Bauern sein, und er zog sich auch nicht von der ehrlichen Armuth zurück. Er sprach mit alten Kriegern oft lange von den Kriegen, welche sie mitgemacht hatten, „und der alte und invalide Krieger musste sich dann neben den König setzen, der ihm auf die Schulter klopfte und ihn nie unbeschenkt entliess, so dass die Gaben oft für die ganze Lebenszeit ausreichten, selbst für Frau und Kinder. Gustav Adolf sprach zuweilen mit den Trabanten, welche die Wache vor Sr. Majestät Saalthüre hatten, besonders wenn Jemand von ihnen unter seinen oder seiner Vorgänger Fahnen gedient hatte. Diese Auszeichnung traf namentlich einen Greis, der während seiner Jugend unter dem alten Könige Gustav Theil an dem russischen Feldzuge genommen und sich als flinker Soldat bewährt hatte. Der König sah ihn gern auf dem Schlosse und liess sich in lange Gespräche über seinen königlichen Grossvater mit ihm ein, fragte,

wie dessen Art und Weise gewesen, und wie es zu damaligen Zeiten zugegangen sei." Der König verstand es, sich nach Alter und Stand eines Jeden zu richten; denjenigen, welche ein Gesuch hatten, wurde mit Wohlwollen begegnet, und sie bekamen in der Regel gnädige Antworten.[1])

Gustav Adolf wich so viel als möglich jedem umständlicheren Gespräche mit fremden Gesandten aus, die er für „accreditirte Spione" ansah, obgleich er ihnen zu bestimmten Zeiten Zutritt gewährte. Der König vermochte nämlich seine natürliche Lebhaftigkeit nicht so weit zu beherrschen, dass nicht Worte, Bewegungen und Mienen auf seine geheimen Gedanken schliessen liessen: bei Widerspruch und bei irgend einer Doppelsinnigkeit brauste sein heftiges Temperament leicht auf. Die fremden Gesandten wurden deshalb oft an den Kanzler gewiesen, welcher den Willen Gustav Adolfs in Betreff der Verhandlungen eingeholt hatte und aufs Neue fragte, wenn neue Vorschriften nöthig waren. Es fanden indes Ausnahmen statt, namentlich während des deutschen Krieges, wo der König selbst die Gesandten der fremden Fürsten empfing und seine Mittheilungen sich, wie gewöhnlich, durch den genialen Ueberblick, den lakonischen Gedankenreichthum und die treffende Bestimmtheit auszeichneten, die einen mächtigen Willen widerspiegelten. Es fehlt auch nicht an ausdrucksvollen Kraftworten. Ihre Färbung war in der That classisch und lag nicht allein in den lateinischen Sinnsprüchen, deren er sich bediente. Der geniale Herrscher hatte in Rede und Schrift das Wort in erstaunlichem Grade in seiner Gewalt. Die Reden, mit welchen Gustav Adolf die Reichstage eröffnete, zeichneten sich sowohl durch Gedankenreichthum als durch den malenden Stil aus, der die Einbildungskraft fesselte und die Zuhörer unwillkürlich fortriss. Dieselben Eigenschaften erhöhten das Interesse an den besonderen Zwiegesprächen mit dem Könige und zwar in noch höherem Grade. „Er sprach geschmackvoll von allem, was vorfiel, in lateinischer, deutscher, holländischer, französischer und italienischer Sprache. Er discurrierte merkwürdig von Gottes Wort, von Regimentssachen, von Bäumen und Pflanzen, von Vögeln, Fischen und Thieren. Und alle, die vor ihm ge-

---

[1]) Actenstücke zur Gesch. Skandinaviens VIII. S. 12—14.

standen und seine Weisheit gehört haben, preisen sich glücklich."[1]) Seine Studien waren weitreichend, sie wurden durch sorgfältigen Unterricht während der Jugendjahre eingeleitet und nahmen immer zu, denn Gustav Adolf verwendete an jedem Tage wenn irgend möglich einige Stunden auf Lecture. Tiefe und geistreiche Gedanken traten neben der praktischen Richtung des Staatsmannes in seinen öffentlichen Reden und in vielen seiner Briefe hervor (z. B. in den Briefen an die meklenburgischen Herzöge), welche die ausländische Politik berühren und durch die gründliche Darlegung des Gegenstandes den Namen von Abhandlungen verdienen. Das, was in dieser Richtung geschrieben wurde, war weit umfassend. Die Einleitung zur Geschichte des Königs, die leider nicht fortgesetzt wurde, ist ein Meisterstück in Beziehung auf Tiefe der Gedanken und ausdrucksvolle Darstellung. Die Ansichten über den Zweck der Geschichte und wie dieser sich nach der antiken und nach der christlichen Auffassung verschieden gestaltet, verdienen noch, dass man ihnen Aufmerksamkeit schenke. Der historische Standpunkt Gustav Adolfs war derselbe, welcher das Geschlecht Carls des Neunten zur Thronfolge berechtigte und welcher auf dem Gegensatze zwischen dem katholischen und dem evangelischen Bekenntnisse beruhte, der gerade zu einer Zeit im Staatsleben hervortrat, wo das Kirchliche und Politische verschmolz und Letzteres Beweggründe und Absichten aus dem Gebiete des Ersteren entlehnte und sich in dessen Farben kleidete. Die Aufzeichnung gestaltet sich somit zu einer Staatsschrift nicht ohne polemische Richtung. Diese zeugt von der ausgezeichneten Art und Weise, wie der Verfasser den Gegenstand beherrscht, durch welche er hoch über den Chronikenschreibern seiner Zeit steht. Dasselbe gilt von den epigrammatisch zugespitzten Denksprüchen, die ehrfurchtgebietend in ihrer kernigen, alterthümlichen Sprache hervorspringen. Die persönlichen Angaben über Herzog Carl Philipp athmen Gefühl und Kummer und zeugen von einer brüderlichen Liebe, die nicht erlosch, wenn auch Meinungsverschiedenheiten und

---

[1]) Actenstücke zur Gesch. Skandinaviens, VIII. S. 30—32, 39—40. Bothwidi Helbig, Gustav Adolf u. die Kurf. v. Sachsen u. Brandenburg. S. 12—18.

entgegengesetzte politische Interessen manchmal im Leben augenblicklich störend zwischen die königlichen Brüder getreten sind. Die Betrachtung belebt sich manchmal zu einem warmen Pathos und sinkt dann wieder zu einer mehr einfachen Erzählung, untermischt mit dem Ausdrucke frommer Andacht, herab.[1]) Drei Lieder Gustav Adolfs schlagen dann und wann Töne an, welche an die Volkspoesie erinnern. Betrachtungen aus der Sittenlehre haben auch hier einen Ausdruck in gefälliger Form gefunden. Eins dieser Gedichte wurde in deutscher Sprache abgefasst und nach dem Geschmacke der damaligen Zeit mit mythologischen Bildern versehen. Es ist ungewiss, inwiefern die Liebe zu Ebba Brahe die Quelle gewesen ist, aus welcher diese Liebeslieder flossen.[2])

Der um die schwedische Psalmengeschichte sehr verdiente J. W. Beckmann sieht Gustav Adolf als den Verfasser des Liedes „Verzage nicht, du Häuflein klein“ an, welches gedichtet worden sein soll, während der König mit dem Kriegsheere bei Naumburg stand, zwei Tage vor der Schlacht bei Lützen. Der Psalm wird im „Epicedion lamentabile“, wahrscheinlich schon im Jahre 1632 gedruckt, „Königlicher Schwanengesang“ genannt, und in Mengerings „Blutige Siegs-Crone“ aus dem Jahre 1633 als „Sr. königlichen Majestät zu Schweden Lied, welches Sie vor der Schlacht gesungen“, bezeichnet. Die Gründe, welche dafür angeführt worden sind, dass der deutsche Pastor zu Sömmerda, Joh. Altenburg, der Verfasser sei, werden widerlegt.

Der König bemühte sich, so weit thunlich, die barbarische Härte seines Vaters gegen einige höhere Adelsfamilien

---

[1]) Styffe, Gustav Adolfs Schriften, S. 69—102. — Meine Gesch. Schwedens unt. d. Reg. G. II. A. I. Th. S. 18—22.

Sollte nicht eine Auswahl aus den Briefen getroffen werden können, die zwischen Gustav Adolf und der Prinzessin Catharina, seiner Halbschwester, gewechselt wurden, und die als eine Sammlung von gefühlvollen Ergiessungen ein mehr psychologisches als historisches Interesse besitzen? Ich wage dieses Urtheil hier auszusprechen, nachdem ich vor vielen Jahren einige flüchtige Blicke in diese halbverwitterten Schreiben warf, die in der Stegeborg'schen Sammlung in dem schwed. Reichsarchiv aufbewahrt sind. Soweit ich mich entsinne, sind diese Papiere durch Feuersbrunst beschädigt.

[2]) Gustav Adolfs Schriften, S. 611—619, 647.

gut zu machen, und war dem Adel im allgemeinen gewogen, ohne dass er jedoch deshalb Eigenmächtigkeiten und Eingriffe in die Rechte der Krone übersehen hätte. Er theilte freigebig Donationen und Belehnungen aus und rechnete darauf, hierdurch eine Stütze für die Thronansprüche seines Geschlechts in der Ritterschaft zu finden. Der König wünschte auch, dass ihm der Adel ins Feld folge, wozu derselbe sich anfänglich ungern bequemte, obwohl später das Verhältniss ein anderes wurde, weil Gustav Adolfs Schule ausgezeichnete Feldherrn bildete: und nun schmückten sich viele adelige Wappenschilder mit kriegerischen Lorbeeren. Während des Krieges knüpften sich Bande der Ergebenheit und Bewunderung, welche den Adel Schwedens noch näher an einen Heldenkönig fesselten, der die Bewunderung Europa's genoss, und der jedwede Art von Verdienst reichlich belohnte. Die Söhne des unbemittelten Adels wurden durch die Mittel der Krone unterstützt, um zu studieren und darauf im Beamtenstande verwendet zu werden. Es währte jedoch lange, bis die grosse Menge von Adeligen sich höhere Bildung erworben hatte. Dies gilt freilich nicht von den mehr hervorragenden, ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche im Rathe, in der Landesregierung und im Lager dem Könige grosse Dienste erwiesen. Gustav Adolf äusserte im Jahre 1621, dass es ihm lieb sein sollte, wenn zwei landflüchtige Glieder der Familie Gyldenstern, anstatt Feinde des Vaterlandes zu sein, als nützliche Söhne des Vaterlands eine veränderte Stellung einnehmen könnten, weil Personen mit ihrer Bildung ein Schmuck für den Landesadel sein würden, welcher wenige Mitglieder von solchen Eigenschaften zählte.[1]) Eigenmächtigkeit, Dienstvergehen und Versäumniss wurden streng bestraft, selbst wenn es verdiente und hochgestellte Männer waren, die sich ihrer schuldig machten. Dagegen legte der König weniger Gewicht auf unbedachte Aeusserungen, und als einmal einige junge Beamte verschiedene Regierungshandlungen getadelt hatten, beantwortete er den Bericht hierüber mit der Bemerkung: „so lange sie knurren, mag es sein, aber bellen sie laut, werde ich sie auf's Maul schlagen“. Gustav Adolf kannte die menschliche Natur und

---

[1]) Gustav Adolfs Schriften, S. 345.

war deshalb gleichgiltig gegen die Strömungen der öffentlichen Meinung; mit Kaltblütigkeit nahm er unbegründete Aeusserungen von Unzufriedenheit mit seiner Regierung hin. Als der König einmal im Schlosssaale mit seiner Umgebung, welche aus Räthen und andern Personen bestand, in Ernst und Scherz plauderte, trat der Oberstatthalter Hans Akesson Soop ein und gab einen Bericht über eingerissenes Murren und Missvergnügen ab. Gustav Adolf antwortete: „ja, sie schwatzen, so sind die Menschen; niemals mit Massen, entweder kohlschwarz oder kreideweiss, entweder Engel oder Teufel, niemals Mensch mit Schwächen". Die Majestät erhob jedoch Anspruch auf Ehrfurcht und Gehorsam, und als Erik Ralamb sich weigerte an der Tafel in Frankfurt a/M. zu kredenzen, ereiferte sich Gustav Adolf über einen Mangel an Ehrfurcht, welcher in Anwesenheit fremder Fürsten als dem Ansehen des Königs schädlich betrachtet werden konnte, im Fall ihm seine Hofdiener nicht gehorchten. „Ich muss meinen Teller in Ehren halten und muss sowohl Hohe als Niedrige quid juris est lehren", sagte er bei diesem Missverständniss, welches so streng bestraft wurde, dass das Verfahren, namentlich gegen Ralambs Vater, als eine Ungerechtigkeit erscheint.[1]) Ungehorsam wurde als eine Demüthigung betrachtet, die ein Herrscher schwer hinnehmen könne.

Die Beziehungen zum Adel hatten sich gegen das, was sie unter der vorhergehenden Regierung gewesen waren, sehr verändert. Anfänglich rechnete Gustav Adolf hauptsächlich auf die Ergebenheit des Bürgerstandes und der Geistlichkeit und auf eine Heeresmacht, die dazu beitrug, die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Später verschmolz der Vortheil aller Stände mit dem des regierenden Hauses, und der König zählte auch viele Freunde und Bewunderer unter der Ritterschaft. Diese Veränderung wurde durch die Persönlichkeit Gustav Adolfs, durch die Donationen und durch die persönlichen Beziehungen herbeigeführt, welche während der Feldzüge eintraten. Axel Oxenstierna hat ferner unzweifelhaft dazu beigetragen, eine bessere königliche Gesinnung bei der Aristo-

[1] Actenstücke z. Gesch. Skandinaviens VI. S. 12. 13. 32. Fryxell, 6. S. 164.

kratie zu erwecken. Viele, welche den Wunsch hegten, besondere Vortheile zu erlangen, wandten sich an den Kanzler[1]), dem der König vorzugsweise sein Ohr lieh, und welcher seinen Einfluss auf den Adel dazu benutzen konnte, jedes Missvergnügen zu entwaffnen. Der Reichskanzler forderte auch den ersten Stand zu Opfern während der Drangsale des Vaterlandes auf, welche der hochsinnige Aristokrat als Pflicht der Ritterschaft betrachtete. Dieser und Jener aus dem hohen Adel, und zwar seine glänzendsten Mitglieder haben darüber geklagt, dass Gustav Adolf die Privilegien des Standes weniger achtete, als die Hoheit der Krone. Dies ist ein genügender Beweis dafür, dass die Regierung nicht im ausschliesslichen Interesse der Aristokratie geführt wurde.[2])

Ein König, dessen Macht und Rechte sich an die Aufrechthaltung der lutherischen Kirche knüpften, wünschte unter der Geistlichkeit solche Freunde zu finden, die in Folge ihres Einflusses auf die Gemeinde als Volkstribunen betrachtet werden konnten. In dem Entwurf, welcher zu einem Consistorium generale ausgearbeitet wurde, näherten sich die Ansichten über die Kirchenverfassung den presbyterianischen: derselbe zerschlug sich aber wegen des Widerstandes der Bischöfe.

Das System, welches für Handel und Gewerbe aufgestellt wurde, war von den Zeitumständen vorgeschrieben und war, um einen Ausdruck neuerer Zeit zu gebrauchen, prohibitiv. Die Krone und auch der Grosshandel konnten die Monopole nicht entbehren. Es war ein Fehlgriff, dass die Ausmünzung von Kupfer nach dem Jahre 1630 in so hohem Maasse betrieben wurde. Sein Misstrauen gegen die bedeutenden Handelsherren drückte der König so aus: „Hüten wir uns in ihre Ketten zu gerathen. Wir sehen, was in Holland passiert, seitdem sie die

---

[1]) Siehe Schreiben an Oxenstierna in der „Tidösamling" im Reichsarchive.

[2]) „Er war ein heroischer Herr von solchem Charakter, dass er, um andere niederzuhalten, damit seine Gewalt um so grösser werde, die Hand nach den Privilegien anderer ausstreckte." P. Brahe's Aeusserung in der ritterschaftlichen Versammlung. — „Es war in der Regel König Gustav Adolfs Natur, dass er gern seine regalia argumentierte und die Privilegien anderer diminuierte und abschnitt. Jac. de la Gardie's Aeusserung. S. Geijer, Schwed. Gesch. III. S. 33.

Hand im Geldsacke haben; die Kaufleute haben ihr Vaterland in der Chatulle, welches durch Wechsel an einem Posttage in irgend einen beliebigen Welttheil versetzt wird, der dem Kaufmanne als der gewinnbringendste erscheint.[1])“

Der gemeine Mann war einem Heerfürsten gewogen, wenn derselbe auch grosse Opfer forderte, denn man sah diese als unabweisbar an. Schon im Jahre 1620 befürchtete man, dass eine Fortsetzung der ausländischen Feldzüge die gute Uebereinstimmung zwischen dem Könige und dem Volke verderben könne. Aber Gustav Adolf beugte sich nicht vor den Wünschen der grossen Menge, wenn er auch ihren Vortheil in Rechnung zog und wohl wusste, wie grosse Bedeutung der gemeine Mann Schwedens hatte: andererseits aber behauptete er auch, es sei unmöglich, sich Gesetze von denjenigen vorschreiben zu lassen, die kein Verständniss für die Kriegs- und Regierungskunst hätten.

Die Achtung, welche dem beschliessenden Recht der Stände gezollt wurde, entsprach ihrer Bereitwilligkeit zu bewilligen, was das Bedürfniss der Krone und des Krieges erforderte. Gustav Adolf „kam, was offenkundig ist, zum Reiche mit zwei leeren Händen unter harten und schwierigen Verhältnissen. Trotzdem nahm er niemand das Seinige mit Gewalt, sondern er theilte seinem Volke die Bedürfnisse des Reiches mit, um sich die Sachen zu überlegen und nach dem Gesetze zur Vertheidigung der Krone behilflich zu sein“.

Einige der die Persönlichkeit kennzeichnenden Züge mögen hier noch folgen. Gustav Adolf überlegte reiflich, bevor er einen Entschluss fasste. Den Räthen gegenüber wiederholte er des alten Königs Gustav Spruch, den er von seinem Vater gehört hatte: „ein Mal sagen und dabei bleiben ist besser als hundert Mal reden“. In einem vertrauten Kreise äusserte der König von Schmeichelei und Hochmuth: „was sind wir? elende Würmer vor Gott, ein Nichts. Ein Thor prahlt, und ein Narr liebt es, gelobt zu werden.“ Der König änderte ungern alte Gewohnheiten ab: „denn der Schwede liebt den Wechsel genugsam. Man muss mit ihm stetig in allem sein, ihn an

---

[1]) König Gustav Adolfs Schriften, S. 322. Actenstücke z. Gesch. Skandinaviens VIII.

Pünktlichkeit gewöhnen und ihn dadurch ordentlich machen, wie in alten Zeiten seine Gewohnheit war, den Geschäften zum grossen Frommen. Sonst lästert er, und das mit Recht". Der König selbst zeigte niemals Schwäche oder Wechsel weder im Rathe noch im Felde. In Berührung mit den Unterthanen war er freundlich und gelassen, wenn er keine gegründete Veranlassung zum Missvergnügen hatte, denn alsdann flammte er leicht in Zorn auf. „Den Frauenzimmern gegenüber war der König demüthig und courtois, munter und angenehm; Männern gegenüber hielt er auf seine Würde, doch war er zuweilen, wenn es sich so passte, herablassend und fröhlich." Dem Vergnügen wurde wenig geopfert, und Hoffeste gehörten zu den Seltenheiten, was leicht erklärlich ist durch Gustav Adolfs unermüdliche und niemals rastende Thätigkeit, und weil er den grössten Theil seines Lebens im Felde lag. Diese rastlosen Anstrengungen machten es nothwendig, nicht viel Zeit auf die Freuden der Tafel zu verwenden und eine Selbstbeherrschung beizubehalten, die gleichgiltig gegen diese Genüsse war, oder wenigstens jede Unmässigkeit hasste. Bothwidi lobt die Mässigkeit des Königs und erzählt, dass er nicht lange am Tische verweilte. Und gleich nach dem Essen ging er seinen Beschäftigungen nach, durchsah die Canzlei-, Kammer-, Kriegs- und Schiffssachen, unterliess Jagd und Rennen, was zum Berufe der Obrigkeit nicht gehört; anstatt dessen bemühte er sich, Handwerke und nützliche Künste im Lande einzuführen. Wenn man im Lager Sr. Majestät davon abrieth, so viel Wasser bei den Mahlzeiten zu trinken, antwortete er: „das muss ich bei dieser Sommerhitze, damit ich mich besser besinnen kann, wie die Kriegssachen zu ordnen sind". Hierbei ist zu bemerken, dass stets Wein auf der Tafel war; es wird als etwas Ungewöhnliches erzählt, dass einst auf einem längeren Marsche im Jahre 1628 der Wein vermisst wurde. Ein anderer Bericht sagt, dass der König einige Mal schon schwer getrunken hat, doch niemals sich überladen. Obgleich Gustav Adolf kein Freund von Bachanalien und in dieser Beziehung sowohl den damaligen Königen von Grossbritannien und Dänemark als der Mehrzahl der deutschen Fürsten sehr unähnlich war, so verschmähte er doch keineswegs dann und wann ein fröhliches Gelage, in welchem die Becher geleert wurden, aber er überschritt

die Grenzen der Mässigkeit niemals. Und wenn es sich um irgend eine grössere Zusammenkunft der Officiere handelte, wo es an der Tagesordnung war, auch im Trinken tapfer zu sein, erschien der König selten dabei, sondern übertrug das Amt eines Wirthes auf Johann oder Axel Banér oder Patrik Ruthwen.

Die Kleidung des Königs war meistentheils einfach und anspruchslos und prahlte nicht mit überflüssigem Schmucke. Gustav Adolf trug selten einen Ring am Finger oder eine Kette über der Brust oder eine Feder am Hut. Wenn er aber im königlichen Glanze erscheinen musste, geschah dies mit solcher Herrlichkeit, dass Jeder, der ihn sah, seine Lust und Freude hatte. „Sein ganzes Wesen, Statur und Gesichtszüge waren edel, vornehm und imponierend.[1]" Sein vortheilhaftes Aeussere war der Ausdruck einer grossen und edlen Seele und der ausgezeichneten Eigenschaften und intellectuellen Befähigung, die sich in seinem thatenreichen Leben abspiegelten.

Aus den Augen sprachen Majestät, Tiefsinn, Ernst und Milde. Die hohe Stirn und eine römische Nase verliehen dem Profile ein antikes Gepräge. Das Gesicht war voll und der Teint klar. Die Farbe des Haares gab Veranlassung zu dem Beinamen „der Goldkönig aus dem Norden". Nach Kupferstichen zu urtheilen, war der Haarwuchs in den späteren Jahren nicht stark. Der Knebelbart beschattete die Lippen und hing über das Kinn herab. Die riesenstarke und grosse Gestalt war einem Krieger angemessen, der sich so vielen Anstrengungen unterwarf, und stimmte zu der Vorstellung, welche sich die Zeit von Kraftfülle und ehrfurchtgebietender Haltung machte. Die Wunden, welche der Held in vielen heissen Kämpfen neben seinen Lorbeeren geerntet hatte, beschwerten ihn unzweifelhaft, wenn er auch nicht darüber klagte. In den letzten Jahren fiel es Gustav Adolf schwer, den Harnisch zu tragen, auch schrieb er seit seiner Verwundung bei Dirschau nur mit Anstrengung. Seine Wohlbeleibtheit und schwere Haltung waren seinem Wuchse angemessen und hatten mög-

[1] Bothwidi, Actenstücke zur Gesch. Skandinaviens. VIII. S. 24. 25. 38. 39.

licherweise ihren Grund in überschwellender Lebenskraft, flössten jedoch auch Befürchtung von apoplektischen Zufällen ein. Die Gesundheit war nicht immer gut, aber nur ausnahmsweise wurde die Thätigkeit Gustav Adolfs durch Unpässlichkeit der Art unterbrochen, dass ärztlicher Beistand nöthig war. In jüngeren Jahren, wenn der König von Fieber befallen wurde, machte er mit Per Brahe eine Fechtübung, und das Fieber verliess ihn dann. „Beide waren sehr geschickt im Fechten.“ Während des Aufenthalts in Augsburg im Jahre 1632 war seine Gesundheit nicht die beste, aber auch hier benutzte der König leichtere Körperübungen als Heilmittel. Der grosse Geist beherrschte den Körper, selbst wenn dieser manchmal den Dienst versagen wollte, und die Anstrengungen konnten sowohl physische Schmerzen hervorrufen, als sie beseitigen.

Ebba Brahe.

Ebba Brahe hat der Jugendliebe des grossen Königs die historische Berühmtheit zu verdanken, welche sich an diese gute, schöne und hochgeborene, aber, was Geistesgaben und Bildung betrifft, unbedeutende Dame knüpft. Sie war eine Persönlichkeit, welche ausschliesslich für einen häuslichen Kreis passte. Erst gegen Ende des Jahres 1612 scheint Gustav Adolf der schönen Grafentochter seine Gefühle ausgesprochen zu haben, die von ihrer sterbenden Mutter der Königin-Wittwe empfohlen worden war und an deren Hofe lebte, woselbst der König Gelegenheit hatte, mit dem Gegenstande seiner ritterlichen Huldigung oft zusammen zu treffen. Der Herzog Johann von Ostgothland hatte gleichfalls einige Zeit vorher für die reizende Ebba geschwärmt, aber später seine Neigung aufgegeben, um sich mit einer Prinzessin aus dem königlichen Hause zu verbinden. Königin Christine sah mit grösstem Missvergnügen, dass die Liebe des jungen Königs für die Tochter eines Unterthans entflammte, weil derselbe seine Gemahlin in irgend einem ausländischen Fürstenhause suchen und dadurch seinen Thron befestigen müsse. Die Missgunst der strengen Königin-Wittwe verursachte Fräulein Ebba viele unangenehme Stunden, so dass sie sogar den König bat, nicht

an eine Verbindung zu denken, welche ihr eine Quelle „des Unglücks und Verderbens“ werden könne. Gustav Adolf wollte seine Geliebte nicht auf den Thron Schwedens erheben, bevor er die Bedenklichkeiten seiner Mutter besiegt hatte, und sprach die Hoffnung aus, dass „ihr Zorn sich mit der Zeit in grosse Liebe verwandeln könne“. Er erwartete alles von der Zeit. In einem Schreiben des Königs an die Prinzessin Catharine vom März 1613 äusserte er, dass die Königin seit einiger Zeit günstiger gegen Ebba gestimmt sei, als damals, wo er sich bei ihnen aufhielt, worüber er sich höchlich freute und nur wünschte, dass es „von langer Dauer sein möchte“. Die Briefe an Ebba enthalten Versicherungen der Treue — es heisst in denselben, dass der König ihr niemals sein Wort brechen würde, — und die Forderung, dass auch Ebba ihr Herz nicht von dem Könige abwenden möge: er verzweifle schon bei dem Gedanken, dass er nicht mehr an sie solle denken dürfen. Sie gab ihrem Vater die Sache anheim und wünschte, dass er bald kommen möge, sie vom Hofe abzuholen, woselbst sie traurige Tage verlebe. Gustav Adolf theilt diesen Wunsch, „damit“, schreibt er, „Ihr nicht länger meinetwegen und vergeblich geplagt werden möget“; und hat sich sogar zur Entsagung entschlossen, was ihm bis dahin als das Schmerzlichste und Trostloseste erschienen war. Ebba „soll ihr Glück nicht mit dem meinigen verscherzen, es ist viel besser, dass der Kummer bei mir allein hängt“. Kurz darauf eröffneten sich günstigere Aussichten, indem die Königin-Wittwe sich von dem sächsischen Herzoge Heinrich Julius hatte bewegen lassen, in die Verbindung zwischen dem König und Fräulein Ebba einzuwilligen, die jedoch noch einige Jahre verschoben werden sollte. Die Königin-Wittwe verwahrte sich jedoch gegen jeden Vorwurf und jede Verantwortung für das, was möglicherweise geschehen könnte, wenn Gustav Adolf seinen Sinn ändern sollte.

So vielen Wechselfällen unterlag eine Herzensneigung, welche gegen den Unwillen vieler und gegen ungünstige Verhältnisse zu kämpfen hatte, die „im Lande böses Blut machte“ und von der selbst Axel Oxenstierna abrieth. Ebba, die aufs Neue die Unannehmlichkeit der feindlichen Stimmung der Königin Christine erfuhr, erhielt durch Vermittelung des

Königs die Erlaubniss, den Hof zu verlassen und nach Strömsholm zu ziehen, wo die alte verwittwete Königin Catharina Stenbock wohnte. Während eines Zeitraums von vierzehn Monaten kamen keine Briefe von Gustav Adolf an seine Geliebte. Erst aus dem eroberten Augdow sendet der König ihr seine ritterliche Huldigung. „Namentlich", schreibt er, „danke ich Seiner göttlichen Allgewalt, dass sie mir die Ehre erwiesen hat, dass ich in Eurer faveur meine Feinde überwunden habe". Gustav Adolf hoffte nach monatelanger Abwesenheit bald bei seiner Geliebten zu sein und zählte immer auf ihre Gunst und Liebe. Zwei undatierte Schreiben gehören muthmasslich dem vorhergehenden Jahre an. Ihr Inhalt ist sowie der ganze Briefwechsel nur von Interesse für die beiden Liebenden. Ebba wird „vor falschen Menschen und ihren Zungen" gewarnt. Ein anderes Mal hat der König nicht Gelegenheit gefunden, Ebba gute Nacht zu sagen, und da er eine lange Zeit ihres Umganges beraubt wird, schickt er ihr die Blume, welche die Deutschen „Vergiss nicht Mein" nennen. In einem dritten Briefe heisst es, dass Gustav Adolf eine grosse Veränderung in ihrer Art und Weise zu schreiben bemerkt habe, „so dass ich mir einbildete, wenn es nicht gegen Euer Versprechen wäre, dass Ihr mich ganz verlassen wolltet". Ebba wurde an ihr Versprechen gemahnt, „dass Ihr mich vor allen anderen Männern lieben würdet", und dürfe sie nicht „Herz und Sinn ändern". — Sollten diese Mahnungen nicht durch die Bewerbungen Jacobs de la Gardie um Ebba Brahe hervorgerufen worden sein?

In einem Schreiben vom 21. März 1615 wünscht der Drost Graf Magnus die Gedanken ihres Bruders, Abrah. Brahe's, über dieses Anerbieten zu erfahren, welches wahrscheinlich dem Könige gegenüber geheim gehalten wurde, bis er sich durch den Kaltsinn seiner Jugendgeliebten bestimmen liess, von einer Neigung abzustehen, die von seiner Mutter bekämpft und im Allgemeinen in Schweden nicht gut geheissen wurde. Warnende Stimmen aus einer verflossenen Zeit bezeugten hier, wie bedenklich eine Verbindung einer hohen Adelsfamilie mit dem regierenden Hause sei, durch welche der Neid eine gar zu grosse Nahrung erhielt und Veranlassung zu gefährlichen Parteistreitigkeiten gegeben werden könnte. Wenn nun auch die

Befürchtungen bei einem so kraftvollen Könige wie Gustav Adolf ungegründet sein mochten, so erweckte es gewiss bei manchem Befriedigung, als die Staatsklugheit die Liebe besiegte.

Gustav Adolf wollte jedoch auch von keiner Verbindung mit einer deutschen Prinzessin hören: er beabsichtigte unvermählt zu bleiben und forderte seinen Bruder, den er zu seinem Nachfolger bestimmte, auf sich zu vermählen. Bei der Hochzeit seiner Schwester Catharina mit Johann Casimir sprach der König die Hoffnung aus, dass sie einen Sohn bekommen möchten, welcher den schwedischen Thron erben könnte.

Gustav Adolf hegte tiefe Ehrfurcht vor seinen Eltern und wollte ohne die Einwilligung der Mutter keine Verbindung eingehen, die zu gleicher Zeit eine private Angelegenheit und eine für das ganze Reich bedeutungsvolle Handlung war. Durch seine Ausdauer hoffte der König jedoch die Zustimmung zu erwirken, auf welche er so grosses Gewicht legte. Es scheint nun, als ob es Ebba gewesen sei, welche zuerst ihre Neigung auf einen anderen Gegenstand warf, indem sie den Hindernissen auswich, die sich zwischen sie und den Thron stellten.

Ebba Brahe hatte bei irgend einer Gelegenheit, wahrscheinlich nachdem sie die Hoffnung, die Gemahlin des Königs zu werden, aufgegeben hatte, mit ihrem Diamantringe an eine Fensterscheibe im Schlosse zu Stockholm folgende Zeilen geschrieben:

„Ich bin zufrieden mit dem Loose mein
Und danke Gott für die Gnade sein.“

Als die Königin-Wittwe dieses las, sprach sie ihre Meinung darüber in folgenden Zeilen aus:

„Das Eine willst Du, das Andre musst Du,
So geht es in solchen Fällen zu.“

Die blendende Schönheit Ebba Brahe's war ein Gegenstand der Bewunderung der Zeitgenossen, und die Dichtkunst sparte ihre Farben nicht, ihre rosigen Reize und bezaubernden Blicke zu schildern. Diese poetischen Huldigungen waren Wiesenblumen, welche man jedwedem schönen Weibe hätte darbringen können, welche aber die Eigenthümlichkeit der

antiken Schönheit nicht ausdrückten, die ihre Zeitgenos
mächtig anzog. Nachdem der Blüthenduft des Lenzes v
war, machen wir die Bekanntschaft der gepriesenen Grä
guter Gattin und Mutter, deren Wohlwollen für ihre
hörigen aus einfachen Briefen spricht, die Mangel an B
verrathen. Die Alltagssprache wird hier in Worte g
eine zärtliche und achtungswerthe Hausfrau beschäftig
mit Hauskuren, macht Einkäufe von ausländischen Fr
und vergisst auch ihre Toilette nicht.[1]) Das sind pros
Eindrücke, welche den Zauber, den eine bewunderte Sch
und die Romantik der Jugend heraufbeschworen hatten
vernichten können.

Der Niederländer A. Cabelliau hatte unter der
rung Carls des Neunten die Gründung der Stadt Gothe
geleitet und war zum Director der persischen Hande
pagnie und ferner im Jahre 1615 zum Gubernator d
maligen privilegierten Handelscompagnie ernannt worde
war ein reicher Mann voll Verständniss für Handelsge
und ein guter Rechner. Es muss den ungünstigen Zeitv
nissen zugeschrieben werden, wenn die auf weitgreifende
delsgeschäfte berechneten Vereine, welche der Leitung C
liau's übergeben wurden, nicht in Wirksamkeit traten
vermögende Ausländer leistete der schwedischen Krone
bedeutenden Vorschüsse, und sein Name kommt in den S
ben der Regierung nur selten vor. Der einzige Auftrag
chen er von der Regierung erhielt, war die Ausarbeitu
Reichsetats für das Jahr 1620. Fünf Jahre vorher
es, als wenn der ausländische Kaufmann grösseres Ver
und mehr Einfluss genossen habe, was wir aus sein
nennung zum Gubernator der Handelscompagnie schl
eine Stellung, die darauf einige ausgezeichnete Reic
inne hatten. Um dieselbe Zeit hatte Cabelliau mit dem
zu verhandeln und reiste deshalb nach Pleskau, mit
Belagerung Gustav damals beschäftigt war. Der Nieder

---

[1]) Gustav Adolfs Schriften, S. 554, 574—585. Actenstüc
Gesch. Skandinaviens VIII. S. 33. Fryxell VI. S. 40—47. H
strand, Actenstücke über Schwedens Theilnahme am dreissigj
Kriege, S. 251.

hatte eine schöne Tochter, die ihm auf der Reise folgte. Margarethe Cabelliau machte die Bekanntschaft des Königs, welcher damals schon um die Bedenklichkeiten wusste, welche Ebba Brahe hegte, und dass sie sich scheute, den Thron mit ihm zu theilen.[1]) Eine hoffnungslose Liebe suchte Ersatz in Berauschung der Sinne. Das Verhältniss zu der schönen Niederländerin dürfte jedoch das einzige der Art sein; man kennt wenigstens keine andern Fälle, in welchen Gustav Adolf der Sinnlichkeit Opfer brachte. Eine Frucht dieser Bekanntschaft war ein Sohn, Gustav Gustavsson, welcher den 24. Mai 1616 geboren wurde. Er wurde später Graf von Wasaborg und erhielt im westphälischen Frieden das Stift Osnabrück. Unter den letzten öffentlichen Schreiben, welche Gustav Adolf vor seinem Auftreten auf deutschem Boden im Jahre 1630 erliess, bemerken wir eine Instruction für die Erziehung des Gustav Gustavsson und eine Donation an A. Cabelliau.[2]) Seine Tochter, welche einst der Gegenstand einer flüchtigen, bald erlöschenden Neigung gewesen war, verschwindet später unbemerkt vom Schauplatze. Cabelliau und seine Familie wohnten in Stockholm; in ihrem Hause wurde Gottesdienst nach calvinischem Bekenntnisse abgehalten, welcher auch von einigen andern Einwohnern Stockholms besucht wurde. Abgesehen von dem confessionellen Unterschiede zwischen dem lutherischen und dem reformierten Bekenntnisse und der Schwierigkeit, eine schwedische Predigt zu verstehen, hatten die Angehörigen Cabelliau's auch einen anderen Grund, um sich auf häusliche Andacht zu beschränken, da es ja nicht angenehm für sie sein konnte, sich in den Kirchen der Hauptstadt zu zeigen.[3]) Die Familie hat somit unbemerkt gelebt, und nur Cabelliau selbst hatte Zutritt zum Könige.

---

[1]) Vgl. Hammarstrand.

[2]) Damit Cabelliau in der Verwaltung der Schiffscompagnie mit grösstem Fleiss fortfahren möge, bekam er mit adliger Freiheit einen Steuerhof und 4 Krongüter im Kirchspiel Bromma. K. M. Brief vom 2. Juni 1630. Hermannus Meijer wurde zum Lehrer für Gustav Gustavsson gesetzt und bekam ein jährliches Gehalt von 400 Rdr. K. Maj. — Brief vom 3. Juni dess. Jahres. R. R.

[3]) „Und sonst wegen Ungelegenheit nicht zur Kirche kommen.“ Cabelliau glaubt, dass er wohl, wenn der König zurückkehre, freie Religionsübung erhalten werde. Reichstagsprotocoll vom 12. Novbr. 1628.

Es war nicht das sinnliche Verhältniss zu Margarethe Cabelliau, welches die Kälte Ebba Brahe's hervorrief, denn der Vorschlag einer ehelichen Verbindung mit De la Gardie war schon vorher eine Familienangelegenheit, welche Gegenstand von Verhandlungen wurde; und vertraulichen Mittheilungen der Königin-Wittwe zufolge stand der König zu Anfang des Jahres 1615 nicht mehr in solchen Beziehungen zu Fräulein Ebba, welche seiner Vermählung mit einer ausländischen Prinzessin hätten hinderlich in den Weg treten können.

Die Liebeslieder, welche Gustav Adolf gedichtet hat, können nicht als Beweise dafür angeführt werden, dass seine Liebe zu Ebba Brahe noch fortlebte, nachdem er von den Reizen der schönen Niederländerin entzückt worden war. Das Lied, welches auf Kymenehof am 15. Januar 1615 gedichtet wurde, ist moralischen Inhalts. Es ist nicht bekannt, in welchem Jahre die zwei Liebeslieder verfasst sind, die zunächst auf die didaktische Dichtung in der Handschriftensammlung zu Skokloster folgen. Wenn man die Anfangsbuchstaben eines jeden Verses der Liebeslieder zusammenstellt, so bilden sie den Namen Christina Flemingh, aber man kennt kein adeliges Fräulein dieses Namens: die Huldigung ist somit einer anonymen Schönheit dargebracht.

Maria Eleonore.

Die Verbindung mit dem brandenburgischen Hofe wurde schon im Jahre 1615 eingeleitet und war Gegenstand der Briefe der schwedischen Königin-Wittwe an den hessischen Landgrafen Moriz; auch einige Diener des Kurfürsten lenkten die Aufmerksamkeit des schwedischen Agenten Birkholz auf die Schönheit und die liebenswürdigen Eigenschaften der Prinzessin Eleonore, welche sie einer königlichen Krone würdig machten. Auch deutete man an, dass Gustav Adolf sich beeilen möchte, damit ihm der englische Kronprinz nicht zuvorkomme. Eine politische Verbindung zwischen Schweden und Brandenburg sah man für erwünscht an, weil diese beiden Mächte Befürchtungen vor dem Unwillen und den Anschlägen des polnischen Hofes hegten. Im Jahre 1616 gab Gustav Adolf Birkholz den Auftrag, für eine freundliche An-

die Grenzen der Mässigkeit niemals. Und wenn es sich um irgend eine grössere Zusammenkunft der Officiere handelte, wo es an der Tagesordnung war, auch im Trinken tapfer zu sein, erschien der König selten dabei, sondern übertrug das Amt eines Wirthes auf Johann oder Axel Banér oder Patrik Ruthwen.

Die Kleidung des Königs war meistentheils einfach und anspruchslos und prahlte nicht mit überflüssigem Schmucke. Gustav Adolf trug selten einen Ring am Finger oder eine Kette über der Brust oder eine Feder am Hut. Wenn er aber im königlichen Glanze erscheinen musste, geschah dies mit solcher Herrlichkeit, dass Jeder, der ihn sah, seine Lust und Freude hatte. „Sein ganzes Wesen, Statur und Gesichtszüge waren edel, vornehm und imponierend.[1])“ Sein vortheilhaftes Aeussere war der Ausdruck einer grossen und edlen Seele und der ausgezeichneten Eigenschaften und intellectuellen Befähigung, die sich in seinem thatenreichen Leben abspiegelten.

Aus den Augen sprachen Majestät, Tiefsinn, Ernst und Milde. Die hohe Stirn und eine römische Nase verliehen dem Profile ein antikes Gepräge. Das Gesicht war voll und der Teint klar. Die Farbe des Haares gab Veranlassung zu dem Beinamen „der Goldkönig aus dem Norden“. Nach Kupferstichen zu urtheilen, war der Haarwuchs in den späteren Jahren nicht stark. Der Knebelbart beschattete die Lippen und hing über das Kinn herab. Die riesenstarke und grosse Gestalt war einem Krieger angemessen, der sich so vielen Anstrengungen unterwarf, und stimmte zu der Vorstellung, welche sich die Zeit von Kraftfülle und ehrfurchtgebietender Haltung machte. Die Wunden, welche der Held in vielen heissen Kämpfen neben seinen Lorbeeren geerntet hatte, beschwerten ihn unzweifelhaft, wenn er auch nicht darüber klagte. In den letzten Jahren fiel es Gustav Adolf schwer, den Harnisch zu tragen, auch schrieb er seit seiner Verwundung bei Dirschau nur mit Anstrengung. Seine Wohlbeleibtheit und schwere Haltung waren seinem Wuchse angemessen und hatten mög-

---

[1]) Bothwidi, Actenstücke zur Gesch. Skandinaviens. VIII. S. 24, 25, 38, 39.

licherweise ihren Grund in überschwellender Lebenskraft, flössten jedoch auch Befürchtung von apoplektischen Zufällen ein. Die Gesundheit war nicht immer gut, aber nur ausnahmsweise wurde die Thätigkeit Gustav Adolfs durch Unpässlichkeit der Art unterbrochen, dass ärztlicher Beistand nöthig war. In jüngeren Jahren, wenn der König von Fieber befallen wurde, machte er mit Per Brahe eine Fechtübung, und das Fieber verliess ihn dann. „Beide waren sehr geschickt im Fechten.“ Während des Aufenthalts in Augsburg im Jahre 1632 war seine Gesundheit nicht die beste, aber auch hier benutzte der König leichtere Körperübungen als Heilmittel. Der grosse Geist beherrschte den Körper, selbst wenn dieser manchmal den Dienst versagen wollte, und die Anstrengungen konnten sowohl physische Schmerzen hervorrufen, als sie beseitigen.

Ebba Brahe.

Ebba Brahe hat der Jugendliebe des grossen Königs die historische Berühmtheit zu verdanken, welche sich an diese gute, schöne und hochgeborene, aber, was Geistesgaben und Bildung betrifft, unbedeutende Dame knüpft. Sie war eine Persönlichkeit, welche ausschliesslich für einen häuslichen Kreis passte. Erst gegen Ende des Jahres 1612 scheint Gustav Adolf der schönen Grafentochter seine Gefühle ausgesprochen zu haben, die von ihrer sterbenden Mutter der Königin-Wittwe empfohlen worden war und an deren Hofe lebte, woselbst der König Gelegenheit hatte, mit dem Gegenstande seiner ritterlichen Huldigung oft zusammen zu treffen. Der Herzog Johann von Ostgothland hatte gleichfalls einige Zeit vorher für die reizende Ebba geschwärmt, aber später seine Neigung aufgegeben, um sich mit einer Prinzessin aus dem königlichen Hause zu verbinden. Königin Christine sah mit grösstem Missvergnügen, dass die Liebe des jungen Königs für die Tochter eines Unterthans entflammte, weil derselbe seine Gemahlin in irgend einem ausländischen Fürstenhause suchen und dadurch seinen Thron befestigen müsse. Die Missgunst der strengen Königin-Wittwe verursachte Fräulein Ebba viele unangenehme Stunden, so dass sie sogar den König bat, nicht

der Krone in Holland 200,000 Thaler zu verwenden, welche für die ausländische Reise Gustav Adolfs bestimmt gewesen waren. Der Aufschub dieser Reise, so wie G. Horns verfehlte Sendung fanden ihre Erklärung in der Unentschlossenheit der kurfürstlichen Familie, welche aus politischen Gründen die Entscheidung in dieser Angelegenheit nicht zu übereilen wünschte.

Der Kurfürst Hans Sigismund starb; es folgte sein Sohn Georg Wilhelm, ein schwacher und unentschlossener Fürst, welcher bei Polen die Belehnung mit Ostpreussen nachsuchen musste, und bis diese ausgewirkt sei, wünschte der Kurfürst, dass die Frage von der Vermählung seiner Schwester unentschieden bleibe, um so mehr als Sigismund die Prinzessin für seinen Sohn Wladislaus begehrte. Nach einem in dem kurfürstlichen Hause geltenden Familiengesetze hatte Georg Wilhelm nicht über die Hand seiner Schwester zu bestimmen, sondern die Ausübung der Vormundschaftsrechte auch in Bezug auf die Verheirathung gehörte der Mutter. Die verwittwete Fürstin hatte aber aus unbekannten Gründen ihre Gesinnung gewechselt und war nun dem schwedischen Könige günstig gesinnt. Die auseinander gehenden Ansichten veranlassten Unschlüssigkeit und Aufschub. Zu Anfang des Jahres 1620 wies Gustav Adolf einen Vorschlag seines Schwagers Johann Casimir zurück, welcher dahin zielte, sein Interesse für die pfälzische Prinzessin Catharina, eine Schwester Friedrichs V., zu erwecken. Der König hatte sich schon zu sehr an einem Orte eingelassen, als dass er Unterhandlungen an einem anderen hätte eröffnen können. Er erwartete auf seinen ersten Antrag einen guten Bescheid und sah auch gelassen einem Korbe entgegen. Als der Pfalzgraf Johann Casimir im Juli 1620 eine Reise nach Deutschland antrat, um sich später in diplomatischer Sendung nach Böhmen zu begeben, folgte ihm Gustav Adolf im strengsten Incognito unter dem Namen eines Capitän Gars, einem Namen, welcher aus den Anfangsbuchstaben Gustav Adolfs und seinem Titel gebildet war. In Berlin konnten die beiden Reisenden nur mit Mühe eine Wohnung finden, weil man sie als zu einigen englischen Miethstruppen gehörend betrachtete, die um jene Zeit durch die Stadt marschierten und wegen ihrer Zügellosigkeit allgemein berüchtigt waren. Die

verwittwete Fürstin wurde von der Ankunft des Königs benachrichtigt und gab ihren Wunsch zu erkennen, Gustav Adolf am darauf folgenden Morgen (es war ein Sonntag) in der Schlosskirche zu treffen. Die Hofleute ergingen sich in Vermuthungen darüber, wer wohl der geheimnissvolle Fremde sein möchte, der durch sein vortheilhaftes Aeussere und seine majestätische Haltung ihre Theilnahme erweckt hatte. Nach beendigtem Gottesdienste fand Gustav Adolf Gelegenheit, in dem Gemache der Fürstin-Wittwe mit Maria Eleonore zu sprechen, und der Eindruck, den diese beiden aufeinander gegenseitig machten, wurde für die beabsichtigte Verbindung entscheidend; eine geheime Verlobung ward abgeschlossen. Von Berlin aus richteten der König und der Pfalzgraf ihre Reise nach den blühenden Umgebungen des Rheins und des Neckars Sie besuchten den Hof zu Heidelberg, und Gustav Adolf legte auch hier sein Incognito nicht ab, welches so sorgfältig bewahrt wurde, dass nicht einmal alle Mitglieder des kurfürstlichen Hauses wussten, wer der fremde Gast sei. Auf einem Spaziergange im Schlossgarten gesellte sich der König zu den Hofleuten in einiger Entfernung von den fürstlichen Personen. Einmal trat er jedoch näher, um dem Gespräche zu lauschen. Prinzessin Catharina, die man dem Könige von Schweden zur Gemahlin vorgeschlagen hatte, fand sich durch die Freiheit, die er sich herausnahm, beleidigt und äusserte zu ihrer Schwester: „was diese Schweden für ein aufdringliches Volk sind“! Tags darauf machte man einen Ausflug, um das Lager des Markgrafen von Baden und das befestigte Mannheim zu besehen. Ein pfälzischer Hofbeamter, Namens Rusdorff, war beauftragt, dem Fremden die Sehenswürdigkeiten unterweges zu zeigen. Die protestantische Gesinnung Gustav Adolfs machte sich hier in Ausdrücken des Unwillens gegen die geistlichen Fürsten Luft, deren Besitzthümer sich auf das pfälzische Gebiet erstreckten. „Mein Herr würde längst diese Zügel und Kappzäume abgeworfen und die Opferpriester zum Gehorsam gebracht haben“, äusserte der angebliche Capitän Gars. Rusdorff berührte die Vermählung der pfälzischen Prinzessin Catharina mit dem schwedischen Könige und erinnerte an die gemeinsamen Interessen des Letzteren und des böhmischen Königs. Nur die letztgenannte Bemerkung wurde mit der Versicherung beantwortet

dass Gustav Adolf dem Könige Friedrich gern zu Diensten sein werde. Der Einwand, den Rusdorff vorbrachte, dass Schweden ein armes Land sei, welches keine bedeutende Unterstützung gewähren könne, selbst wenn man die entlegene Lage desselben ausser Betracht lasse, gab Gustav Adolf Gelegenheit, sich über die Hilfskräfte der schwedischen Krone zu verbreiten und auf Schwedens Reichthum an Kupfer als eine bedeutende Einnahmequelle hinzuweisen. Der Widerwille gegen die Papisten äusserte sich nochmals, indem Gars erzählte, wie in Erfurt ein katholischer Geistlicher um einen Spottpreis die Messe für einen protestantischen Reisenden gelesen und so „das Mysterium seiner Religion verkauft" habe. Der König reiste nach dem Elsass, er besuchte das Lager des badischen Markgrafen und hatte auch die Absicht, nach Ulm zu gehen, woselbst die Mitglieder der evangelischen Union eine Zusammenkunft hatten; allein der Reiseplan wurde abgeändert, und Gustav Adolf kehrte nicht durch Böhmen und die Lausitz zurück, um, wie er anfangs gewollt, König Friedrich zu treffen, sondern machte den Rückweg über Meissen und besuchte später seinen Verwandten, den Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, welcher auch ein Dankschreiben für die Verpflegung empfing, „an welcher nichts gefehlt, und durch welche Se. Liebden seine gute Affection zu erkennen gegeben habe". An der Insel Poel trennte sich der König von seinem Schwager und drückte später seine Verbindlichkeit für all die Mühe, die der Pfalzgraf sich gegeben habe, um ihm zu dienen, aus; auch die Auslagen des Schwagers für den König auf ihrer gemeinsamen Reise und ferner eine ältere Forderung wurden durch einen Wechsel über 10,000 Rthlr. Species gedeckt. Ein Gruss wurde ferner an Johann Casimirs Bruder gesandt nebst einer Danksagung für einen Beweis von Gastfreundschaft, der in seiner anspruchslosen Art und Weise dem Könige willkommener gewesen sei, als wenn es „sehr stattlich" hergegangen wäre. Der König bat, auch die Markgrafen von Baden und Anspach zu grüssen, obgleich er den Letztgenannten nicht angetroffen habe.

Gustav Adolf hatte seine künftige Gemahlin kennen gelernt; allein noch erhoben sich mehrere Hindernisse für eine Verbindung, der von dem polnischen Hofe entgegengearbeitet

wurde, welcher den brandenburgischen Kurfürsten, solange er die Belehnung mit Ostpreussen noch nicht erhalten hatte, in Abhängigkeit hielt. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen äusserte in einem Briefe vom 21. November 1617 über die beabsichtigte Vermählung zwischen dem schwedischen Könige und der Prinzessin Maria Eleonore, dass er dem brandenburgischen Hause alles herzlich gönne, was sein Ansehen zu erhöhen vermöchte, allein er erinnerte dabei an die Gefahren, welche dem schwedischen Reiche drohten, und an die Beziehungen des brandenburgischen Kurfürsten zu dem polnischen Könige in Betreff der Belehnung. Der Brief rieth somit von der Verlobung ab. [1])

Das Bedenken, welches Georg Wilhelm hegte, sich das Missfallen Sigismunds zuzuziehen, veranlasste ihn, sich in einem Briefe an König Friedrich von Böhmen über die Eigenmächtigkeit seiner Mutter zu beklagen, weil sie ohne seine Einwilligung seine Schwester mit Gustav Adolf verlobt hatte und zwar ohne Rücksicht darauf, dass der Kurfürst nach einem Vertrage mit Polen nicht berechtigt sei, irgendwie Verbindungen mit den Feinden der polnischen Krone einzugehen. Der böhmische König nahm für die Fürstin-Wittwe Partei, indem er meinte, sie habe eine Verbindung gefördert, welche ihr verstorbener Gemahl gewünscht und die dem Kurfürsten Unterstützung gegen Polen verschaffen könne. Letzterer sei ja aller Verantwortung überhoben, indem die Mutter ihre Tochter nach gesetzlichem Rechte verlobt habe. Dies sei ein Recht, welches durch den Vertrag des Kurfürsten mit Polen nicht aufgehoben werden könne, und wegen der Vermählung seiner Schwester mit Gustav Adolf könne er nicht der Felonie geziehen werden. Georg Wilhelm liess es sich jedoch angelegen sein, den Aufschub einer Verbindung auszuwirken, die ihn möglicherweise der erstrebten Belehnung berauben könne. Er leitete einen diplomatischen Briefwechsel mit den Königen von England und Dänemark so wie mit den Generalstaaten ein und ersuchte sie, Gustav Adolf zu bewegen, die Vollziehung der Vermählung nicht zu beeilen. In Holland wurde damit nichts ausgerichtet. König Jacob in England trat dagegen den vom Kur-

---

[1]) Fryxell, Actenstücke z. Schwed. Gesch. IV. S. 12 u. 13.

fürsten angegebenen Gründen bei. Christian der Vierte von Dänemark hatte durch ein „seltsames Schreiben" an die Fürstin-Wittwe das Misstrauen des schwedischen Königs erweckt, welches jedoch beseitigt wurde, als er eine Bitte um seinen Beitritt zur Vollziehung der Verbindung sehr wohlwollend beantwortete. Die entschlossene und energische Fürstin-Wittwe that einen raschen Schritt, durch welchen sie ihren Sohn zur Unthätigkeit zwang. Sie liess Maria Eleonore zu ihrer Schwester nach Wolfenbüttel reisen, wodurch die Prinzessin dem Einflusse des Kurfürsten gänzlich entzogen wurde. Dieser letztgenannte, welcher sich um diese Zeit in Preussen aufhielt, hatte gewünscht, dass seine Schwester in Begleitung seiner Gemahlin gleichfalls dahin kommen und ihn besuchen solle, in welchem Falle die Unterhandlungen von Seiten Schwedens erschwert oder verzögert worden wären.[1]) Alles möchte jedoch vielleicht auch ein verstelltes Spiel sein, denn der Kurfürst, welcher, wenn seine Schwester Königin von Schweden wurde, auf Unterstützung von Seiten dieses Reiches rechnen konnte, wird sicherlich wenigstens zu gewissen Zeiten nicht ungern gesehen haben, dass die Fürstin-Wittwe eine Verbindung betrieb, für welche Georg Wilhelm selbst die Verantwortung zu übernehmen nicht wagte.

Pfalzgraf Johann Casimir hatte sich nach Gustav Adolfs Rückkehr nach Schweden wieder an den Berliner Hof begeben und händigte hier der Fürstin-Wittwe ein Schreiben Gustav Adolfs ein. Er wurde während der Abwesenheit des Kurfürsten so wohlwollend selbst von dessen Gemahlin empfangen, dass er Gustav Adolf darin bestärkte „das Eisen zu schmieden, während es heiss sei", und diese Mahnung des Pfalzgrafen wurde auch befolgt. Der König beeilte sich, das Gutachten des schwedischen Reichsraths über eine Apanage für die erwartete Königin einzufordern, und wünschte gleichfalls zu wissen, auf welche Unterstützung der brandenburgische Kurfürst rechnen könnte, wenn seine Belehnung in Preussen von Seiten Polens mit irgendwelcher Gefahr bedroht werden sollte. Der Reichsrath schlug vor, verschiedene namhaft gemachte Städte, Lehen

---

[1]) Hammarstrand, a. a. O. S. 20—43, 192—212. Hallenberg, IV. S. 886—897. Fryxell, VI. S. 47—55.

und Schlösser als Apanage zur Verfügung zu stellen und zwar so, dass, wenn nach niedriger Schätzung nicht 20,000 Rdlr. Einnahmen jährlich aus diesen fliessen sollten, die fehlende Summe aus anderen namhaften Liegenschaften zu beschaffen sei. Das Patronatsrecht, Jagd- und Fischereirecht u. s. w. auf diesen Liegenschaften sollten der Königin gehören, die ausserdem ein Nadelgeld von 4000 Rdlr. aus der Rentkammerkasse jährlich geniessen würde.

Der Rath bewilligte ferner, dass der König den Kurfürsten, „wenn Feindseligkeiten gegen ihn von Seiten Polens wegen dieser Heirath entspringen sollten, mit achttausend Mann Fussvolk entsetzen dürfe; auch könnten 50,000 Rdlr. monatlich zum Unterhalte der brandenburgischen Truppen gezahlt werden. Es dürfe jedoch eine solche Unterstützung nur dann gewährt werden, wenn sich der schwedische König selbst nicht im Kriege mit einer fremden Macht befinde. Schweden dürfe keinen Frieden oder Waffenstillstand mit Polen schliessen, wenn dem brandenburgischen Kurfürsten nicht das preussische Lehn zugesichert werde."

Diese Bestimmungen waren die nothwendige Grundlage, auf welche die Uebereinkunft über die Vermählung sich stützte, und sie konnten auch dem ausländischen Fürstenhause genügen, mit welchem eine Verbindung gesucht wurde. In Betreff der Aussteuer, welche die Prinzessin mitbringen sollte, war der König gleichgiltig und stellte dieselbe ganz und gar dem kurfürstlichen Hofe anheim. Dies waren die ausdrücklichen Vorschriften, als Axel Oxenstierna abgesandt wurde, um die Vemählungsverhandlungen abzuschliessen und die königliche Braut heimzuführen. Die Ausrüstung war stattlich. Acht der grössten Kriegsschiffe gingen unter Admiral Gyllenhjelms Befehl in See. Gustav Adolf war am Bord, ging aber in Landsort ans Land und reiste von dort nach Kalmar, um in dieser Stadt, in welcher der König die Prinzessin Maria Eleonore zu empfangen gedachte, Sorge für die nöthigen Vorbereitungen zu den Festlichkeiten zu tragen. Der Kanzler hatte ein Gefolge von 73 Personen, unter ihnen mehrere Mitglieder der vornehmsten adeligen Familien Schwedens; wir nennen hier nur Freiherr Nils Bjelke und Gustav Horn. 11 Wagen und 57 Pferde waren am Bord. Die Gesandtschaft

landete bei Travemünde und ging von dort über Schwerin und Wittstock nach Berlin. Die Fürstin-Wittwe liess die Unentschlossenheit und die Befürchtungen ihrer Schwiegertochter und der kurfürstlichen Rathsherren in Bezug auf den Groll des polnischen Königs kalt. Die Briefe, welche von dem letzteren und von dem Kurfürsten eingingen, wurden unerbrochen gelassen, damit sie den von der Fürstin-Wittwe gefassten Entschluss nicht wankend machen sollten. Weil man Zeit gewinnen wollte, setzte man keinen Ehecontract auf; man verschob es und überliess es Gustav Adolf, die Bedingungen nach Ankunft der Prinzessin in Schweden zu bestimmen. Nach einem viertägigen Aufenthalte in Berlin begab Oxenstierna sich nach Wolfenbüttel und begleitete von da aus Maria Eleonore nach Wismar, woselbst die Fürstin-Wittwe, von ihrer Schwester und ihrer jüngsten Tochter Catharina begleitet, eingetroffen war. Alle diese fürstlichen Personen reisten wiederum von da nach Kalmar und kamen hier am 7. October 1620 an. Hier gingen die Reichsräthe Abrh. Brahe, Gabriel Bengtsson Oxenstierna und N. Stjernsköld an Bord, um die künftige Gemahlin des Königs zu empfangen. Gustav Adolf selbst stand am Strande.

In einigen Häusern der Vorstadt Kalmars war die Pest ausgebrochen; der König liess diese Häuser in Flammen aufgehen und die Leute von der Stadt entfernen, die sonst leicht die Pest hätten weiter verbreiten können. Man dachte jetzt nur daran, die Freude der Festlichkeiten zu geniessen, die mehrere Tage dauerten. Tischzeug und Bettzeug war aus Stockholm gebracht, Spezereien und Confect aus Deutschland geholt worden. Nachdem einige Tage bei festlichen Gelagen in Kalmar verstrichen waren, begaben sich die königlichen und fürstlichen Personen auf den Weg nach Stockholm. Der König reiste voraus und kam seiner Braut in Westeräs entgegen, von wo er sich beeilte, seine Gäste weiter zu führen, für ihre Bequemlichkeit auf der Reise zu sorgen und Anleitung zu ihrem Empfange in der Hauptstadt zu geben. Der Adel in den Gegenden, durch welche man reiste, stellte die nöthigen Wagen, und ausserdem waren 10—20 Ostgöthawagen bestellt. Lose Tapeten führte man zur Ausschmückung der Räumlichkeiten mit, in welchen unterwegs Aufenthalt genommen wurde. Auch

der gemeine Mann sollte das Seinige zur Verpflegung der hohen Personen beitragen; einige der Bewohner des Districts Kalmar, welche am Wege wohnten, verliessen jedoch die Gehöfte, um der Aufnahme der Gäste zu entgehen. „In Stockholm wurden die nöthigen Massregeln getroffen, um Bequemlichkeit und Behagen zu bereiten und um alles herbeizuschaffen, was zu fröhlichen und glänzenden Festen erforderlich war. Die Zimmer der deutschen Damen wurden mit Oefen versehen, „weil es sonst den Jungfrauen zu kalt sein dürfte.“ Man sah Handbecken und Kannen von Silber und vergoldete Kredenzen. Andere Kannen so wie Leuchter von Zinn waren für die Hofleute bestimmt. Es wurde ein kostbarer Schmuck gekauft, wahrscheinlich zum Geschenke für Maria Eleonore. So viel Zobelfelle, wie der König wünschte, waren aber nicht sofort aufzutreiben. Die Wache am Hofe trug versilberte Partisanen. Der Reichsrath und der Adel hatten sich mit ihren gerüsteten Mannen eingestellt. Vornehme adelige Frauen bedienten die junge Königin, und die königliche Familie war versammelt. Die Königin-Wittwe schützte anfänglich die Krankheit ihres jüngsten Sohnes vor, um ihr Ausbleiben zu entschuldigen, gab jedoch den eindringenden Bitten und Vorstellungen des Königs nach, der seine Vermählung durch die Anwesenheit seiner Mutter geehrt sehen wollte, und erschien gleichfalls. Auch Carl Philipp, ja selbst die alte Königin-Wittwe, Catharina Stenbock, war anwesend. Der Pfalzgraf Johann Casimir und seine Gemahlin hielten sich in Deutschland auf. Am 25. November hielt die königliche Braut einen glänzenden Einzug in Stockholm, und die Vermählung wurde an demselben Tage gefeiert. Am 28. November wurde die Königin gekrönt, und bei dieser Gelegenheit Schaumünzen unter die Menge geworfen. Es wurde überhaupt viele Pracht bei diesen Festen entfaltet.

Unter den Vergnügungen des Hofes war auch eine theatralische Vorstellung. J. A. Prytz hatte „eine lustige Comedie vom Olaf Skottkönig“ verfasst. Der Vorwurf war die Einführung des Christenthums in Schweden, nachdem König Olaf sich an Mildred (Ethelred) in England mit der Bitte gewendet hatte, ihm Priester zu schicken, damit die neue Lehre verkündigt werde, und der heilige Sigfrid, gleichgiltig gegen alle Gefahren, den erzbischöflichen Stuhl zu „Eboraks“ (York) verlassen

hatte, um als Missionär nach dem Norden zu gehen.[1]) Das Wiederaufleben der scenischen Kunst wurde durch den Geschmack des schwedischen Hofes für nationale Schauspiele gefördert, die einen Schritt vorwärts von dem Punkte aus gethan hatten, auf welchem sich Mysterien und Moralitäten des Mittelalters befanden. Wenn auch die Dichterbegabung dürftig war, so sind diese ersten Versuche in dieser Richtung jedenfalls in literar-historischer Beziehung bemerkenswerth, zumal sie unter der Aegide der königlichen Herrschaften verfasst wurden und zur Hebung der Vergnügungen des Hofes dienten.

Maria Eleonore war durch ihre Güte, Schönheit und Anmuth eine Zierde des schwedischen Thrones. Ausländer, die sie als Königin-Wittwe sahen, bewunderten noch eine Schönheit, deren Glanz auch vor der tiefen Trauer über den Tod ihres Gemahls nicht verblichen war.[2]) Ihre Liebe und Ergebenheit für Gustav Adolf wurde diesem oft beschwerlich. Die Gefahren, denen sich der König auf seinen Feldzügen aussetzte, erfüllten Maria Eleonorens Herz mit Kummer und Verzweiflung; sie war trostlos, wenn Nachrichten dahin eingingen, dass ihr Gemahl in irgend welchem Treffen verwundet worden sei. Die Königin bestürmte Axel Oxenstierna bisweilen mit Bitten, dass er den König dazu bewegen möge, nicht in den Krieg zu gehen oder wenigstens ehestens nach Schweden zurückzukehren.[3]) Es wurden kostspielige Ausrüstungen zur Reise der Königin gemacht,[4]) als sie den Kriegsschauplatz in Livland und Preussen zu besuchen wünschte; sie sehnte sich gar sehr, ihren Herrn wieder zu sehen, dessen Heldennatur die Schäferstunden der Heimath versagte, um eine wichtige historische Mission zu erfüllen. Ein ruheloses Gemüth und ein zu tiefes Gefühl verdüsterten die Tage Maria Eleonorens, und das Uebermass ihrer Liebe quälte den König, der einmal geäussert haben soll: „auch ich habe mein malum domesticum, welches mich drückt und mich hindert, über meine zahlreichen Erfolge übermüthig zu werden“. Die junge Kö-

---

[1]) Hallenberg, IV. S. 897—906. Hammarstrand S. 212—14.

[2]) Ogier.

[3]) Ihre Briefe an den Kanzler vom 5. Aug., 3. Septbr. u. Decbr. 1625, 18. Octbr. 1628, 18. April und 14. Juni 1629.

[4]) Zweiter Theil dieser Arbeit S. 377.

nigin war eine warme, phantasiereiche Natur, welche in dem kalten Norden nicht gedieh, wo sie und das Volk einander nicht verstanden und ihre Sonderbarkeiten abstossend erschienen, obgleich sie durch liebenswürdige Eigenschaften aufgewogen wurden. Die brandenburgische Fürstentochter liebte die schönen Künste leidenschaftlich, sie schwärmte für Musik, für Malerei und für die Denkmäler der Architektur und geizte nicht, wenn es sich darum handelte, ihren Kunstsinn in diesen Richtungen zu befriedigen. Sie fand so viel Geschmack an komischen Vorstellungen, dass dem Christian Thuen für eine Comedie, die er agirt hatte, 200 Thaler angewiesen wurden. Er bekam später 14 Tonnen Getreide dafür, dass er Maria Eleonore einige Lustspiele vorgeführt hatte.[1]) Juwelen, goldener Schmuck und was sonst zu einer kostbaren Ausstattung gehörte, führten Ausgaben mit sich, welche die Königin zuweilen in Geldverlegenheit brachten, so dass sie ohne Wissen des Königs Schulden machte. Berechnung und Sparsamkeit wurden vermisst, weil der praktische Verstand etwas nebensächliches war und vor den Gebilden der Phantasie und des Gefühls sowie vor den Mahnungen der Wohlthätigkeit und des Kunstsinnes zurücktreten musste. Ihr Verhältniss zu Gustav Adolf scheint das beste und freundlichste gewesen zu sein, wenn man von einigen Ausbrüchen augenblicklicher Ungeduld absieht. Im Uebrigen war es eine ruhige und anderen Neigungen abgewendete Ergebenheit, die Gustav Adolf an eine bildschöne und kunstliebende Königin fesselte, die, was äussere Vorzüge betrifft, mit Ebba Brahe den Vergleich aushielt und die an seelischer Begabung und Bildung so hoch über der Jugendgeliebten stand. Aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seiner Gemahlin erlaubte der König einige Mal, dass die Königin den Kriegsschauplatz besuchte, und sie trat dann stets mit einer Pracht und einem Gefolge auf, welche ihrer erhabenen Stellung würdig waren. Es wurde nichts gespart, um die Ansprüche Maria Eleonorens auf glänzende Ausstattung zu befriedigen. An dem während Gustav Adolfs Abwesenheit freudenarmen Hofe wurde die Königin von den

---

[1]) Königin Maria Eleonore an den K. Rath 16. Mai 1628. An Ake Axelsson 21. Octbr. 1628. R. R.

Töchtern der höchsten adeligen Familien Schwedens umgeben und bedient. Nachdem eine jüngere Ebba Brahe und Kirstin Mörner aus dem Hofdienste ausgeschieden waren, wünschte die Königin, dass Karin Oxenstierna eine Zeit lang als Hoffräulein eintreten möchte, „sie solle in bester Weise accommodirt werden, wie es einer Freiherrentochter gebühre, wobei sie auf die Affection der Königin zu rechnen habe.“ In Folge dieser Aufforderung begaben sich die Frau und die Tochter des Kanzlers von Preussen nach Schweden, damit die letztere „Uns in unserem Frauenzimmer aufwarte“. Die Entschuldigungen des Reichskanzlers, dass die Tochter kränklich und noch ein Kind sei, was dem Hofdienste hinderlich seine könne, wollte die Königin nicht gelten lassen, sondern antwortete, dass sie Fräulein Karin gut „und als sei sie Unsere eigene“ halten und sie gnädigst in dem unterrichten werde, was etwa fehlen könne.[1]) Als die Gemahlin Gustav Horns, Christina Oxenstierna, eine andere Tochter des Reichskanzlers, starb, beklagte die Königin ihr Hinscheiden in Worten, welche das gute Herz der Verstorbenen hervorhoben,[2]) und die mutterlosen Kinder wurden nach dem Hofe geholt, woselbst Maria Eleonore ihnen alles Gute zu erweisen wünschte in Dankbarkeit für die Treue, die ihr Vater bei den die Verbindung der Königin mit ihrem Gemahl vorbereitenden brandenburgischen Verhandlungen erwiesen hatte.[3])

Zur Befestigung der Freundschaft und um dem schwedischen Königshause Ergebenheit und Vertrauen zu erweisen, wünschte König Christian der Vierte von Dänemark, dass eine seiner Töchter von Christina Munk einige Zeit einen Platz unter den Hofdamen der schwedischen Königin einnehmen möchte. Der dänische Ueberbringer des Briefes, welcher diesen Wunsch enthielt, konnte keine Aufklärung darüber geben, in welcher Eigenschaft die fremde Königstochter angestellt werden sollte. Derjenige, der sie hinüber zu führen hatte, werde

---

[1]) Königin Maria Eleonore an den Kanzler 8. April und 14. Mai 1630.

[2]) „Zudem habe ich Eure Tochter von Herzen geliebt; dan Sie ein ehrlich und aufrichtig Herz war.“

[3]) „Er hat mir in meine Heirat mit Sr. K. Maj. so viel Treue erwiesen.“ Brief an den Kanzler d. d. Wolgast 6. Septbr. 1631.

Bescheid darüber bringen. Maria Eleonore fragte bei ihrem Gemahle an, ob sie das fremde Fräulein mitnehmen sollte, „wenn Wir irgend einen Weg gehen“, und ob das Fräulein an dem Tische der Königin, oder in ihrer eigenen Kammer speisen solle. Der König theilte seine Vorschriften hierüber in einem Schreiben an den Reichsrath mit. Die dänische Königstochter solle ihre eigene Kammer haben, und sei sie etwas gross, so könne sie beim täglichen Umgange unter den Kammerjungfrauen der Königin Platz nehmen, welche Grafentöchter seien, da auch ihre Mutter von dem dänischen Könige Gräfin titulirt werde. Sollte die Fremde für eine Fürstin ausgegeben werden, könnt Ihr sie gehen, sitzen und stehen lassen vor den Frauenzimmern unserer Gemahlin zunächst nach den jungen Fräulein, den Töchtern der Pfalzgräfin. Ist sie noch klein und braucht Wartung und Aufsicht, so kann sie bei der mecklenburgischen Herrschaft bleiben, und sie sollen Alle in Stockholm bleiben, selbst wenn die Königin verreist. In dem Zimmer des Fräuleins können ihre dänischen Jungfrauen speisen, und die Verpflegung muss eine solche sein, dass sie dem Hof unserer Gemahlin nicht zur Disreputation gereicht.“

Von den ausländischen fürstlichen Personen, welche den schwedischen Hof besuchten, nennen wir aus einer älteren Zeit Heinrich Julius von Lauenburg, dessen Bruder Franz Carl, so wie Julius Friedrich von Württemberg. Die Mutter Maria Eleonorens hielt sich lange Zeit in Schweden auf. Christian von Anhalt suchte hier eine Zuflucht und genoss Theilnahme und Unterstützung vom König. Dem landflüchtigen Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg wurde gleichfalls ein wohlwollender Empfang von Seiten Gustav Adolfs zu Theil, als er sich mit Gemahlin und Kind in einem Lande niederliess, welches ihm Schutz gegen die Truppen Wallensteins verlieh.[1]) Die Königin machte, als sie ihren Gemahl in Deutschland besuchte, mehrere neue Bekanntschaften. Die Aufmerksamkeit dieses Landes richtete sich früh auf das schwedische Königshaus. Im Jahre 1623 erging an dasselbe eine Einladung von einem Pfalzgrafen, dem Bruder Johann Casimirs, mit der Bitte, dass

[1]) Gustav Adolfs Schriften S. 346. Die Königin-Wittwe Christina an den Kanzler am 14. Mai 1615. R. A.

Gustav Adolf mit seiner Gemahlin bei der Taufe eines neugeborenen Kindes Gevatter stehen möchten. Die Einladung traf zu spät ein, allein die Pathengeschenke blieben deshalb nicht aus; 2000 Thaler wurden zum Ankaufe von Geschenken bestimmt. Im Jahre 1628 wünschte König Christian der Vierte die schwedische Königin als Taufzeugin zu sehen, „da die Tauffeier seiner jüngsten Tochter celebrirt werden solle". Dem Ueberbringer dieses Wunsches wurde eine Kredenz von 224 Loth eingehändigt, welches das Pathengeschenk war. Gustav Adolf erhielt in Preussen so spät Kenntniss von der Einladung, dass er dadurch verhindert war, Vorschriften in Betreff derselben zu ertheilen; er drückte jedoch den Wunsch aus, dass das Geschenk ein so kostbarer Schmuck sein müsse, dass „Ew. Liebden dasselbe mit reputation übersenden können". Per Sparre wurde nach Kopenhagen gesandt, um bei dem Taufacte die Königin zu vertreten.[1])

Maria Eleonore hielt sich der Politik fern. Einzelne Personen, denen Versprechungen auf Belehnung oder Donationen gegeben waren, wandten sich an die Königin, um die Erfüllung der Zusagen durch ihre Fürsprache zu erwirken.[2]) Bisweilen bemühte sie sich, auch bessere Bedingungen für die Belehnung herbeizuführen.[3])

[1]) Gustav Adolfs Schriften S. 360. Die Königin an Gustav Adolf 26. Juni 1628 und Gustav Adolfs Schreiben vom 12. Juli d. J.

[2]) Maria Eleonore verwandte sich für Casp. v. Tisenhusen, damit ihm das Gut ferner gelassen werde, und für die Kinder des Måns Ifwarsson, dass sie die Besitzthümer ihres Vaters wieder bekämen, gemäss der Entscheidung, die der König schon getroffen hatte. (Vgl. den Brief an die Gemahlin des Feldherrn vom 20. Mai und an N. Bjelke vom 26. Mai 1628.) Als die Königin bei ihrem Gemahl eine Donation des Gutes Loediger für Engelbreckt Mack auszuwirken wünschte, wurde Salvius aufgefordert zu verhindern, dass Jemand andrer dem zuvorkomme und sich in der Canzlei Verbriefung des genannten Gutes verschaffe. Die Wittwe Erik Sparre's versicherte sich der Mitwirkung der Königin zur Wiedergewinnung verlustig gegangenen Familien-Eigenthums, und der König bewilligte später das Gesuch. Als der Kammerjunker Patkul im Landgerichtsbezirke auf der Insel Oeland Verluste gelitten hatte, wies die Königin ihm Ersatz aus den Einnahmen des Obergerichts auf der genannten Insel an. Vgl. den Brief der Königin vom 22. und 31 Octbr. 1628.

[3]) Der König hatte einer Kammerjungfer einige Gehöfte auf be-

Einzelne Schenkungsacte zeugen von ihrer Freigebigkeit, die sich vornehmlich durch Anweisungen von Geld an die Hofleute und die Hofbedienung äusserte. Wenn diese heiratheten, erwirkte die Königin ihnen eine Geldsumme zur Beschaffung von Wein für die eingeladenen Gäste.[1]) Die Königin vergass auch nicht, für die Kleidung der weiblichen Hofbedienung zu sorgen[2]), und schaffte die nöthigen Bücher für den Unterricht der Pagen an.[3]) Aus zahlreichen Schreiben spricht das Wohlwollen und die Aufmerksamkeit für fremde Leute und ihre Wünsche und Drangsale: sie beweisen, dass Maria Eleonore innerhalb des beschränkten Kreises, in welchem sie sich bewegte, sich gern nützlich machte. Maria Eleonore befreite öfter Mannschaften vom Kriegsdienste; wenn die Ausgehobenen giltige Gründe dazu angaben, versprach sie bei ihrem Gemahl die Befreiung zu verantworten, welche sie bewilligt hatte. Einem Bauer vergönnte sie das Recht, in dem Schlosse zu verweilen, bis „Unser Herr zurückgekehrt sein wird, dass Wir dann seine Sache vermitteln können", und „bei der Ungnade Unseres Herrn und der Unserigen" wurde jede Beleidigung desselben verboten. Bei den Misshelligkeiten zwischen einem Ehepaar, veranlasst dadurch, dass der Mann das Eigenthum der Frau verschleuderte, vertheidigte die Königin die Ansprüche der geplünderten Gattin und stellte ihr Eigenthumsrecht auf ein Gehöft, welches sie von ihrem ersten Manne geerbt hatte, sicher. Dem Magistrat von Nyköping gab sie auf, die genannte Frau gegen jeden Eingriff in ihr Vermögen zu schützen,

---

liebige Zeit geschenkt. Die Königin schrieb an Salvius, damit die Schenkungsacte mit Einwilligung des Königs auf Lebzeiten ausgestellt werden möchte. Brief vom 26. Juni 1628.

[1]) An Elisabeth Silfversparre, welche Kammerjungfer gewesen war, wurden 800 Reichsthaler geschenkt. Zwei Frauen des weiblichen Hofstaates, die nicht im Etat aufgeführt worden waren, erhielten auf Anordnung der Königin reichliche Entschädigung, und eine derselben hatte 20 Thlr. Zehrgeld zu einer Reise. Maria Eleonore wies den Lohn der Wirthschaftsfrau und der Wirthschaftsmädchen nach ihrem Gutdünken an. Vgl. Brief vom 17. Juni, 1. und 21. August 1628.

[2]) Brief an J. Skytte vom 6. Septbr. 1628; an den Kanzler, Erfurt den 3. Novbr. 1632.

[3]) Brief an J. Buräus den 21. Aug. 1628.

welches nicht dazu zu verwenden sei, die Schulden des zweiten Mannes zu zahlen.

Ihr Gefühl und ihre Theilnahme für Unglückliche trieb die Königin oft dazu, für diese einzutreten, allein ihre Bemühungen gelangen ihr nicht immer.

Gustav Adolf erinnerte im Mai 1632 den Reichskanzler daran, das kriegsgerichtliche Urtheil über den Obersten Hornegk, welcher durch einen „schändlichen Accord“ Speier aufgegeben hatte, unverzüglich vollstrecken zu lassen und sich nicht um die Intercessionen, „weder um die von Seiten Unserer Gemahlin“, noch von anderen Seiten zu kümmern. Die Milde der Königin dürfe die blutige Gerechtigkeit nicht hemmen, die als abschreckendes Beispiel für andere Befehlshaber nothwendig erachtet würde.

Die Hoffnung auf einen Thronerben wurde vereitelt; im Jahre 1621 kam eine todtgeborene Prinzessin zur Welt, später wurde eine Tochter geboren, die nach Verlauf einiger Jahre starb; Christina, die im Jahre 1626 geboren wurde, erbte die Krone ihres Vaters.

Das königliche Haus zählte nicht viele Mitglieder, und es wurden deren immer weniger. Es fand aber ein gutes Verhältniss unter ihnen statt, welches nur auf Augenblicke durch die Ansprüche des Erbfürsten auf grössere Rechte, als mit einer starken Königsmacht vereinbar seien, gestört wurde.

Christine von Holstein.

Die Mutter Gustav Adolfs, Christine von Holstein, war bei des Königs Thronbesteigung noch in ihrem kräftigen Alter: sie war hochgewachsen und von ziemlich hübschem Aeusseren. In ihren Schreiben und ihrem öffentlichen Auftreten machte sich ein praktischer Verstand, anspruchsvolle Festigkeit und Entschlossenheit geltend. Sie folgte mit Aufmerksamkeit der Verwaltung ihres Leibgedinges und des Herzogthums ihres jüngeren Sohnes, kämpfte eifrig für die fürstlichen Rechte und bemühte sich, den Städten in dem genannten Gebiete das Recht zum Betriebe des Handels mit dem Auslande zu verschaffen. Die Königin-Wittwe selbst nahm Theil an diesem Waaren-

umsatze. Sie kaufte Kupfer in den Bergwerksdistricten auf. Sie stand ihrem Haushalt mit vieler Umsicht und Betriebsamkeit vor und schoss dem Staate Geld gegen 10 bis 12 Procent vor, was damals die höchsten Zinsen waren.[1]) Auch die Kupfer-Compagnie wurde mit Summen von der Königin-Wittwe unterstützt. Bei der Erbtheilung zwischen dem Herzoge Johann und der Prinzessin Elisabeth bemühte Königin Christine sich so viel als möglich zusammen zu bringen, und es war auf den Vortheil des Herzogs Carl Philipp bei der Behauptung abgesehen, dass das Erbgut nicht mit den Schulden des Herzogs Johann zu belasten sei, diese vielmehr aus den Einnahmen des Herzogthums bezahlt werden sollten.

Die Königin-Wittwe gab sich stets Mühe, politische Neuigkeiten zu erfahren, und wandte sich bisweilen deshalb an den Reichskanzler. Sie sehnte sich, Nachrichten von Gustav Adolf zu bekommen, wenn dieser im Felde lag, und wünschte umständliche Berichte über die Kriegsereignisse. Während des dänischen Krieges und der Abwesenheit des Königs holte der Reichsrath die Ansichten der Königin-Wittwe über die öffentlichen Angelegenheiten ein, weshalb sie von Nyköping, wo sie Marie Elisabeth und Carl Philipp, letzteren unpässlich hinterliess, nach Stockholm kam. Die mütterliche Zärtlichkeit musste dies Mal von dem Wunsche, mit ihrem Rath zu nützen, zurückstehen. Obgleich somit die Königin-Wittwe nicht gleichgiltig gegen die politischen Geschäfte blieb, so versuchte sie doch nicht, irgend welchen Einfluss auf dieselben auszuüben, sondern stellte solche Fragen dem Könige oder dem Reichsrathe anheim. Sie war eifrig darauf bedacht, dass die Unterthanen nicht zu sehr ausgepresst werden möchten, und erinnerte an die Liebe und Sorge des Königs für dieselben. Wenn die Schenkungsbriefe ihres seligen Gemahls an alte treue Diener cassirt wurden, hielt sie ihr Missvergnügen nicht zurück, sondern forderte Ersatz für das, was verloren gegangen war. Ihre Briefe, als der Tod ihren geliebtesten Sohn Carl Philipp entrückt hatte, bezeugen eine religiöse Gemüthsstimmung und Ergebenheit in den Willen Gottes. Das Verhältniss zu der königlichen

---

[1]) Meine Gesch. Schwedens unter Gustav II. Adolfs Regierung. III. Thl. S. 460.

Familie war ein freundliches und gutes, und Königin Christine sah die Mitglieder derselben auf dem Schlosse Gripsholm oder in Nyköping gern bei sich.

Wenn ihr Sinn gegen Untergebene aufbrauste, machte er sich in harten Worten Luft, die nicht von der feinsten Art waren. Ihre letzten Jahre waren durch Kränklichkeit verdüstert. Die Personen, welche in der Canzlei der Königin-Wittwe angestellt waren, Erik Elofsson und Nils Chesnecepherus, missbrauchten ihr Vertrauen und fachten Streitigkeiten über die fürstlichen Rechte an. Die Parteilichkeit der Königin-Wittwe in diesen Fragen erklärt sich einigermassen durch die Scheingründe ihrer Rathgeber. Sie liebte beide Söhne und äusserte einmal: „es würde sie gleich sehr schmerzen, ob sie den einen oder den anderen am Finger verwundete".

Die Königin-Wittwe folgte mit Aufmerksamkeit der auswärtigen Politik und äusserte ihr Mitleid mit der Lage ihrer deutschen Glaubensverwandten, die vom Unglücke verfolgt wurden, und für „den guten König von Böhmen, dem es schlecht geht. Ueberall ist die Lage betrübend. Se. Liebden (Friedrich V.) scheint nicht viel Trost durch die englische Ausrüstung zu gewinnen". Ein Jahr später erhielt sie durch den Pfalzgrafen betrübende Nachrichten von den Zuständen in Deutschland. Sie las ein Buch, welches ihr Bruder, der Bischof von Bremen, hatte veröffentlichen lassen, und sandte es versiegelt an Axel Oxenstierna zurück, durch dessen Fürsorge sie es erhalten hatte. Landgraf Moriz trug Gustav Adolf durch dessen Mutter eine Angelegenheit vor, und der Kanzler wurde beauftragt, dieselbe zu befürworten. Zehn Jahre später wandte die Wittwe des Landgrafen sich an die Königin Christine, um den schwedischen König an die Tilgung einer Schuld zu erinnern. Ausländische Fürsten besuchten den Hof auf Gripsholm und in Nyköping. Einige „Junker" wurden nach Telge gesandt, um dort einen württembergischen Fürsten zu empfangen und ihn zur Königin-Wittwe zu begleiten. Als Christine von Anhalt erwartet wurde, beauftragte die Königin den Kanzler, ihr drei oder vier junge Adelige zu senden, „die für Uns das Essen tragen und Uns und dem fremden Herrn zu Diensten sein können, während Sr. Liebden bei Uns ist". Ein Besuch

des Grafen Mansfeld verhinderte die Königin-Wittwe daran, eigenhändig an Casimir zu schreiben.

Zu den Festlichkeiten, welche die Einförmigkeit am Hofe der Königin Christine belebten, gehörten mehrere Hochzeiten von Mitgliedern des schwedischen Adels oder Bediensteten des Hofes, welche die Königin ausrichtete.

Königin Christine war ein kräftiger und in mehreren Beziehungen erhabener Charakter; Herzlichkeit paarte sich in ihr mit Schärfe und Stolz. Mehrere Züge von Kleinlichkeit, Geiz und Parteilichkeit müssen als falsche Richtungen guter Neigungen und Eigenschaften entschuldigt werden.

Axel Oxenstierna.

Axel Oxenstierna nimmt unbestritten den ersten Platz unter Schwedens Staatsmännern ein und besitzt einen der ruhmreichsten Namen in unserer Geschichte, einen Namen, der allein hinter dem Ruhme Gustav Adolfs zurücksteht. Eine biographische Skizze ist ein zu beschränkter Rahmen für das Bild einer Persönlichkeit, deren öffentliche Thätigkeit mit der Geschichte Schwedens während der dreiundvierzig Jahre zusammenfällt, in welcher Axel Oxenstierna einen bedeutenden Antheil an der Regierung hatte. Hier kann es sich nur darum handeln, die Hauptzüge im Charakter des Reichskanzlers und in seinen persönlichen Eigenschaften anzudeuten, die ihn befähigten, so wichtigen Geschäften vorzustehen. Axel Oxenstierna ist in so hohem Grade eine historische Persönlichkeit, dass die Quellen einer Schilderung seines Privatlebens, wenn man Charakter, Neigungen, Umgangsbeziehungen und Lebensgewohnheiten in Betracht zieht, weniger reichhaltig sind, als die Aufzeichnungen, welche sich über und von anderen seiner Standesgenossen vorfinden, die sich nicht zu der Bedeutung erhoben haben wie er, sondern mehr in privaten Kreisen für das Hofleben und für ihre Familien lebten. Die Schreiben, welche wir von Axel Oxenstierna aufbewahrt finden, betreffen vorzugsweise politische Geschäfte, die Angelegenheiten des Vaterlandes und der Regierung. In den Briefen an seinen Sohn Johann werden zuweilen Gegenstände privater Natur berührt; seine Hingebung an Angehörige geht aus den Nachrichten hervor, welche von

diesen mitgetheilt werden. Die Mitglieder des hohen Adels und die Beamten, welche mit Oxenstierna in Briefwechsel standen, berührten hauptsächlich Dienstangelegenheiten oder erbaten sich in irgend einer Beziehung die Fürsprache des Kanzlers bei Gustav Adolf. Doch knüpft sich auch ein historisches Interesse an diese Schreiben; sie bezeugen, wie die vornehmsten Familien des Reiches eine Stütze bei dem ausgezeichnetsten Mitgliede dieses Standes suchten, der nebenbei Gustav Adolfs Freund und Rathgeber war. Der patriotische Staatsmann missbrauchte dieses Vertrauen niemals, welches mit den Jahren sich steigerte. Gustav Adolf hatte zum Theil politische Motive zu seiner Freigebigkeit in Anweisungen und Belehnungen, und eine Menge hierher gehörender Fragen wurden entschieden, ohne dass der Kanzler gehört wurde, wohingegen der König über bedeutendere politische Angelegenheiten die Ansichten seines ersten Ministers einholte. Der Kanzler war im Stande, Gustav Adolf grosse Dienste zu leisten, weil der schwedische Adel Oxenstierna für zahlreiche Gunstbezeugungen verpflichtet war, die seine Fürsprache ausgewirkt hatte, und weil andere seiner Standesgenossen eine abhängige Stellung einnahmen, da ihre Wünsche noch nicht erfüllt waren. Es war von Gewicht für den ersten Stand, die Thronfolge aufrecht zu erhalten, und Gustav Adolf konnte darauf rechnen, an dem Adel Schwedens einen Bundesverwandten zu finden, der aus Dankbarkeit und im Interesse seiner Privatvortheile sich zur Befestigung seiner Macht, zur Bekämpfung feindlicher dynastischer Ansprüche und zu privaten Opfern bestimmen liess, wenn die Casse leer war und die Bewilligungen nicht ausreichten. Die glänzenden Persönlichkeiten, welche während ehrenvoller Kriege grosse Eigenschaften entwickelten, befestigten ferner ein Band zwischen dem genialen Heldenkönige und einem Adel, welcher unter seinen Fahnen seine Namen an die Flügel des Sieges und des Ruhmes knüpfte und sich europäische Berühmtheit erwarb. Dieses Band war stärker als das Privatinteresse, obwohl dieses letztere nicht unbefriedigt gelassen wurde. Es war Bewunderung für den grössten Mann des Jahrhunderts, welcher die Krone Schwedens trug; es war der Enthusiasmus und die warme persönliche Ergebenheit, welche die Sprösslinge der alten adeligen

Familien in Gustav Adolfs Lager versammelte, über welche dessen Krieger einen neuen reicheren Glanz werfen sollten. Und Alle blickten sie zum Könige wie zu ihrem höchsten Vorbild und wie zu dem Genius des Sieges empor. Die Diplomatie und die Rathskammer fanden gleichfalls eine Stütze an mehreren jüngeren Befähigten, z. B. an Per Brahe, Sten Bjelke und Clas Flemming, welche den Kanzler zu ihrem Muster wählten und eine Tüchtigkeit als Beamte entwickelten, die man bisher vermisst oder die man nur in geringerem Mass und unter anspruchloseren Formen bei dem alten Adel bemerkt hatte. Die Macht des Beispiels wirkte. Und wer hat mehr, als Axel Oxenstierna, durch staatsmännische Eigenschaften und unermüdliche Thätigkeit zur Nachfolge ermuntert, indem er seinen Scharfsinn, seine Kenntnisse und einen Fleiss, welcher nimmer ruhte und nimmer erschlaffte, dem Dienste des Vaterlandes widmete? Sein strahlendes Andenken hat dazu beigetragen, die Vorzüge der Persönlichkeit in mehr als einer Bedeutung und in mehr als einer Richtung zur Geltung zu bringen, denn mit diesem Vorbilde vor Augen wurden die reicher begabten Adeligen vom Landleben in den Staatsdienst gezogen.

Wir blicken auf eine Jugend zurück, die ernsten Studien gewidmet war, zuerst in dem elterlichen Hause unter Leitung des Isaak Rathovius, und später an mehreren deutschen Universitäten, namentlich in Rostock, Jena und Wittenberg. Axel Oxenstierna legte hier den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung, welche hauptsächlich Theologie, Geschichte und Staatswissenschaft umfasste; daneben studierte er Latein, Französisch und Deutsch und versäumte auch die ritterlichen Uebungen nicht. Die Richtung seiner Studien bestätigt eine Aeusserung eines grossen Historikers, dass die Bibel und die alten Römer ihr Gepräge und ihren Charakter der staatswissenschaftlichen Bildung unserer ruhmreichsten Tage aufgedrückt hatten. Die christliche Gesinnung spiegelte sich in der Rechtschaffenheit ab, welche die Staatskunst des Kanzlers in einer Zeit charakterisirte, in welcher die Diplomatie anderer Staatsmänner gar sehr von macchiavellistischen Grundsätzen verdunkelt war. Der junge Oxenstierna hatte auf deutschen Universitäten mit solchem Fleisse Theologie studiert und in dieser Wissenschaft solche Fortschritte gemacht, dass er vier Mal über theo-

logische Themata disputirte und man zu glauben begann, der schwedische Edelmann habe sich für den Dienst der Kirche bestimmt. Die schwedische Geistlichkeit holte daher auch bisweilen das Urtheil des Kanzlers in religiösen Angelegenheiten ein. Dergleichen Anfragen waren nicht nur durch die hohe öffentliche Stellung Oxenstierna's veranlasst, sondern man nahm die Belehrung und Anweisung des in solchen Dingen einsichtsvollen Gelehrten in Anspruch. Axel Oxenstierna und seine Brüder kehrten ins Vaterland zurück, als Carl der Zehnte den Befehl ergehen liess, dass alle Schweden, welche sich auf ausländischem Boden aufhielten, sich in Schweden einzustellen hätten. Der vielversprechende Edelmann besass in dem Ruhme seiner Vorväter einen Sporn, in den Dienst des Reiches einzutreten; dreizehn Mitglieder seiner Familie hatten im Reichsrathe gesessen. Axel Oxenstierna führte im Jahre 1606 eine Sendung nach Mecklenburg zur Zufriedenheit Carls des Zehnten aus und wurde in seiner Abwesenheit zum Reichsrath ernannt. Er schlichtete später einen Streit zwischen der Stadt Reval und dem Adel Esthlands und wurde mit der Verwaltung des Reichskanzleramts betraut, auf welches er nach Gustav Adolfs Thronbesteigung Bestellung erhielt. Axel Oxenstierna beschränkte sich nicht auf diplomatische Verhandlungen. Betrachten wir die Menge von Geschäften, welche der Canzlei anheim fielen,[1]) so ist leicht einzusehen, dass der Einfluss des Kanzlers sich auf viele innere Angelegenheiten des Reiches erstrecken konnte. Vornehmlich wurde sein nie nachlassender Eifer und seine unermüdliche Kraft in Anspruch genommen, wenn Rüstungen unternommen und Sendungen für die Versorgung des Kriegsheeres mit Lebensmitteln bestimmt und wenn Geld, Bekleidung und Munition für das schwedische Lager angeschafft werden sollten. Es waren meistentheils Axel Oxenstierna und J. Skytte, denen in solchen Fällen der Auftrag wurde, auf eigene Hand zu handeln oder zu überwachen, dass der Kämmerer seine Obliegenheiten nicht versäumte, sondern die Truppen mit allen Bedürfnissen versorgt wurden.

---

[1]) Meine Gesch. Schwedens unter Gustav II. Adolfs Regierung III. S. 40—43.

Der Kanzler war es, welcher in Livland die Armee verproviantirte, und in Preussen übernahm er die ganze ökonomische Verwaltung, wobei er einige Jahre grossen Gewinn von dem eifrigen und betriebsamen Geerdt Dirckson hatte: nach dessen Tode aber ruhten diese Fürsorgen ausschliesslich auf Oxenstierna. Dieser Letztere, kein Freund von Monopolen, wurde an die Spitze des Getreidehandels der Krone gestellt, welcher die Mittel zur Bestreitung der Kriegskosten hergeben sollte. Gustav Adolf vertraute zumeist auf die Redlichkeit des Reichskanzlers und schätzte seine Geschicklichkeit nach Verdienst. „Ermüdet nicht in meinem und des Reiches Dienst! Namentlich jetzt nicht bei diesem Getreidehandel, denn ich übergebe meine Wohlfahrt lieber in Eure Hände, als in die Anderer. Ich hatte schon alle Gedanken an Hilfe von diesem Mittel aufgegeben, nicht wegen Unkenntniss mit dem, was es bringen konnte, sondern weil ich Niemand wusste, dem ich es anvertrauen konnte, der nicht selbst das Mehl fressen und mich mit der Spreu abspeisen würde. Aber nachdem Ihr es auf Euch genommen habt, bin ich froh und hoffe auf gute Stütze bei der schweren Last, die ich jetzt zu tragen habe. Gott helfe uns diesen Winter gut überstehen, dann meine ich, wird uns der Sommer durch Euren Fleiss und Eure Sorgfalt leichter werden.[1])“

Niemand hatte in Schweden mit grösserem Fleiss und Erfolg das Betreiben der ausserordentlichen Naturalabgaben überwacht und zweckmässiger alle Mittel anzuwenden gewusst, um den Bedürfnissen des Heeres gerecht zu werden, als Oxenstierna. Er verstand es, sich Gehorsam zu verschaffen; seine strenge Redlichkeit flösste Achtung ein, sein Ernst schon verbot untergeordneten Personen, an Unterschleif zu denken. Umsichtige Anordnungen und Betriebsamkeit bei deren Ausführung brachten die gewünschten Resultate hervor. In Preussen leitete der Kanzler die ganze Maschinerie der Verwaltung, und in den schwedischen Eroberungen trat er als der Legat und Generalgouverneur des Königs auf. Er hatte Auftrag sogar,

---

[1]) Gustav Adolf an den Kanzler d. d. Golnow 4. Decbr. 1630. (Gustav Adolfs Schriften S. 545.) III. Theil dieses Werkes S. 40—43. I. Theil dieses Werkes S. 255—56, 278, 326—334, 427, 475.

eine grössere Bodensteuer aufzulegen. Ausserordentliche Gewalt war nöthig, um die mit jedem Jahre grösseren Truppenmassen zu versorgen; die Anordnungen hierzu waren verwickelt: sie nahmen nicht nur die Steuerbeiträge und Zölle Preussens in Anspruch, sondern auch den Credit, welcher nur spärlich durch die Sendungen unterstützt wurde, denen man von Schweden aus entgegensah. Das Vertrauen zu den Mitteln der schwedischen Krone war erschüttert, und es hielt immer schwerer, Vorschüsse bei den Capitalisten zu bekommen. Da die besoldeten fremden Truppen und deren Befehlshaber gar zu lange auf Zahlung warten mussten, kannten ihre Ansprüche und ihre Raublust keine Grenzen. Das kräftige Auftreten und das Ansehen Oxenstierna's erstickte jedoch jeden gewaltsamen Ausbruch dieses Missvergnügens; er war eine Persönlichkeit, welche sich trotzigen und übermüthigen Söldnern gegenüber Geltung zu verschaffen wusste. Es wurde hier sowohl die Energie des Charakters auf die Probe gestellt, als seine Befähigung zur Verwaltung in Anspruch genommen, welche von allen Hilfsquellen Gebrauch zu machen und die Einnahmen anzuwenden verstand, wo sie am nöthigsten waren. Bedeutende Deficits waren nicht zu vermeiden, und die Ausgaben eines Jahres wurden auf das folgende übertragen.[1]) Allein das Missvergnügen wurde erstickt, das Kriegsheer entbehrte das Nothwendige nicht, und das Ansehen der schwedischen Krone in den eroberten Landschaften, die nur unbedeutende Beiträge zur Erhaltung der in Deutschland stehenden Truppen lieferten, wurde aufrechterhalten.

Axel Oxenstierna verstand jedoch nicht nur Mittel zu beschaffen, wenn sie durchaus nöthig waren, und in anderen Fällen sich mit kleinen Einnahmen durchzuhelfen. Wenn das Vaterland in Gefahr war, achtete er keine Standesprivilegien, sondern ermahnte seine nächsten Freunde, ausserordentliche Beiträge auf sich zu nehmen und der Berufung auf Adelsprivilegien zu entsagen. Der Kanzler selbst sei bereit, dem Vaterlande sein ganzes Vermögen als Opfer zu bringen. „Niemand ziehe sich zurück, sondern Alle thuen Eins, und da Jeder

---

[1]) Kriegshistor. Archiv III. S. 222—225.

an dem Wohlstande und der Freiheit des Vaterlandes Theil hat, so mag er auch zu dessen Rettung beitragen; er möge sich besinnen, wie sauer und schwer es ihm ankommen mag, seine Ausgaben zu vermehren und sein Vermögen zu verringern, sondern lieber einen Theil opfern, um das Uebrige zu behalten. . . . Wenn Jeder sich in seinen Winkel zurückzuziehen und an seinen Privatvortheil zu denken beginnt, dann ist es aus mit dem Vaterlande." Ferner wurde vorgeschlagen, dass der gemeine Mann, welcher am meisten belastet war, und welcher bei erhöhten Lasten „sowohl sich selbst als uns aus Ungeduld und Unverstand ins Verderben stürzen könne, von allen ferneren Zuschüssen zu befreien sei. Dahingegen wir, die wir sehr mit der Wohlfahrt des Vaterlandes verflochten, schuldig sind, demselben nach Vermögen beizuspringen und Bürgerschaft, Bergmänner, Kriegsbefehlshaber und Vögte, mit einem Worte, Alle, welche adelige Freiheiten geniessen, all ihr Eigenthum, loses und festes, sollen verzeichnen lassen und davon dem Vaterlande zu Diensten jeden hunderten oder jeden fünfzigsten oder vielleicht jeden dreissigsten Pfennig abgeben. Ich sehe wohl ein, dass dies Manchem schwer fallen wird, halte es jedoch für besser, während es Zeit ist, Etwas zu opfern, als später genöthigt zu sein, Alles zuzusetzen und Frau und Kinder mit dem Bettelstab umhergehen zu lassen, was leider unsere Glaubensgenossen in Deutschland haben thun müssen. Felix quem faciunt aliena pericula cautum." — Sein Bruder Gabriel, an welchen dieser Brief gerichtet war, wurde ermahnt, nebst anderen Räthen des Reiches und anderen rechtschaffenen Schweden mit Ernst die Last ergreifen und zu tragen, welche Se. Kgl. Majestät trägt, namentlich dadurch, „dass Ihr den gemeinen Mann aufklärt und in solcher Weise dem Missvergnügen zuvorkommt, welches wegen dieser unausweichbaren Beschwerden sonst durch Unverstand entstehen kann.[1])" Wenn diese Rathschläge auch von der Klugheit und dem Zeitbedürfniss vorgeschrieben waren, so muss doch nebenbei anerkannt werden, dass die Vaterlandsliebe sich nicht wärmer und hochsinniger aussprechen konnte, als in den hier ausge-

---

[1]) Der Kanzler an Gabriel Oxenstierna den 1. Nov. 1627. R.-Arch. II. Theil, meiner Gesch. Schwedens unter der Regierung Gustav II. Adolfs.

drückten Ansichten, welche Hoheit und Adel des Charakters an den Tag legen. Dieselbe Uneigennützigkeit und dieselbe vaterländische Gesinnung treten uns in den Aeusserungen Oxenstierna's im Reichsrathe entgegen, die dahin gingen, dass die Adeligen nicht zu viel Freiheiten fordern, sondern mit den Unadeligen Theil nehmen möchten an den Steuern der Krone, der Städte, in welchen sie Häuser hätten. Er stellte Pflicht und Schuldigkeit den Privilegien und Rechten gegenüber, und namentlich sprach er für das Beste des Vaterlandes und für dessen gerechte Ansprüche.

Als Diplomat nimmt Axel Oxenstierna einen hohen Rang in der Geschichte Schwedens ein und ist in seinen Verdiensten und Erfolgen unerreicht von allen schwedischen Staatsmännern, die vor und nach ihm diese Bahn betreten haben. Die Verdienste, welche sich der Kanzler durch den Antheil erwarb, den er an der ökonomischen Verwaltung, sowohl in Schweden als in den preussischen Eroberungen nahm, erleichterte und sicherte die Diensttüchtigkeit und Thätigkeit der Truppen. Er hatte somit mittelbar zu den Erfolgen des Krieges beigetragen, die ihn in den Stand setzten, als Diplomat grosse Forderungen zu machen und eine bestimmte Sprache zu führen. Axel Oxenstierna's persönliche Eigenschaften machten ihn vorzugsweise dazu geeignet, Unterhandlungen zu leiten. Wo findet man eine gründlichere und umfangreichere Kenntniss zu den Fragen, welche die Streitpunkte bildeten? War irgend ein Staatsmann besser zu Hause in Betreff der Hilfsquellen, Interessen und Pläne des eigenen Landes und der feindlichen Mächte? Wer verstand es besser als Axel Oxenstierna, von diesen Kenntnissen Gebrauch zu machen, scharfsinniger zu berechnen, welche Vortheile aus der Ueberlegenheit einerseits und aus den Befürchtungen und Niederlagen des Widersachers andererseits gezogen werden könnten? Die Staatsklugheit wurde durch eine Willenskraft unterstützt, welche niemals unterlag und welche den Scharfsinn und die Einsicht fruchtbringend machte. Axel Oxenstierna konnte nicht überlistet werden. Selbst rechtschaffen, verstand er es, die Ränke durchzuschauen und sie unschädlich zu machen.[1]) Seine

---

[1]) „Die Welt besteht aus Verstellung und Falschheit, dies muss man

Welt- und Menschenkenntniss war eben so tief als seine Bekanntschaft mit den politischen Verhältnissen Schwedens und Europas. Und hierzu kam die schon angedeutete Charakterfestigkeit, die dem Kanzler den Sieg auf dem Felde der Diplomatie sicherte, woselbst er mit Gründen kämpfte, die nicht widerlegt werden konnten; und er erwarb Schweden Vortheile, die gegen alle unberechtigten Ansprüche und gegen listige und einseitige Vorspiegelungen Stand hielten. Der Reichskanzler war niemals aus der Fassung zu bringen und liess sich von seinem Gegner nie in die Karten blicken. Er verlor niemals den Gleichmuth, obwol er es auch dann und wann nicht an scharfen Zurechtweisungen fehlen liess, wenn fremde Diplomaten vergassen, was sie dem Könige Schwedens in Bezug auf Ceremoniell und Titulatur schuldeten, oder sie mit Forderungen kamen, welche Schwedens Vortheil, den Rechten des Königs und der Instruction des Kanzlers entgegenliefen.[1]) Die zähe Ausdauer, die niemals vom Flecke wich und unnöthigerweise nicht das Geringste verschenkte, und die Unergründlichkeit, die den Diplomaten zu einem Buche mit sieben Siegeln machte, sobald die Forschungen sich über das hinaus erstreckten, was er mitgetheilt hatte, oder mittheilen wollte, sicherten Oxenstierna ein entschiedenes Uebergewicht, so oft er mit fremden Gesandten oder Vermittlern verhandelte. Gustav Adolf, welcher sein Mienenspiel nicht in dem Grade zu beherrschen vermochte, dass es nicht zuweilen seine geheimen Gedanken verrieth, liess sich ungern mit fremden Gesandten ein und verwies sie meistentheils an den unerforschlichen Kanzler.[2]) Wenn aber auch Letzterer seinen Zeitgenossen und den Gesandten feindlicher Mächte gegenüber die Rolle eines Orakels spielte, so war seine Staatskunst doch auf Rechtschaffenheit und Wahrheit gegründet, und Macchiavellismus in dem schlechten Sinn dieses Wortes liess sich mit seinen religiösen und sittlichen Grundsätzen nicht vereinigen, durch

---

sehen und bedenken, um nicht davon betrogen zu werden, aber nicht um es dem gleich zu thun.“ (Aeusserungen in einem Briefe an den Sohn Erik Oxenstierna.)

[1]) Meine Gesch. Schwedens unter der Regierung Gustav II. Adolfs. III. Thl. S. 293—304.

[2]) Actenstück zur Skandinav. Gesch. VIII. S. 14.

welche Oxenstierna sich so sehr über die Männer der Politik jenes Zeitraumes erhob.[1]) Auf seine diplomatische Thätigkeit kann man einen von ihm im Allgemeinen ausgesprochenen Grundsatz anwenden, den nämlich, „dass er die Richtschnur für die Regierung Schwedens immer gewesen und mit Gottes Hilfe immer Rechtlichkeit und Christlichkeit bleiben soll". Rechtlichkeit, Scharfsinn, Menschenkenntniss, gründliche Einsicht in das, was ein Staatsmann wissen muss, Charakterfestigkeit, Unergründlichkeit und Gemüthsruhe, das war die Summe der Eigenschaften, welche Axel Oxenstierna den ersten Platz nicht nur unter den Diplomaten Schwedens, sondern auch unter denen Europas sicherten. Diesen Vorzug erkannten Mazarin und Hugo Grotius an. Richelieu äusserte, dass Oxenstierna eine unversiegbare Quelle von guten Rathschlägen sei; der polnische Kanzler Lubomirski nannte ihn „einen Pfarrer ohne Weihe, einen König ohne Königsnamen". Axel Oxenstierna's Name ist mit Unterhandlungen verknüpft, welche das Gebiet Schwedens erweiterten und dessen politische Bedeutung steigerten. Es giebt keinen Einzigen unter den übrigen schwedischen Staatsmännern, welcher mit gleichgrosser Befriedigung und gleichem Glücke so viele vortheilhafte Friedensverträge hat unterzeichnen und leiten können. Schuldete der Diplomat auch den Erfolgen des Krieges sehr viel, so wurden doch die Leistungen des Reichskanzlers als Staatsmann ebensowenig von seinen Landsleuten als von fremden Unterhändlern übertroffen.

Gustav Adolf, welcher das grösste Vertrauen in Axel Oxenstierna setzte, liess es sich angelegen sein, dessen Ansichten sowohl über die äussere politische Lage, als über die innere Verwaltung so wie selbst, wenn es sich um Kriegspläne handelte, einzuholen. Oft befolgte der König Oxenstierna's Rathschläge, zuweilen, in mehreren wichtigen Angelegenheiten wich er von denselben ab und folgte dann den Eingebungen seines Genies, welche auf ein höheres und deutlicheres Ziel zeigten, als es Oxenstierna's Bedachtsamkeit

[1]) Es war wahrscheinlich mehr eine allgemeine Praxis als seine eigene Ansicht, welche der Kanzler in folgenden Worten aussprach: „In re dubia wählt der Staatsmann das Importanteste, der Privatmann das Ehrlichste". (Wieselgren, Schwed. Schönliteratur, III. S. 246.)

angemessen schien. Dieser Letztere rieth, den Angriffskrieg in Preussen fortzusetzen und mit der schwedischen Flotte in der Ostsee und vor den Wällen Stralsunds Wallenstein zu bekämpfen, ohne im Uebrigen zu Feindseligkeiten mit grösseren Massen zu schreiten. Der deutsche Krieg wurde gegen Oxenstiernas Ansichten unternommen. Es stimmte auch nicht mit seinen Wünschen überein, dass Gustav Adolf nach dem Siege bei Breitenfeld nach Franken und dem Rhein zog und nicht in die kaiserlichen Erblande. In vielen anderen Fällen wurde dagegen den reifen Bedenken des Reichskanzlers Rechnung getragen. Wir verweisen auf den Kriegsplan Oxenstiernas für das Jahr 1628 und was er im Zusammenhang damit über Kurlands und Litauens wenig einladende locale Verhältnisse äusserte.[1]) Gleich grossen Werth haben die Bedenken, welche Oxenstierna über die ausländische Politik, über diplomatische Verhandlungen, über den preussischen und deutschen Staat und den schwedischen Staatshaushalt abgegeben hat. Er erforscht jede Sache aufs genaueste und bis in ihre kleinsten Theile und macht seine Darlegung fruchtbringend durch einen Reichthum an Gedanken, welcher sich mit der gründlichsten Sachkenntniss verbindet. Seine Weitläufigkeit ermüdet nie, weil der Inhalt so reich ist und weil allgemeine Ansichten und tiefe Weltkenntniss diesen Darstellungen Leben und Färbung verleihen, die durch logische Klarheit und Anschaulichkeit der Darlegung leicht zu fassen sind.[2]) Sein durchdringender Blick und seine tiefe Einsicht waren mit einer ungewöhnlichen Arbeitsamkeit verknüpft. Diese ausserordentliche Thätigkeit, die durch grossen Ordnungssinn und dadurch unterstützt wurde, dass Nichts bis auf den folgenden Tag verschoben wurde, war ausserdem in ihrer Art und Weise so ausgezeichnet, dass Oxenstierna für Gustav Adolf, der ihm alle wichtige Fragen mittheilte und sein Urtheil über dieselben herausforderte, unentbehrlich geworden war. Gustav Adolfs leicht auflodernder Zorn entlud sich zuweilen gegen die Rathskammer, und wenn

[1]) Meine Gesch. Schwedens unter der Regierung Gustav II. Adolfs. II. Thl. S. 323—326.

[2]) Siehe Axel Oxenstiernas Briefe, theils an Gustav Adolf, theils an den Reichsrath in „Actenstücke zur Gesch. Skandinaviens". XXIV—XXX., XXXII—XXXVIII. Thl.

er auch wirklich einmal sein Missvergnügen gegen den sonst so hoch geschätzten Kanzler zu erkennen gab, so verzogen sich die Wolken ebenso schnell und unbemerkt, wie die Nebelbilder vor den Sonnenstrahlen verschwinden. In allen zuverlässigen Mittheilungen bemerkt man das achtungsvolle Wohlwollen, welches Gustav Adolfs Verhältniss zu demjenigen seiner Rathsherren characterisirt, welcher gegründete Ansprüche auf das unbeschränkte Vertrauen des Königs erworben hatte, und während der Kanzler stets die ehrfurchtsvolle Sprache des Unterthanen gebrauchte, näherte sich ihm der König mit Ausdrücken, welche den Gedanken an irgend einen Standesunterschied entfernten, und welche nur von dem Bedürfniss der Mittheilung und von einer Freundschaft zeugen, die sonst nur zwischen Gleichgestellten denkbar ist. Während des deutschen Krieges empfahl Gustav Adolf bei einer Ahnung von seinem Tode seine Gemahlin und Tochter der Fürsorge Oxenstiernas. Ein unbeschränktes Vertrauen kann in freundlicheren Worten nicht ausgedrückt werden. Es heisst: „Lasst Euch Unser Andenken und das Wohl der Meinen aufs beste empfohlen sein, und dass Ihr so gegen mich und die Meinen handelt, wie Ihr wisst, dass Gott gegen Euch und die Eurigen thun würde, und wie ich es thun würde, wenn ich nach Gottes Willen so lange am Leben bliebe, dass Ihr meiner in solcher Weise bedürftet. Ich kann sagen, dass ich nun in das zwanzigste Jahr hinein mit vielen Beschwerden, aber, Gott sei gelobt! mit vieler Ehre unserem Vaterlande vorgestanden habe, und dass ich auch das Vaterland und alle treuen Bewohner desselben geliebt und geehrt habe, und desshalb Leben, Gut und gute Tage wenig gepflegt und keinen anderen Schatz in der Welt gesucht, als der Pflicht meines Standes, zu welchem Gott mich hat geboren werden lassen, zu genügen. Die Meinigen sind meinetwegen (wenn mir etwas geschieht) und sonst in vieler Beziehung des Mitleids werth; sie sind Frauen, die Mutter rathlos und die Tochter noch eine minderjährige Jungfrau, elend, wenn sie sich selber rathen sollen, und in Gefahr, wenn andere sie berathen. Die Vaterliebe presst mir diese Zeilen aus der Feder und zwar an Euch, der Ihr ein Werkzeug seid, mir von Gott gegeben, um manche schwere Sachen zu heben, recht vorzubereiten für das, was geschehen kann, und mich in der Welt am schwersten

belastet.[1])“ Die Antwort des Kanzlers verdient gleichfalls angeführt zu werden. Sie bestätigt, was wir bereits wissen, wie nahe der König und sein ausgezeichneter Berather einander standen, und dass vieljährige, gemeinsame Arbeit im Dienste des Vaterlandes eine Freundschaft genährt hatte, die sich auf Achtung vor persönlichen Verdiensten und auf die Ueberzeugung gründete, dass ihr Zusammenwirken erforderlich sei behufs der Aufrechterhaltung Schwedens auf einer ehrenvollen, aber von Gefahren umgebenen Bahn. Der Staatsmann, der, wenigstens äusserlich, in der Regel als ein Repräsentant des kalten Verstandes auftrat, redet hier die Sprache des Gefühls in dem Ton, der von der Ehrfurcht des Unterthanen ihm vorgeschrieben wurde. „Das gnädige Handschreiben Ew. Majestät habe ich mit geziemender Ehrfurcht empfangen und durchgelesen, kann aber das Lesen desselben nicht satt bekommen und drücke es jedesmal, wenn ich es in die Hand nehme, wie billig ist, an die Lippen. Dass Ew. Majestät, der Kürze dieses Lebens und dessen, was einem Menschen geschehen kann, gedenkend, Ew. Vertrauen zu meiner geringen Person bezeigen; dass Ew. Majestät mich für solchen Fall ermahnen, den Muth nicht zu verlieren, und meiner Fürsorge Ihre hohen Angehörigen empfehlen und das mit solchen Worten und Gründen, die nicht bloss mich, einen treuen Diener, sondern auch den härtesten Stein erweichen können; dass Ew. Majestät sich von Ihrer Hoheit herablassen, dagegen im gleichen Fall gleiche Fürsorge für die Meinigen zu versprechen, dieses Alles ruft bei mir solche Gefühle hervor, dass ich nicht weiss, was ich antworten soll. Ich sehe hierin Ew. Majestät lebhafte Fürsorge, alle Mittel, selbst die geringsten, zu des Vaterlandes so wie zu Eurer eigenen geliebten Gemahlin und Leibeserbin künftigem Wohle zu verwenden. ... Aber wenn Gott uns Alle und besonders mich, unserer Sünden wegen damit strafen wird, dass wir den Tag erleben müssen, an dem Ew. Majestät etwas Menschliches geschieht, da ist Ew. Majestät und noch mehr mir selbst das geringe Vermögen bekannt, welches ich besitze. Was ich aber mit äusserster Anstrengung thun kann, das verspreche ich, ohne Prahlen, in Unterthänigkeit und Treue,

[1]) Den 4. Decbr. 1630. Gustav Adolfs Schriften S. 544—47.

nämlich für den König und dessen hohe Angehörigen Alles zu opfern, was Menschen in dieser Welt lieb ist, so dass ich es nicht allein der Mit- und Nachwelt, deren Urtheil zuweilen verdunkelt werden kann, sondern dem Richter der ganzen Welt gegenüber zu verantworten vermag. Dieselbe Gesinnung werde ich meinen Nachkommen gebieten und als Erbe hinterlassen, sofern sie meinen Segen geniessen wollen". Elbing, 17. Jan. 1631.

Die Mittheilungen, welche die letzten Schreiben Gustav Adolfs von geheimen diplomatischen Unterhandlungen enthalten,[1]) sind anderweitig zu besprechen. Hier beschränken wir uns auf eine Vorschrift, die im Zusammenhang mit der Fürsorge des Kanzlers für die persönliche Sicherheit der schwedischen Königin während des Kriegswechsels steht. Der König wollte, dass seine Gemahlin sich im Schlosse zu Würzburg niederliesse, weil die Anwesenheit papistischer Bürger in Kunningshofen diesen Ort nicht gefahrlos erscheinen liess. „Doch," schreibt der König, „verlasse ich mich auf Euch, dass Ihr es so einrichtet, wie die Sicherheit es erheischt. Ich habe an Ihre Liebden geschrieben, dass Sie Euren Rath befolgen möge, und hoffe, sie wird es auch so thun".

Wie ungleich die beiden grossen Männer auch waren, begriffen sie dessenungeachtet vollständig ihre Vorzüge. Gustav Adolf, ungeduldig über Oxenstiernas Bedenklichkeiten, äusserte einmal: wenn nicht meine Hitze Leben in Eure Kälte brächte, so würde Alles erfrieren und verwelken". Hierauf antwortete der Kanzler: „wenn meine Kälte nicht die Hitze Ew. Majestät kühlte, so würde Alles verbrennen". Es waren ein divinatorisches und ein kritisches Talent, welche auf dem politischen Gebiete zusammen wirkten.

Axel Oxenstierna war Aristokrat in einer Zeit, in welcher fast ausschliesslich der Adel im Dienste der Krone und zwar in den höchsten Stellungen verwendet wurde, und ausgezeichnete persönliche Verdienste zu grossen Ansprüchen berechtigten. Wenn nun auch dies seinen Ausdruck durch einzelne Sätze in den Briefen des Kanzlers erhielt, z. B. durch solche wie „unser Reich, unsere Steuern, unsere Schulden", wodurch angedeutet

[1]) Gustav Adolfs Schriften S. 549—53.

wird, dass der erste Stand vorzugsweise für berechtigt angesehen wurde, das ganze Reich vorzustellen und Theil an dessen Regalien, Einnahmen und Verlusten zu nehmen, so darf man dabei doch nicht vergessen, dass Oxenstierna stets den Vortheil des Vaterlandes in erste Linie stellte und von seinen Standesgenossen bedeutende Opfer für die Allgemeinheit erheischte.

Wenn die Aeusserungen Oxenstiernas in späteren Jahren einige Vorliebe für republikanische Regierungsformen aufweisen und wenn er Gewicht auf die gelungenen Bemühungen des englischen Parlaments und des dänischen Reichsraths in Beschränkung der Königsgewalt legte, so lassen sich dergleichen Ausdrücke möglicherweise durch die veränderte Stellung, die er selbst damals einnahm, und aus der Befürchtung hinsichtlich des Missbrauchs der königlichen Gewalt erklären. Dasselbe gilt von dem Lob, welches Oxenstierna dem festen Staatsgebäude des alten Roms und Venedigs zollte.

In Betreff der Staatsverwaltung gingen Gustav Adolfs und Oxenstiernas Ansichten aus einander. Letzterer war ein Gegner der Monopole und des Zunftzwanges, er war nicht mit den Handelsordnungen einverstanden und hätte am liebsten gesehen, dass der Kupferhandel hätte freigegeben werden können. Er erkannte jedoch die Gewalt der Zeitverhältnisse, welche die Ausfertigung der angedeuteten Verordnungen erklärte und den freien Kupferhandel erschwerte. Der Kanzler erinnerte an die Ungelegenheiten bei dem Getreidekauf der Krone und stemmte sich gegen eine Verlängerung der Zollpachtung und des Salzmonopols[1]). Folgende Aeusserungen mögen den Schwindel mit dem erhöhten Cours und mit dem niedrigen Geldwerth characterisiren. „Ich habe all' meine Zeit über das Münzwesen deliberirt, bin aber jetzt nach vierzig Jahren ebenso perplex und unkundig darüber wie am ersten Tage. Es ist bedenklich, vom Ausländer zu borgen, denn er fordert zurück nach Kölnischem Gewicht".[2])

Axel Oxenstierna war glücklich in seinem häuslichen

---

[1]) Meine Gesch. Schwedens unter der Regierung Gustav II. Adolfs. III. S. 438—39. Actenstück zur Gesch. Skandinaviens. 24.

[2]) Wieselgren, Schwedens schöne Literatur. III. S. 246—47.

Familienkreise. Er war mit Anna Bååth vermählt. Viele seiner Briefe bezeugen die Liebe, die er gegen seine Kinder und Angehörigen hegte, die von ihm die vortrefflichsten Lehren als eine Stütze ihres Zusammenlebens und als einen Trost bei Verlusten, welche stattfanden, empfingen. Eine tiefe Menschenkenntniss, Willenskraft und Selbstgefühl treten uns in vielen der Schreiben an seinen Sohn Johann entgegen.[1]) Wohlwollen und Erfahrung dictirten die Ermahnungen, die an die Tochter Christina gerichtet wurden, als sie sich mit Gustav Horn vermählte. Christliche Ergebung in den Willen der Vorsehung verliehen Trostgründe, als der Sohn Gustav und die Tochter Christina an der Pest starben. Der Reichskanzler genoss weniger, als er wünschte, die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens. Als die Tochter Christina sich vermählte, hielt ihn der Dienst des Vaterlandes in Preussen zurück, und er konnte Deutschland nicht verlassen, als einer seiner Söhne sich in Schweden verheirathete.

Axel Oxenstierna bedauerte in späteren Jahren, dass er

---

[1]) Weshalb Du diese impressionen genommen hast und verursacht bist, von aller Courage und mascula consilia abzusehen, das kann ich meo ingenio nicht begreifen. Ich habe Dich bestärkt in moderata consilia und zu patientiam, aber nicht dass Du Dich von Deiner instruction hinweg sollst einschüchtern lassen, oder etwas dulden, das Du mit Ehren nicht dulden kannst, welches nicht mir sondern Dir, der in loco zu dijudiciren, zusteht; nur dass die Affecte nicht rationi präventiren, und die Reputation Sr. kgl. Majestät und der Dienst des Vaterlandes vor Allem beobachtet werden. Sonst heisse ich keine phantastische Opinionen gut und secundire sie durchaus nicht, dass ich aber nicht alle Phantasten abschaffen kann und ihre Köpfe verändern kann oder dem Effect davon zuvorkommen kann, das hat viele Ursachen, und wirst Du wie Andere, mit der Zeit, und bevor meine Jahre und Treppen gestiegen sind, die Remedien nicht so leicht befinden wie man glaubt". — An einer anderen Stelle heisst es: „Derjenige, welcher lange lebt und hohe Dienste bekleidet, muss Neid, Uebelwollen und vielem Anderen unterworfen sein, und es wäre unmöglich, dass Einer bestehen könnte, wenn nicht Gott und ein gutes Gewissen einen ehrlichen Mann aufrecht erhielten. Du kennst zum Theil meine Lage in vorigen Zeiten, und ich versichere Dir, dass sie sich in Nichts verbessert hat. Nimm Gott zu Rathe und zu Hülfe; thue was Recht ist und beweise in realibus, dass Du ein Mann bist und mein Sohn bist". — Briefe Axel Oxenstiernas an J. Oxenstierna S. 345—46. 360.

wegen seiner vielen Dienstangelegenheiten seinen eigenen Haushalt hatte versäumen müssen. Als er älter wurde, ruhte er sich ein wenig aus, besuchte seine Landgüter und beschäftigte sich mit deren Verbesserung und Erweiterung.

Wir haben bereits die reichen Donationen berührt, mit welchen die Verdienste und Anstrengungen des Kanzlers belohnt wurden. Die Einnahmen des Bischofstifts Wenden wurden im Jahre 1632 mit allen den Gütern verbessert, welche auf diesem Gebiet der Krone anheimgefallen und nicht durch specielle Schenkungsacte an Andere übertragen worden waren. Es wurde ferner Axel Oxenstierna und seinen Erben erlaubt, mit Einwilligung der Eigenthümer, käuflich an sich zu bringen, was verschenkt sei oder mit irgend welchem Rechte in dem Bezirk besessen wurde, und auch in Besitz zu nehmen, was in lebenslängliche Donation gegeben „wenn es fällig wird", so auch was mit Lehnrecht an die Kgl. Majestät zurückfällt. „Da Herr Axel sich erboten hat, mit Geld die Verpfändung von Rodenpens und dessen Bezirk zu decken, so erlauben Wir ihm sein Recht gesetzlich zu verfolgen, und wenn irgend ein Brief ob- und subreptitie durch falschen Bericht von Uns herauspractisirt sein sollte, das wieder zu erlangen, was früher zu dem Bisthum gehört hat". Da die Besitzungen so zusammen lagen, dass sie eines Gerichts wohl bedürfen und es erhalten konnten, „so wird dem Axel Oxenstierna und seinen Erben jurisdictio in prima instantia mit Recht den Gerichtsdirector zu berufen und selbst das Patronatsrecht und dessen Rente zu geniessen, überlassen; doch so dass Unser Landesrecht und das Hofgericht in seiner Jurisdiction so wie andere Unserer Anordnungen ungekränkt bleiben". Als Erklärungsgrund zu diesen Gunsterweisungen werden angeführt, dass Oxenstierna „sowohl mit verschiedenen schweren Bauten, Garnisonen und anderen Lasten beschwert sei, so wie die rechtschaffenen Dienste, die er der Krone Schwedens erwiesen und auch fürder nebst seinen Erben erweisen wird".

Der Kanzler verlor im Jahre 1625 eine Einnahme von 10 Schiffspfunden Kupfer in Grubensteuer, die er laut eines königlichen Freiheitsbriefes bisher genossen hatte, die aber später auf Befehl des Königs zurückgenommen wurde.

Axel Oxenstierna besass in den letzten Jahren viele

Schiffsantheile und war betheiligt bei den Compagnien damaliger Zeit. Sein grosser Reichthum zeigt sich in den Einnahmen, welche die Söhne bei Lebzeiten des Vaters bezogen.[1]) Bedeutende Familiengüter und grosse Donationen machen den Reichthum leicht erklärlich. Hierzu trug gleichfalls die Sparsamkeit des Kanzlers für gewöhnliche Zeiten bei; auch verschwendete er nichts für eine glänzende und prachtvolle Ausstattung seiner Güter oder Zimmer, weder auf dem Lande noch in der Hauptstadt.

Ein gewisses Phlegma trug zu der Ruhe bei, die es ihm möglich machte, mit den Kleidern auch seine Sorgen abzulegen. Er hatte, nach einer bekannten Aeusserung, in seinem Leben nur drei schlaflose Nächte gehabt, die erste bei der Nachricht von dem Tode Gustav Adolfs, die zweite nach der Niederlage bei Nördlingen, und die dritte endlich veranlasst durch die Thronentsagung der Königin Christine. Dass die Gemüthsruhe auch aus seiner religiösen Gesinnung und aus grosser Selbstbeherrschung herfloss, soll damit nicht geläugnet werden. Von dem Temperament abhängig war gleichfalls eine gewisse Langsamkeit bei der Leitung von Unterhandlungen, durch welche er aber seine Gegner ermüdete, bis er im Stande war, sie entweder mit Gründen und Beweisen oder durch den Hinweis auf eine veränderte politische Lage zu entwaffnen.[2])

Axel Oxenstierna war zu gleicher Zeit ehrfurchtgebietend und freundlich; er hielt auf seine Würde, aber er war dabei verbindlich und herablassend, und seine Gespräche waren lehrreich, wenn er unter Freunden mittheilsam war. Grosse Gedanken verstand er in angenehme Form zu kleiden. Sein Aeusseres entsprach der Vorstellung, die man sich in der Regel von dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu machen geneigt ist. Eine hohe Gestalt und ausdrucksvolle Augen, in welchen man Ernst und Milde zugleich las, und die hohe, tief gefurchte Stirn gestalteten das Bild des überlegenen Mannes, der so klug und kräftig und im Besitz so grosser Welterfahrung war.[3])

---

[1]) Whitelocke. Rühs (Schwed. Uebers.) IV. S. 460—61, 491.

[2]) Die Königin Christina sagt von Oxenstierna: „Il étoit ambitieux, mais fidèle et incorruptible, un peu lent et phlegmatique. J'ai ou peu de gens qui le valussent".

[3]) Gerhard Vossius portraitirt Oxenstierna folgendermassen: „relu-

Seine einflussreiche Wirksamkeit verschaffte ihm viel Freunde und viel Freude. Oxenstierna gewann die Ergebenheit angesehener Ausländer, selbst dann, wenn sie mit seinen diplomatischen Bedenklichkeiten unzufrieden waren. Whitelocke erbat sich die Gunst, ihn Vater nennen zu dürfen. In Betreff des moralischen Werthes und der grossen staatsmännischen Eigenschaften des Reichskanzlers Axel Oxenstierna ist das Urtheil der Geschichte und der unparteiischen Nachwelt einstimmig.

---

cebant in vultu blando severitas, et facilis majestas. In sermone certabant verborum dignitas et animus, nihil humile cogitans. Ubique ingenium et eloquium gratiae ac eloquentia se exserebant".

Zweites Buch.

Vorbereitungen zum Kriege.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges Christians des Vierten gab Gustav Adolf Veranlassung, die Uebermacht der Kaiserlichen und die Gefahr Dänemarks, die auch für Schwedens Selbständigkeit unheilbringend werden könnte, in Betracht zu ziehen. Die Belagerung Stralsunds verwirklichte die Befürchtungen, welche lange vorher dem ahnenden, in die dunkle Zukunft spähenden Blicke Gustav Adolfs vorgeschwebt hatten. Schwedische Truppen wurden nach Stralsund geworfen, und der schwedische König hatte einen Hafen an der südlichen Ostseeküste und einen festen Platz in Deutschland erworben. Einem Zusammentreffen mit der katholischen Partei und mit den Habsburgern war nicht auszuweichen; aber nach dem Waffenstillstande mit Polen konnte Gustav Adolf sich ausschliesslich mit dem deutschen Kriege beschäftigen.

Werfen wir einen Blick auf die Ansichten, welche zwischen dem schwedischen König und seinem Reichskanzler in Bezug auf Schwedens Stellung zum deutschen Kriege ausgetauscht wurden, und vergegenwärtigen wir uns die Verhandlungen des Reichsrathes und des Reichstages über diese Angelegenheit, so finden wir in letzteren die Gedanken des Königs wieder. Und dies ist leicht begreiflich, wenn man sich daran erinnert, dass die genannten Staatskörper während der letzten Regierungsjahre Gustav Adolfs ihre frühere Bedeutung verloren hatten, theils weil der König die Angelegenheiten besser und schärfer aufzufassen vermochte, als Reichsrath und Stände, und theils,

weil er, was Regierung und Verwaltung betraf, Alles besser als sie durchzuführen verstand. Auch die kriegerischen Erfolge, die ihren Glanz über die grosse Persönlichkeit warfen, machten ihren Einfluss geltend; glückliche Kriege haben oft den Weg zu einer mehr oder weniger unbeschränkten Macht gebahnt, und Gustav Adolf hatte sich diese Macht trotz der eingeschränkten Regierungsform erworben.

Die Eroberungen des Kaisers und des katholischen Bundes in Deutschland, sowie der Erfolg, mit welchem ihre Feldherren den Krieg gegen den dänischen König geführt hatten, mahnten an die Nothwendigkeit, der Macht der Habsburger an der Ostsee entgegen zu arbeiten, um so mehr, als Ferdinand der Zweite während des polnischen Krieges seine bösen Absichten gegen Schweden gezeigt hatte. Infolge dessen gab der Ausschuss der Stände sein Gutachten dahin ab, dass der König den Krieg in die Besitzungen des Feindes hinüberspielen und auch Dänemark beistehen solle; letzteres deshalb, weil die schwedische Regierung in Ungewissheit gerathen könnte hinsichtlich der Tractate mit der dänischen Krone, die in sich zerfallen würden, „wenn irgend eine Veränderung des Regiments dort einträte; — wir können ferner Ungelegenheiten in Betreff des Öresundes haben, wenn die dänischen Kriegsschiffe und Festungen verloren gingen“. [1]

Axel Oxenstierna sah einen Krieg mit dem Kaiser für unvermeidlich an, „sofern wir Stralsund und Dänemark sollen vertheidigen können“. Von der genannten Stadt aus könne Schweden den Feind in Pommern festhalten und bewirken, dass er sich selber auffresse. Wir verfügten alsdann über die Kräfte Stralsunds und hätten dort einen sicheren Hafen für unsere Flotte. Ferner würden wir einen sedem belli erwerben, um den Feind zu bekämpfen und den Krieg von Schweden selbst fern zu halten. Stralsund müsste sich erst den Kaiserlichen unterwerfen, bevor diese sich zu Herren des ganzen Landes machen und dessen Ueberschüsse zur Führung des Krieges benutzen können. Alsdann würde der Feind mächtiger zur See werden, und wir müssten später mit ihm vor Stockholm oder Kalmar

---

[1]) Beschluss des Ausschusses vom 12. Jan. 1628. Kriegsgeschichte Archiv I. S. 3—5.

kämpfen, was nun vor Stralsund geschehen kann. So lange der Kaiser nicht im Besitz genannter Stadt ist, kann er von Pommern aus wenig ausrichten. Noch werden die dänischen Inseln durch Dänemarks Seemacht vertheidigt, und so lange dies den Dänen gelingt, stärken sie die schwedische Krone gegen ihren Willen. Der Schaden und die grösste Gefahr lastet auf Dänemark, und so lange dieses Reich sich gegen den Kaiser behauptet, ist es eine Bastion für Schweden, und die dänische Flotte und das dänische Kriegsheer müssen ohne Sold meinem Vaterlande dienen. Wenn wir aber Stralsund aufgeben, und wenn Dänemark zur Verzweiflung gebracht wird, oder nach dem ersten Anlaufe übergeht, dann stärken wir den Feind, verlieren unsere Freunde und bringen uns selbst aus der vortheilhaften in die verzweifeltste Lage. Sollte der Feind den Sund beherrschen, nachdem alle Seestädte und Dänemark sich ergeben haben, dann wird es uns ganz gewiss unmöglich, uns zu vertheidigen für den Fall, dass wir von beiden Seiten, von dem Kaiser und dem polnischen König, angegriffen werden. Die Sicherheit Schwedens beruht auf seiner Flotte, die durch die kleinen Fahrzeuge von Privatpersonen verstärkt werden könnte, so dass das Vaterland zur See mächtig würde und es in seiner Gewalt hätte, fremde Mächte von der Ostsee auszuschliessen. Und unser Auftreten in Deutschland würde, wenn es eiligst stattfindet und bevor die Uebrigen wehrlos gemacht sind, von denjenigen Fürsten und Städten unterstützt werden, die sich nach Befreiung sehnen. Nachdem Deutschland zum grössten Theile unterjocht ist, strebt der Kaiser darnach, sich durch Gewalt und Ränke erst Dänemarks und später Schwedens zu bemächtigen; und sie haben sich jetzt auch an der Ostsee gelagert und sich in Besitz einer Hansestadt nach der andern gesetzt.“ [1])

Der Reichskanzler hätte am liebsten gesehen, dass Schweden nach einem vierjährigen Feldzuge seine Kräfte sammeln und ausruhen könnte, was möglich gewesen wäre, sofern es keinen Angriffskrieg im Jahre 1629 unternommen hätte. Wenn aber der König den Entschluss gefasst habe, ins Feld zu ziehen, so

---

[1]) Brief des Reichskanzlers an den Reichsrath vom 30. November 1630. Kriegsgesch. Archiv I. S. 5—14.

drücke er den Wunsch aus, dass in Preussen angriffsweise vorgegangen und dass in Stralsund nur eine starke Besatzung gehalten werden möge. Wenn der König sich auf die Vertheidigung Stralsunds beschränke, brauche er sich nicht für den Feind des Kaisers und des römischen Reichs zu erklären, sondern er könne als Unterhändler auftreten und auf Grund des mit genannter Stadt eingegangenen Bündnisses sich das Wohlwollen der Hansestädte und der evangelischen Partei sichern und auch das kaiserliche Heer beunruhigen; er könne auch ferner das ganze Jahr hindurch seine Schiffe vor Stralsund und an den Küsten Deutschlands haben. Etwas Weiteres zu unternehmen, um die Pläne des Kaisers zu vereiteln und Dänemark Muth einzuflössen, sei unnöthig. Sollte dahingegen ein Angriffskrieg in Deutschland geführt werden, so befände der König sich zwei feindlichen Armeen gegenüber und jede derselben sei „capable, sich mit Ew. K. Maj. camp à camp zu legen“. Es könne alsdann von jenen Orten auf keine Mittel zur Unterhaltung der schwedischen Truppen gerechnet werden, und es sei immer zweifelhaft, inwiefern Schweden die Kosten des Krieges tragen könnte. Ein Aufschub des Feldzuges sei unbedenklich, um so mehr als die Stimmung in Deutschland während einiger Jahre keiner Veränderung unterliegen würde, so dass von einer Ausgleichung mit dem Kaiser keine Rede sein könne. Es sei auch die Möglichkeit vorhanden, in einem so grossen Reich mit so starken Erschütterungen künftig günstigere Gelegenheiten zu finden, als sich zur Zeit darböten. [1])

Gustav Adolf hingegen gab eine Menge Gründe an, weshalb es ihm erwünscht sei, schon im Jahre 1629 seine Waffen gegen Deutschland zu kehren. Wallenstein, — schreibt er, würde dadurch verhindert, die Polen zu entsetzen, Stralsund zu belagern und sich auf Dänemark zu werfen; und wenn demselben der Muth und die Lust zu einer Seerüstung genommen werde, würde man die Grenzen Schwedens sichern. Durch einen Feldzug auf deutschem Grund und Boden würden die gedrückten Gemüther zu einem kühnen Unternehmen ange-

---

[1]) Der Reichskanzler an Gust. Adolf am 2. Decbr. 1628. Kriegsgesch. Archiv I. S. 14—20.

feuert und den Hansestädten Muth eingeflösst werden. Ferner müsse der Pole die Augen auf die Oder und die Warthe gerichtet halten und würde ebenso sehr belästigt, als durch einen Feldzug in Cassubien selbst. Gustav Adolf hatte sein Augenmerk namentlich auf die zweideutige Stimmung in Stralsund gerichtet, und zwar weil diese Stadt sich vorbehalten hatte, dass ihre Beziehungen zu ihrer unmittelbaren und mittelbaren Obrigkeit und zu dem römischen Reich nicht unterbrochen würden. Und die schwedische Besatzung war nicht stark genug, um allein den Sachen gewachsen zu sein, wenn irgend eine Ungehörigkeit innerhalb oder ausserhalb Stralsunds passirte. Es sei deshalb nothwendig, dass der König sich mit einem Kriegsheer dorthin begebe, nur dadurch könne Stralsund in die Lage gebracht werden, in welcher Räfle zur Zeit der russischen Fehde war. Gegenwärtig könne man sich auf das Beispiel Räfle's nicht berufen, weil es mit Stralsund eine andere Bewandtniss habe. „Der Russe hatte nicht ein Boot, mit welchem er Uns zur See schädigen konnte, und nicht einen Mann, der sich auf die See verstand; der Kaiser dagegen hat unzählige Mittel, um Schiffe auszurüsten, hat auch schon begonnen, sich zur See zu rüsten, und es fehlt ihm, der über eine Weltmacht gebietet, nicht an Leuten, die Verständniss und Einsicht zur See haben, so dass er Uns weit überlegen wird, wenn wir ihm Zeit lassen. Was würde es Uns nützen, dass Wir Stralsund hielten, wenn der Feind Herr in der Ostsee würde. Es ist auch nicht möglich in den Häfen seine Schiffe mittels der unserigen zu zerstören, denn er hat sich in denselben dermassen verschanzt, dass seiner Flotte kein Schaden zugefügt werden kann. Deshalb wenn man es zu Lande nicht versucht, dem Feind die Häfen abzunehmen, sehe ich kein Mittel, wie man auf die Länge das Reich vertheidigen soll.“ Von dem Hafen Stralsunds aus vermochte Gustav Adolf, sobald er sich in Besitz von Pommern und Rügen gesetzt hatte, die ganze deutsche Küste in Abhängigkeit zu halten, was Schweden sicher stellte; allein hierzu bedurfte es einer Armee.

Die Gefahr eines Kampfes mit der Uebermacht verringerte sich dadurch, dass der Feind zwischen Cassubien und Skagen mehr als ein halbes Hundert Plätze besetzen müsste, und wenn derselbe auf einem Punkt stark aufträte, müsste er andere Orte

entblössen und Gustav Adolf könne alsdann seine Truppen an Bord der Flotte führen und einen Punkt angreifen, wo der Feind schwach sei, und so zwischen Cassubien und Skagen „travagliieren“, so dass er Mangel an Lebensmitteln litte und durch Erpressungen den Unwillen der Unterthanen hervorriefe. Ferner „bestehe die Stärke des Feindes sehr in Fama, und wenn er die Herrschaft im Felde verliere, sei er schlecht gestellt“. Gustav Adolf konnte eine ansehnliche Cavallerie nach Deutschland führen, während der Feind die seinige verabschiedet hatte. Das Meiste würde in den pommerschen Quartieren ausgerichtet sein ehe Tilly, welcher fern sei, Wallenstein entsetzen könne.

Gustav Adolf bezweifelte indess nicht, dass er in Deutschland Mittel zur Kriegsführung finden würde, „zumal die Länder wohl besäet sind“. Ferner wurde auf Unterstützung von England und Holland und von den Hansestädten gerechnet, wenn das Glück den Schweden beistände. Es sei schlechterdings nothwendig, den Schauplatz des Krieges nach einem andern Land als Schweden zu verlegen, „denn Wir sind nirgends schwächer als in Schweden“. Ihr wisst selbst, wie weitläuftige Küsten und wie viel Häfen wir zu vertheidigen haben; es würde unmöglich sein, eine Landung in Schweden zu verhindern, weil die schwedischen Kriegsschiffe nicht ausreichen würden, um alle Häfen zu bewachen; auch würde uns da die kaiserliche Armada an jedem einzelnen Punkte überlegen sein, und wenn wir unsere Flotte zusammenhielten, würde es der feindlichen leichter, wenn sie vom Winde begünstigt sei, von irgend einem unbewachten Ort Truppen ans Land zu werfen. Ein offensiver Krieg sei einem defensiven vorzuziehen.[1])

Der fromme Sinn Gustav Adolfs empfahl zwar seine Angelegenheiten der göttlichen Allmacht, die am besten wisse, ob der Krieg glücklich ausfalle oder nicht, allein er sprach dessen ungeachtet seine Ueberzeugung dahin aus, dass seine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt werden würden. „Und könnt Ihr disputando eher die Beschwerlichkeit, als ich die

---

[1]) Schreiben Gustav Adolfs an den Reichskanzler d. d. 26. Decbr. 1628 u. 5. März 1629. Kriegsgesch. Archiv I. S. 25—33.

Möglichkeit evincire, weshalb ich das, was ich auszurichten vermeine, lieber in der That als auf dem Papier beweisen will.“

Der Waffenstillstand von Stumsdorf vom 16. September 1629 machte nunmehr die Frage überflüssig, inwiefern man einen Vertheidigungskrieg in Preussen und einen Angriffskrieg in Deutschland oder umgekehrt zu führen habe. Gustav Adolf hatte das Erstere gewünscht, allein die Zeitumstände zwangen ihn, die Ausführung des Planes zu verschieben, bis nur die Rede davon sein könnte, auf einem einzigen Kriegsschauplatz aufzutreten. Noch im September 1629 war der König in Zweifel, ob er einen Feldzug nach Deutschland unternehmen oder sich in Unterhandlungen mit dem Kaiser einlassen sollte, und er verlangte hierüber das Bedenken des Reichskanzlers.[1]) Es war dies eine leicht erklärliche Bedenklichkeit, wenn ein so entscheidender Schritt bevorstand. Man hatte sich jedoch vorher in Schweden an die Vorstellung gewöhnt, dass ein deutscher Krieg unabweisbar sei. Wie viel auch dem Reichsrath und den Ständen an der Aufrechthaltung des Friedens lag, so zweifelten sie dessenungeachtet an der Möglichkeit, und wünschten daher für diesen Fall, dass der König die Last des Krieges von Schweden abwende und den Feldzug in die Länder des Feindes verlege. Der Kaiser hatte seine feindliche Gesinnung bewiesen, indem er wiederholt die Polen mit Hilfstruppen unterstützt hatte und einem Friedensvertrag mit der polnischen Krone Hindernisse in den Weg legte. Wallenstein betrachtete den Entsatz Stralsunds als offene Fehde und Feindschaft, wie er sich in einem Antwortschreiben an den schwedischen Reichskanzler äusserte. Die Friedensbedingungen, die Gustav Adolf bei der Zusammenkunft in Lübeck vorzuschlagen beabsichtigt hatte, könnten nach der Auffassung des schwedischen Reichstages keiner Beschränkung unterworfen werden und es dürfe in Nichts nachgegeben werden, sofern das Missverständniss mit dem Kaiser durch einen Tractat in einer Weise beigelegt werden solle, welche Schweden sicherte. Dass die schwedischen Gesandten von den lübeck'schen Friedensunterhandlungen zurückgewiesen wurden, ward als ein

---

[1]) Gustav Adolf an den Reichskanzler am 20. Septbr. 1629.

fernerer Beweis von Feindseligkeiten angesehen[1]). Wir bezweifeln, dass die Theilnahme Schwedens an dem deutschen Kriege durch den Reichstagsbeschluss von 1629 entschieden wurde[2]), namentlich weil Gustav Adolf noch drei Monate später sich unschlüssig zeigte. Der Waffenstillstand von Stumsdorf entfernte das eine Hinderniss. Der König war noch nicht von dem Abschlusse des Vertrages benachrichtigt, als er an Oxenstierna über die Bedenken schrieb, die er bezüglich eines Feldzuges auf deutschem Grund und Boden hegte. Wenn die Unterhandlungen mit Charnacé günstige Aussichten auf Unterstützung von Seiten einer ausländischen Macht eröffneten, so würde sich dadurch der frühere Entschluss ausführen lassen, zur Vertheidigung der Ostsee und der deutschen Bundesgenossen einen Angriffskrieg zu beginnen, bevor der Feind im Stande wäre, die Schweden auf ihrer Halbinsel aufzusuchen. Gustav Adolf entschied sich indess doch für den Krieg, ohne der Mitwirkung Frankreichs vergewissert zu sein, und die Rüstungen bezeugten, dass er diesen Entschluss gefasst hatte, obgleich er auf die Hilfsmittel beschränkt war, die Schweden darbot. Die Berathschlagungen, die mit dem Reichsrathe gepflogen wurden, um zu entscheiden, ob ein Vertheidigungs- oder ein Angriffskrieg geführt werden sollte, fanden in der Absicht statt, die Sache einer reiferen Prüfung zu unterziehen, damit man im Falle eines Misserfolges „nicht sagen möge, (es) sei inconsulto geschehen“. Ferner erachtete man solche Berathschlagungen für nöthig, weil der eine Krieg den anderen hervorrufen würde, und da das Land schwach war, wollte der König die Gedanken des Reichsrathes erfahren, „damit später Niemand über das Regiment murren möge“. Alle Gründe sowohl für einen defensiven, als für einen offensiven Krieg wurden dargelegt, damit die Räthe volle Freiheit der Ueberlegung und des Entschlusses haben und sich später nicht über die getroffene Entscheidung beschweren möchten. Gustav Adolf sprach es am Ende der Berathungen aus, dass er einen offensiven Krieg für das Beste ansah. Auch im Schreiben an den

---

[1]) Beschluss des Ausschusses am 12. Jan. 1628; Reichsrathsbeschluss vom 15. Octbr. 1628; Reichstagsbeschluss vom 29. Juni 1629.

[2]) Geijer, Geschichte Schwedens, III. S. 17[illegible] ufl.).

Reichskanzler von dem vorhergehenden Jahre hatte dieselbe Ansicht sich geltend gemacht.

Es könnte als kluge Berechnung betrachtet werden, sich auf die Vertheidigung Schwedens zu beschränken, namentlich weil das schwedische und finnische Heer „eine tüchtige Armee gegen Jedermann“ bildete. Die Flotte, durch die Fahrzeuge der Städte verstärkt (im Ganzen 48 Kriegsschiffe), konnte die Ostsee vertheidigen; vierzig Jahre mussten wenigstens verstreichen bevor eine deutsche Flotte geschaffen würde. Auch der dänische König sollte gleichfalls zur Vertheidigung der Ostsee beitragen. Alle unsere Einnahmen, Munition, Leute, Proviant und Festungen würden merkbar verstärkt werden, so dass kein Nachbar so leicht es wagen würde, uns anzugreifen. Dagegen beträgt die ganze Ausrüstung nur 15000 Mann Fussvolk und 9000 Reiter. Es gebricht an Mitteln zur Ausrüstung und Unterhaltung der Truppen, und es wird auch schwer halten, Rekruten zu beschaffen; durch Aushebung vermindern sich die Steuerzahler und die Einnahmen. Auch darf nicht vergessen werden, dass, wie sehr auch der französische König und Andere sich bemühen, Schweden in den deutschen Krieg zu verwickeln, sie, sobald ihnen dies gelungen sein wird, „nachher die Hand aus dem Feuer ziehen“ und die kaiserlichen Truppen auf uns loslassen werden; und Schweden allein kann einem solchen Angriffe nicht widerstehen [1]). Das wichtigste Bedenken knüpft sich „an Ew. Kgl. Majestät Privat-Stat“. Der König hat viele Jahre im Felde zugebracht und ist nun des Feldlebens müde, und wenn er seine Person den Händen fremder Leute anvertrauen sollte, so würde Schweden einer nicht geringen Gefahr ausgesetzt werden, zu geschweigen des Undankes und der Verläumdung, die folgen würden, wenn der Krieg unglücklich abliefe [2]).

---

[1]) Was hier geäussert wird, widerspricht einem der Gründe für einen Angriffskrieg, nämlich dem, dass ein solcher unternommen werden solle, damit die Kaiserlichen nicht in Schweden landen möchten, nachdem sie Deutschland und Dänemark bezwungen hätten. In dem einen Fall dachte man sich, dass der Krieg glücklich, in dem anderen, dass er unglücklich abliefe.

[2]) „Viele werden wohl mit mir im Frieden übereinstimmen, die sonst vel meo vel suo vitio in Ungnade bei mir fallen und schlecht dabei fahren.“

Skytte erklärte sich gegen einen Angriffskrieg. Sein erster Grund war „natura monarchiae: der Kaiser ist stark, Alle, Danus und Andere haben sich auf ihn gestützt“ [1]). Es sei gleichfalls eine Gewissenssache, Versuche mit dem Umsturz der Monarchie zu machen. Diese dunkeln Worte sind möglicherweise vom Protokollführer unrichtig angegeben. Der Sinn kann kein anderer sein, als dass ein unglücklicher Krieg das protestantische Königthum in Schweden zum Falle bringen würde. Gustav Adolf beantwortete diesen Einwand folgendermassen: Alle Monarchien sind von einem Geschlecht auf ein anderes übergegangen; beispielsweise berief er sich auf die Wandelungen in Frankreich und in Rom. Der Bestand einer Monarchie beruhe nicht auf Personen, sondern auf Gesetzen.

Skytte bemerkte ferner: Wir müssen uns auf unsere eigenen Kräfte stützen, weil wir auf keine Unterstützung von Seiten Frankreichs oder Italiens (Venedig?) rechnen können. Hierauf wurde geantwortet, dass Frankreich 400000 Reichsthaler vorschiessen wolle, und im übrigen bemerkte man, dass, wenn der König siegte, die Deutschen sich nicht an ihn anschliessen, wenn er eine Niederlage erlitte, sich von ihm zurückziehen würden [2]). Der Zweck des Krieges kann nur die Sicherheit Schwedens sein, und diese ist in keiner anderen Weise zu erreichen, als dass man sich auf die Vertheidigung des Landes beschränkt. Sollte ein Misserfolg eintreten, so würde Schweden von der ganzen feindlichen Macht überschwemmt werden.

Die Gründe, die für einen Angriffskrieg geltend gemacht wurden, waren von grösserem Gewicht. Wir haben schon

---

[1]) Später fügt er hinzu: Esset contra Deum et conscientiam, tentare subversionem Monarchiae. Kriegsgesch. Archiv I. S. 46. Die Ansicht, welche Klopp geltend macht, dass nämlich hier mit „Monarchie“ Oesterreich oder das Kaiserreich gemeint sei, ist unwahrscheinlich. Der eifrige Protestant Skytte, welcher mit den Plänen Gustav Adolfs vertraut war, würde es nicht als eine gottlose That erklärt haben, das Habsburgische Regiment zu stürzen, welches auf der Höhe seiner Macht Befürchtungen für die Selbstständigkeit Schwedens einflösste. Skytte würde dies wenigstens nicht in Gegenwart des Königs geäussert haben. Er warnte vor einem Krieg, welcher das regierende Haus in Schweden untergraben könne. Cfr. Klopp, Tilly im 30jähr. Kriege, II. Th. p. 59, 461.

[2]) Gustav Adolf unterbrach den Redner mit dem Einwand: „Si rex victor, illi praeda erunt.“

Krieg mit dem Kaiser, was aus den Ereignissen der letzten Jahre hervorgeht. Selbst wenn wir mit Ehren zu einer Unterhandlung gelangen könnten, die von Dänemark und Brandenburg vorbereitet wird, so giebt es kein besseres Mittel, als dass man dem Feind mit einem starken Heer in seinen eigenen Grenzen begegnet, und dort mit den Waffen in der Hand verhandelt. Der Kaiser wird uns bei den Unterhandlungen verächtlich und minorenniter behandeln, und es ist somit am besten, wenn wir uns zuerst mit ihm schlagen. Es giebt nur drei Mächte, England, die Generalstaaten und Schweden, welche dem österreichischen Streben nach Universalgewalt eine Grenze setzen können, und nachdem die Habsburger ohne Erfolg in Holland gekämpft haben, sehen sie ihren Irrthum ein, dass sie den Krieg nicht nach Schweden hinübergetragen haben; diese Absicht haben sie aber in Zukunft. Unsere Sicherheit erfordert, dass wir angriffsweise vorgehen. Es wird nothwendig, eine Flotte an beide Seiten von Stralsund zu legen, um die See rein zu halten und die ganze deutsche Küste zu flankiren [1]). Wenn wir auch Wismar eroberten, so wäre die ganze Ostsee dem Feinde genommen, weil er dann keinen nennenswerthen Hafen mehr übrig behalten würde, und wenn man ausserdem die Insel Rügen wegnähme und sich auf dem Festland ausbreitete, dann wären zwei Dinge gesichert: Polen würde sich ruhig verhalten, und auch die Zollerhebung in Pillau und Danzig uns verbleiben [2]). Wenn wir nicht nach Deutschland gehen, wird der Feind Stralsund beunruhigen, von Wismar aus Handel und Schifffahrt zerstören und in kurzer Zeit uns auf der Ost-

[1]) Stralsund mit seinen 6000 Bürgern braucht eine Besatzung von 4000 Mann. Diese Zahlen sind nicht ganz zuverlässig. Die Bewohner der genannten Stadt wurden auf 18000 geschätzt und die dorthin verlegten schwedischen Truppen auf 9000. Die schwedische Regierung rechnete jedoch nicht mehr auf das Wohlwollen der Bürgerschaft, sondern nur auf die Waffenmacht. Und eine ganze Armee und auch eine Flotte waren erforderlich um Stralsund zu entsetzen, sofern die Stadt belagert wurde. Eine gleich-bedeutende Ausrüstung war auch nöthig, um die Schiffe des Feindes in Wismar zu zerstören und sich Pommern zu versichern. Kriegsgesch. Archiv I. S. 51.

[2]) Der Zoll auf dem Pregel warf im Jahre 1629 eine Einnahme von 500,000 Rdn. ab, obgleich die Schifffahrt, infolge des Krieges, weniger lebhaft als sonst gewöhnlich war.

see gewachsen sein, ja uns den Besitz von Preussen und Lievland und allem, was von der See dependirt, erschweren. Wenn dagegen ein schwedisches Heer nach Deutschland übergeführt wird, ist der Feind verhindert, seine Macht zur See auszubreiten. Er muss dann alle seine Hülfsmittel im Landkriege erschöpfen. Bleiben wir zu Hause, so werden die Holländer mit einer grossen Flotte in der Ostsee erscheinen [1]), und wenn sie auch jetzt unsere Freunde sind, so werden wir doch künftig mehr Veranlassung haben, sie, die zur See mächtiger sind, als Oestreich, zu fürchten, und Schweden ist einer Gefahr von der Seeseite aus eher als von der Landseite ausgesetzt. Durch Einstellung der schwedischen Rüstungen werden die Hansestädte und die Fürsten von Mecklenburg und Pommern zur Verzweiflung gebracht werden; sie werden sich an das päpstliche Joch gewöhnen und mit den Papisten Hand in Hand gehen; wenn dagegen der König seine Truppen bald dorthin führt, wird er die Gemüther an sich ziehen und sich nicht allein der deutschen, sondern auch der böhmischen Stände versichern, und ferner würden die Nachbarstaaten und zu allererst Frankreich zu den Waffen greifen. Es sei unverantwortlich, seine Glaubensgenossen und namentlich die Stadt Stralsund Preis zu geben. Die Sicherheit Schwedens erheische, dass die Angelegenheiten in Deutschland in denselben Zustand gebracht würden, wie vor Ausbruch des Krieges, allein dies sei nur durch Waffenmacht, nicht mit Papier und Dinte zu erreichen. Liefe der Krieg unglücklich ab, „so dass nicht ein Bein zurückkäme,“ so wäre das schwedische Reich fast in derselben Lage wie vorher, und man würde 30 wohlmontirte Kriegsschiffe besitzen, mit welchen die See vertheidigt werden könne, und im Uebrigen die Hülfsmittel haben, welche angeführt wurden bei den für einen Defensivkrieg geltend gemachten Gründen.

Das Resultat der Berathschlagung war, dass der Reichsrath den Ansichten des Königs beitrat, und dass man somit einen Angriffskrieg zu führen hatte. J. Skytte, welcher anfänglich nur den Rüstungen geneigt war, die auf Verthei-

---

[1]) Wenn wir nicht hinübersetzen (übers Meer), so desperiren die Städte. Wir gönnen ihnen nichts lieber, atheis (Batavis), als superstitiosis (Papistis).

digung Schwedens abzielten, schloss damit, dass er gleichfalls für einen Angriffskrieg stimmte, weil, sagte er, wir in keiner andern Weise unser Ziel, den Frieden, erreichen können. Gabriel Gustavson Oxenstjerna, welcher für die Nothwendigkeit eines Angriffskriegs gesprochen hatte, bemerkte, dass man nebenbei alle Friedensmittel versuchen müsse, damit die Sache Schwedens in den Augen der Welt um so gerechter erscheine. Johann Sparre redete einem Bündniss mit den Nachbarstaaten das Wort und meinte, dass Schweden Unterhandlungen mit dem Kaiser nicht aus dem Wege gehen dürfe. Mathias Soop trat der Meinung der Uebrigen bei, in der Voraussetzung, dass die Mittel zur Führung des Kriegs ausreichend seien [1]). Gustav Adolf wandte sich an die Reichsräthe mit einigen Bemerkungen, die wir hier wiedergeben. Wenn der Krieg nicht glücklich verliefe, dürfe dies nicht auf Rechnung des Königs gesetzt werden, welcher nur das Beste des Vaterlandes im Auge gehabt habe. „Welches Elend mir selbst daraus erwachsen wird, sehe ich voraus, Difficultäten, dass man als mittellos nicht immer alle und jeden befriedigen kann, unde mescontentement, Unwillen und Unglück. Der ungewisse Ausgang des Krieges giebt mir keine Hoffnung auf eine eitle Ehre. Ich kann mir ein Beispiel nehmen an dem Unglück des dänischen Königs. Die Verläumdung, die niemanden mit ihren Bemerkungen verschont, hat zur Folge, dass keine Gloria zu erwarten ist. Ich habe Ehre genug und suche keine grössere. Ich versehe mich, dass ihr mir keine andern Beweggründe zuschreibt, als den Nutzen und die Sicherheit des Vaterlandes, und wie auch die Angelegenheit verlaufen mag, so deutet sie auf das Beste, „ihr Jungen und ihr Alten", damit alle Unterthanen der Sache affectionirt werden. Ich ermahne euch, alles so zu betreiben, dass entweder ihr selbst oder eure Kinder einen guten Ausgang, den Gott uns verleihe, erleben mögen. Ich selbst habe

---

[1]) Die vorerwähnten Berathungen fanden im Rathscollegium am 27. Octbr. und 3. Novbr. 1629 statt; ihnen wohnten bei Graf Abraham Brahe, Carl Carlson Gyllenhjelm, Clas Horn, Johann Skytte, Gabriel Gustavson Oxenstjerna, Per Banér, Johann Sparre und Mathias Soop. Bei dem späteren Zusammentritt war auch Claes Flemming zugegen. Vergl. kriegsgesch. Archiv I, S. 42—60.

keine Ruhe mehr zu erwarten, bis ich die ewige Ruhe geniessen werde.“

Gyllenhjelm antwortete im Namen des Rathes und wünschte dem König Glück.

Das beunruhigende Gefühl, dass Schweden einer etwaigen feindlichen Landung schwache Punkte darbot, und dass der König in Schweden selbst am leichtesten verwundbar war, bestimmte ihn zu einem Angriffskrieg, und die Staatskunst beeinflusste diesen Entschluss mehr als religiöse Beweggründe. Die Erfolge und die Erweiterung der kaiserlichen Macht in Deutschland waren dazu geeignet, namentlich aus der Entfernung gesehen, Bedenken einzuflössen; allein diese Macht wurde weniger fürchterlich, als Wallenstein und ein grosser Theil seiner Truppen verabschiedet wurde und verlor auch in Folge der Misshelligkeiten zwischen Ferdinand II. und den katholischen Fürsten an Bedeutung, während die französische Diplomatie thätig war, um Vortheil aus der Zersplitterung zu ziehen. Mit der unbedeutenden Flotte bei Wismar konnte nichts ausgerichtet werden, wodurch die Sicherheit Schwedens aufs Spiel gesetzt wurde, und man bemerkte kein Zeichen, welches auf eine beabsichtigte Ueberführung von Truppen nach Schweden deutete. Die Charakterfestigkeit Ferdinands II. war passiver Art, und seine Unthätigkeit und Bequemlichkeit verhinderte ihn, als ein Mann der That in höherem Sinne sich geltend zu machen [1]. Nach Wallensteins Entfernung konnte von einem weitumfassenden Eroberungsplan gegen die nordischen Reiche nicht die Rede sein. Gustav Adolf beurtheilte seine Gegner nach sich selbst.

Oxenstjerna änderte seine Auffassungen von der Stellung Schwedens zur deutschen Frage nicht und erklärte auch ferner den Entschluss Gustav Adolfs für eine göttliche Schickung, eine Eingebung des Genies, die ihn daran verhindert habe, die Uebermacht im Norden zu erwerben [2].

---

[1] Der persönliche Charakter Ferdinands II. ist nicht so massgebend gewesen, wie der Verfasser meint. D. H.

[2] Ich rieth Sr. Majestät seelig, dass er sich mit der Armee nicht auf deutschen Boden begebe; hätte Se. Majestät meinen Rath befolgt, so wäre er arbiter totius septentrionis geblieben. A. Oxenstjerna im Rath 1636. Den Entschluss des Königs nennt er ein Fatum, eine dispositio divina, einen impetus ingenii. Geijer, Gesch. des schwed. Volkes III, S. 174.

Im Jahre 1630, als der König vorbereitet war, nach Deutschland zu gehen, wurde ein Reichstag in Stockholm abgehalten, und das Gutachten, welches derselbe abgab, trat dem Entschluss, den in Rede stehenden Feldzug auszuführen, bei; theilweise wurden jedoch dieselben Aeusserungen laut, die im vorhergehenden Jahre bei den von dem Reichsrath angeführten Gründen für einen Angriffskrieg gehört worden waren. Was den bevorstehenden Danziger Traktat betrifft, so hiessen die Stände die für die Gesandten ausgestellten Instructionen gut, bewilligten gleichfalls die Friedensbedingungen, die ihnen vorgelegt waren, und bemerkten, dass mit Sicherheit und Reputation nichts abgeändert werden könne. Dem König solle es indess frei stehen, den Bestimmungen hinzuzufügen oder von denselben wegzunehmen, was die Zeit, die Beschaffenheit der Sache und die Wohlfahrt Aller erheischen würde.

Das Auftreten des Königs mit seinem Kriegsheer wurde für nothwendig erachtet, um die Unterhandlungen zu unterstützen und weil deren Verlauf ungewiss war, um eine Besetzung Stralsunds zu sichern und mehr Orte behufs Anlegung von Magazinen und festen Punkten für den Krieg zu erwerben. Diese Eroberungen dürften nicht aus den Händen gegeben werden, bevor „sowohl das schwedische Reich, wie die Ostsee, Stralsund und unsere Religionsgenossen sicher gestellt sind“. Wenn der Feind nicht zu nothwendiger Nachgiebigkeit zu bringen sein sollte, versprachen die Stände, dem König unter die Arme zu greifen, um nach besten Kräften zur Führung des Kriegs mitzuwirken.

Die rührende Abschiedsrede Gustav Adolfs im Reichstag am 19. Mai ist in allen historischen Arbeiten über diese Zeit zu lesen. Eine allgemeine Rührung hatte die Zuhörer ergriffen; die Thronerbin, Prinzessin Christine, die damals im 5. Jahre stand, erschien vor den Ständen und wurde ihrer Treue empfohlen, während der König seine Tochter umarmte.

11 Tage darauf schiffte sich Gustav Adolf in Elfsnabben ein.

Unterhandlungen mit deutschen Fürsten.

Wir wollen jetzt die Mittheilungen in Betracht ziehen, welche mehreren deutschen Fürsten bezüglich der politischen Angelegenheiten gemacht wurden; einige dieser Schreiben gehören einer früheren Periode an. Wir beabsichtigen nicht, die Rathschläge und Pläne zu wiederholen, die dem Mecklenburgischen Herzog Adolf Friedrich zugestellt wurden, welcher Gustav Adolfs Vertrauen genoss und nun in fremden Ländern einen Zufluchtsort suchte. Wohlwollen und Uebereinstimmung der Gesinnung fesselten den Kasseler Landgrafen Moritz an den nordischen König, und sein Nachfolger Wilhelm V. war einer der deutschen Fürsten, welche sich am frühesten dem gekrönten Heerführer anschlossen, als dieser überall Bundesgenossen suchte. Eine Verbindung mit dem pommerschen Herzog Bolislaus wurde durch Waffenmacht erzwungen. Der brandenburgische Kurfürst hatte zwischen Gustav Adolf und dem polnischen Könige geschwankt; er war der Lehensträger des letzteren und gab nur einem Druck von Seiten der schwedischen Truppen nach. Dasselbe war der Fall während des deutschen Krieges; Georg Wilhelm fand es bedenklich, Partei gegen den Kaiser zu ergreifen. Die Verschwägerung mit Gustav Adolf hatte weniger Bedeutung als die politische Vorsicht. Die mächtigeren protestantischen Fürsten sahen das Auftreten des Schwedenkönigs in Deutschland ungern.

Es erweckte Verwunderung, dass zwei brandenburgische Gesandte ungefähr um dieselbe Zeit Zutritt zu Gustav Adolf hatten, ohne denselben Auftrag zu haben. Möglicherweise hatte der eine eine mehr officielle Sendung, und der andere mochte ein Dolmetscher der persönlichen Gesinnungen und Wünsche des Kurfürsten sein.

Kurbrandenburg versuchte vergeblich Gustav Adolf zu bewegen, den Krieg einzustellen und seine Truppen zurückzuziehen. Die Instruction für den geheimen Rath P. Bergmann war vom 31. Mai 1630 datirt, allein der Gesandte wurde erst am 11. Juli dem König in Stettin vorgestellt. Aus dieser früheren Abfassung der Instruction lässt sich erklären, dass die brandenburgische Regierung an die Möglichkeit dachte, die Ausschiffung der schwedischen Truppen zu verhindern und

den beabsichtigten Feldzug zu hintertreiben, obgleich eine solche Nachgiebigkeit mit dem entschlossenen Charakter Gustav Adolfs nicht vereinbar und auch in Anbetracht der Kosten für die Ausrüstung der Truppen nicht denkbar war.

Der Gesandte sollte sich bemühen, den König zur Unterhandlung oder zu einem Waffenstillstand auf einige Monate oder einige Wochen zu bewegen. Es wurde gewünscht, dass er den Krieg, wenn ihm nicht auszuweichen sei, in Mecklenburg und nicht in Obersachsen führe, und dass die Besitzungen auf beiden Seiten der Oder Neutralität geniessen sollten, wenn der Feind auch darein willige.

Der Kurfürst, welcher mit der Intention des Königs unbekannt war, konnte keine Friedensbedingungen vorschlagen, allein er erbot sich, dem Kurfürstentag in Regensburg die Vorschläge zukommen zu lassen, die er von Gustav Adolf erhalten würde.

Die Unterhandlungen gingen darauf aus, dass der König ohne Ersatz für seine Kosten Altpommern herausgeben solle. Während Gustav Adolf seine Affection für den Feind (d. h. seine Geneigtheit zu Unterhandlungen) bezeugte, erklärte er, er sei nicht nach Deutschland gekommen, um einem Freunde dessen Besitzungen zu rauben, sondern seine und communium amicorum Feinde zu verfolgen, und wenn er hierin sicher gestellt sei, wolle er sich in allem wohl accommodiren. Das Gesuch um Neutralität wurde abgewiesen und der brandenburgische Gesandte nach Verlauf von zwei Tagen ohne schriftliche Resolution, nur mit einem Creditiv entlassen.

Die Ansichten, welche von brandenburgischer Seite ausgesprochen wurden, zeugten von einem leichtgläubigen Optimismus, welcher am besten durch die Schonungslosigkeit der Stände gegen die Besiegten widerlegt wurde. Der Kurfürst oder seine Rathgeber wollten vorzugsweise Brandenburg und Pommern vor den Zerstörungen des Krieges schützen und dann den Ausgang einer ungewissen Zukunft anheimstellen, ohne zu bedenken, dass eine Unterhandlung, die sich nicht auf siegreiche Waffen stützt, ohnmächtig ist Gustav Adolf war den mächtigeren protestantischen Fürsten unbequem und unwillkommen.

Einige Wochen darauf hatte Georg Wilhelm sein Land-

volk aufgeboten, um einen Einfall des Schwedenkönigs zu verhindern [1]). Später erhielt der zweite brandenburgische Gesandte Wilmerstorff Zutritt. Auch er wünschte einen Waffenstillstand mit den Kaiserlichen einzuleiten und bot die Vermittelung des Kurfürsten zu einem Friedensvertrag an. Der König könne mehr durch eine Unterhandlung als durch einen Krieg gewinnen, namentlich weil das Misstrauen der Protestanten gegen die Schweden geeignet wäre, der katholischen Partei neue Vortheile zu verschaffen. Eine Botschaft mit einem solchen Zweck war Gustav Adolf unerwartet, welcher nach Deutschland gekommen war, nur um die unterdrückten Stände und ihre Unterthanen von der schrecklichen Tyrannei und dem Druck der Diebe und Räuber zu befreien, die sie eine Zeit lang geplagt hatten. Es erschien gleichfalls seltsam, dass der Kurfürst eine solche Furcht vor dem Krieg hegen solle, dass er lieber still sitzen und sich aller seiner Besitzthümer berauben lassen wolle. Die Kaiserlichen beabsichtigten nicht Kehrt zu machen, bevor die evangelische Lehre im Reiche gänzlich ausgerottet sei. Se. Liebden würde gezwungen sein, entweder seiner Religion zu entsagen oder sein Land zu übergeben. Möge er sich bedenken und einmal mascula consilia fassen. Der pommersche Herzog, der nicht das Geringste verbrochen, sondern sein Bier in Ruhe und Frieden getrunken hatte, wurde jämmerlich seines ganzen Besitzthums beraubt; allein Gott hat den frommen Herrn wunderbarlich gerettet. Fato quodam necessario, so dass er gezwungener Weise ein Bündniss mit dem König gesucht habe. Der Kurfürst wurde ersucht, dasselbe deliberato consilio zu thun. „Ich kann nicht zurückgehen. Jacta est alea, transibimus Rubiconem. Ich suche keinen andern Vortheil oder Gewinn, als securitatem regni mei; im übrigen habe ich nichts anderes zu erwarten, als Ausgaben, Mühe, Arbeit und Lebensgefahr."

Da der Kurfürst nun von der kaiserlichen Soldateska be-

---

[1]) „Memorial auf P. Bergmann zu der ihm aufgetragenen Schickung an den König in Schweden." Cöln an der Spree den 31. Mai 1630. Das geh. Staatsarchiv zu Berlin. Hier kommt gar nichts von dem Vorschlag vor, dass auch Frieden mit den Polen zu vermitteln sei, welcher im reichsgeschichtl. Archiv Nr. 495 erwähnt ist. Vergl. übrigens Nr. 498 (Grabbe's Schreiben an den Reichskanzler).

freit ist, mag er seine Festungen wohl besetzen und vertheidigen, oder dem König Küstrin überlassen, und dieser will sich zur Vertheidigung verpflichten.

„Verbleibt alsdann in Eurer desidia, was Euer Herr so höchlich liebt. Das sage ich Euch im Voraus, von irgend einer Neutralität will ich nichts wissen. Se. Liebden muss Freund oder Feind sein. Wenn ich an seine Grenzen komme, mag er sich kalt oder warm erklären. Hier kämpft Gott und der Teufel. Will Se. Liebden es mit Gott halten, so trete er auf meine Seite, will er es aber lieber mit dem Teufel halten, so mag er mit mir kämpfen. Tertium non dabitur. Ich bin der Diener seiner Herrlichkeit und hege herzliche Ergebenheit für ihn; mein Schwert soll zu seinen Diensten stehen, es soll ihn in seiner Hoheit aufrecht erhalten und seine Länder und Unterthanen vertheidigen. Allein er muss auch das Seinige zur Sache thun. Das Interesse Sr. Liebden ist an Pommern geknüpft, und dieses Land will ich für seine Rechnung vertheidigen, allein unter derselben Bedingung, welche im Buche Ruth dem nächsten Erben auferlegt wird, nämlich dass er Ruth zur Ehe nimmt. Se. Liebden mag sich somit dieser Ruth annehmen, d. h. in dieser gerechten Sache sich mit mir verbünden, wenn er das Land erben will. Wenn dies nicht geschieht, soll er es niemals bekommen.

„Ich habe mich zum Frieden bequemt und schon meine Gesandten in dieser Angelegenheit abgesendet. Ich weiss sehr wohl, dass alea belli dubia ist, und habe es während vieler Jahre erfahren, da ich vario eventu Krieg geführt habe. Allein dass ich jetzt, wo ich durch die Gnade Gottes so weit gelangt bin, zurück gehen sollte, kann mir Niemand rathen, nicht einmal der Kaiser, wenn er seine Vernunft gebrauchen will. Ich habe nichts gegen Kaiser und Reich, sondern nur gegen diejenigen, die mich in Preussen verfolgt haben. Ich weiss nicht, ob sie mit Wissen und Willen des Kaisers dies gethan haben, aber ich will einer billigen Vermittelung geneigt sein. Meine Deputirten dürften jetzt schon in Preussen sein, und sie sollen sich nach Danzig begeben, um zu unterhandeln. Schon im April habe ich meinem Kanzler eine gute Plenipotenz gesandt, geschrieben auf gutes Pergament, so dass auch er hätte allein tractiren können, allein weshalb hat der

kaiserliche Gesandte sich nicht angemeldet? Ich könnte ihm ein armistitium auf einen Monat unter der Bedingung bewilligen, dass die Kaiserlichen die von ihnen in Pommern und namentlich in Hinterpommern besetzten Ortschaften räumen und dass der Herzog wegen Felonie und dergleichen unangefochten bleibt. Dass Se. Liebden gleichfalls interponirt, kann ich wohl leiden, aber er muss sich dabei in Positur setzen und arma in die Hand nehmen, sonst wird alles interponiren nichts nutzen. Einige Hansestädte sind bereit, sich mit mir zu verbünden; ich warte bloss darauf, dass ein Führer an ihre Spitze tritt. Was könnten nicht die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zusammen mit den Städten ausrichten! Gebe Gott, dass jetzt ein Mauritius gefunden würde."

Wilmerstorf antwortete, dass er keinen Auftrag habe, mit dem König de confunctione armorum zu unterhandeln. Er bezweifelte, dass der Kurfürst salvo honore et fide sua hier einwilligen könne. Der König bemerkte hierauf: „Ja, man wird Euch bald in solcher Weise honoriren, dass ihr Land und Leute verliert. Euch gegenüber sollen sie Frieden halten so, wie sie die Capitulation gehalten haben." Wilmerstorf: „Man muss Futura vor Augen haben und bedenken, wie alles umgestürzt werden würde, wenn es unglücklich abliefe." Der König: „Dasselbe wird eintreffen, wenn ihr euch stille verhaltet, und es wäre schon geschehen, wenn ich nicht hierher gekommen wäre. Se. Liebden sollte es machen wie ich und Gott den Ausgang anheimgeben. Vierzehn Tage habe ich in keinem Bett gelegen. Wenn ich an nichts weiter dächte, könnte ich wohl wünschen, dieser Mühe überhoben zu sein und zu Hause bei meiner Frau zu sitzen."

Wilmerstorf: „Da E. Maj. erklärt haben, ein armistitium unter der Bedingung eingehen zu wollen, dass der Gegner die festen Plätze in Pommern räumt, so darf nach meiner Ansicht auch der Gegner verlangen, dass E. Maj. vice versa Ihre festen Plätze räumen." Der König: „Nein, das werde ich nicht thun, weder für einen Waffenstillstand noch für den Frieden. Ich muss sicher sein." Wilmerstorf: „E. Maj. könnten die Plätze so lange behalten, bis sie sehen, dass die Kaiserlichen wirklich abziehen, namentlich wenn der Friede dadurch zu erlangen wäre."

Darauf schlug der Gesandte Neutralität für den Kurfürsten vor; auf diesen Vorschlag antwortete der König: „Ja, so lange, bis ich nach Eurem Lande komme. Was ist Neutralität? Ich verstehe es nicht.“

Wilmerstorf: „In Preussen haben E. Majestät es wohl verstanden, indem Maj. selbst es dem Kurfürsten und der Stadt Danzig verliehen haben.“ Der König: „Nicht dem Kurfürsten, wohl aber der Stadt Danzig; damals war es mein Vortheil.“

Weiter wurde daran erinnert, dass der pommersche Herzog mit dem König sehr zufrieden sei, weil er ihm Stralsund, Rügen, Usedom, Wollin und alles Uebrige zurückgegeben habe. Der Herzog wünschte, dass S. Maj. sein Vater sein möchte. „Aber ich, fiel der König ein, möchte lieber der Sohn des Herzogs sein, weil er keine Kinder hat.“

Wilmerstorf: „Das ginge wohl, wenn nur Se. Durchlaucht jus primogeniturae behielte.“

Der König: „Das behält Se. Liebden, allein ihr müsst es auch vertheidigen und nicht, wie Esau, es für ein Linsengericht hingeben.“ [1])

Gustav Adolf wollte nur die Ortschaften wieder zurückgeben, die in Pommern und Brandenburg erobert wurden, und zwar unter der Bedingung, dass der Kurfürst sich mit dem König verbände. Wilmerstorf bemerkte hierauf: „Dura conditio.“ Der König weigerte sich, in dieser Hinsicht irgendwie nachzugeben.

Als Georg Wilhelm befürchtete, er könnte in eine ebenso abhängige Stellung zum Schwedenkönig gerathen wie der pommersche Herzog, wandte er sich an Kursachsen mit der Bitte um Unterstützung; allein er richtete nichts aus, weder durch Schreiben noch durch seine Zusammenkunft in Zabeltitz.

Johann Georg war der Meinung, dass der Schwedenkönig den Ständen des römischen Reichs keine Belästigung zufügen werde, es sei im Uebrigen am besten, in der Devotion des Kaisers zu verbleiben.

Georg Wilhelm gab dem Commandanten von Küstrin die Ordre, den Kaiserlichen Pass und Repass zu geben; dasselbe

---

[1]) Helbig's Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, pg. 12—18. Vergl. Hammerstrand's Beiträge zur Geschichte Gustav Adolfs II. Theilnahme an dem 30jährigen Kriege, S. 25—29.

galt gleichfalls für die schwedischen Truppen, wenn diese vor Küstrin erscheinen sollten. Hätten Gartz und Greifenhagen sich ergeben, und wenn die Kaiserlichen besiegt seien, so könnte die Garnison von Küstrin noch weniger an Widerstand denken[1]).

Das hiess, sich nach den Umständen richten.

Joh. Georg von Sachsen war kein Freund des Krieges und sah ungern, dass ein fremder König Einfluss auf die Angelegenheiten Deutschlands ausüben wollte. Der Kurfürst war zwar missvergnügt über die willkürlichen Massregeln Ferdinands II., namentlich über das Restitutionsedict und die Ansprüche, die auf Beihülfe zum Kriege gemacht wurden; allein er hoffte dennoch, dass allen Lasten in gesetzlicher Weise und auf friedlichem Wege abgeholfen werden könne. Der Kurfürst wünschte dringend die Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung. Er hegte grosse Ehrfurcht vor der kaiserlichen Macht und hatte immer in freundschaftlichen Beziehungen zu Ferdinand II. gestanden. Als Johann Georg sich beleidigt fühlte, erinnerte er an seine Treue und an die geleisteten Dienste, welche dennoch sein Land gegen die Erpressungen und Willkürlichkeiten, die einem Krieg folgen, nicht schützten. Der rechtschaffene und wohlmeinende, aber weder scharfsinnige noch besonders muthige Reichsfürst ging am liebsten allen Extremen aus dem Wege, was sehr verständig war, allein er berechnete nicht, ob ein gewünschtes Ziel mit den vorgeschlagenen Mitteln zu erreichen sei, und er appellirte an die Rechtsordnung, deren Ohnmacht schon lange sichtbar gewesen war. Ein Freund des Friedens und der gesetzlichen Ordnung, fehlte es ihm an umfassendem Ueberblick und an muthigem Entschluss. Er wurde als Führer der Protestanten angesehen, allein er verstand nicht, ihre zerstreuten Kräfte um sein Banner zu sammeln.

Gustav Adolf schrieb im Jahre 1629 wiederholt an den sächsischen Kurfürsten und bemühte sich erst, eine befriedigende Erklärung in Bezug auf den Entsatz zu geben, welchen er Stralsund hatte zukommen lassen. Weiter sprach er von den bösen Intentionen der Jesuiten, und zu gleicher Zeit wurde Johann Georg Rath und Hülfe, wenn diese nothwendig sei,

---

[1]) Droysen, Gustav Adolf. II. S. 228—231.

angeboten. Der Kurfürst wurde gleichfalls von den mit Wallenstein eingeleiteten Unterhandlungen benachrichtigt, welche die Wiederherstellung der vor dem Ausbruch des Krieges herrschenden Ordnung der Dinge im nördlichen Deutschland bezweckten. Sollten die mecklenburgischen Herzöge sich versehen haben, so könnten ihnen nach Gutdünken des Kurfürsten Geldbussen auferlegt werden. Würden diese Forderungen beifällig aufgenommen, dann versprach Gustav Adolf seine Truppen aus Stralsund zurückzuziehen und Frieden zu schliessen, und zwar unter der Voraussetzung, dass der Kaiser die Polen nicht unterstütze. Johann Georg, welcher diese Aussprüche als zu weitgehend erachtete, liess sowohl diesen wie den vorhergehenden Brief unbeantwortet [1]).

Kurz darauf liess der König durch einen gewissen Steinbach [2]) anfragen, ob er auf den Kurfürsten rechnen könne, wenn er in Deutschland landete. Wenn die Antwort hierauf günstig ausfiel, sollte unverzüglich „eine gewisse Person in Gestalt eines Jägers“ heimlich zum Kurfürsten gesandt werden, um das Weitere zu überlegen. Im September 1629 wurde der Kanzleisecretär Sattler mit einem Empfehlungsschreiben von Gustav Adolf an Johann Georg gesandt [3]). Es langte gleichfalls ein neues Schreiben des Königs vom 13. September an, in welchem die Beschwerdepunkte wiederholt waren, die man sämmtlichen Kurfürsten gesandt hatte, ohne dass diese sich jedoch darüber geäussert hätten.

Der König bat um die Vermittelung der Kurfürsten, und wenn ein Friede auf billige Bedingungen hin nicht zu erlangen wäre, so würde dies zur Entschuldigung dienen für alles, was der König mehr zu seiner Vertheidigung als zur Befehdung des Kaisers unternehme. Nach Verlauf von fünf Monaten schickte man Gustav Adolf ein freundliches Schreiben, welches eigentlich gar nichts sagte und von den katholischen Kurfürsten und Johann Georg unterzeichnet war. Dieser letztere richtete

[1]) Helbig, Gustav II. Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, S. 4, 7. Schon im Jahre 1615 hatte der Schwedische König Johann Georg ein Geschenk von 2 Rennthieren gemacht und mit diesen folgte ein lappischer Knabe und ein lappisches Mädchen. Ibidem, S. 3.

[2]) Der Verfasser scheint Dr. Steinberg im Sinne zu haben. D. H.

[3]) Droysen, Gustav Adolf. II. S. 218.

ausserdem ein besonderes Schreiben an Gustav Adolf, in dem er sich entschuldigte, dass er die Briefe des Königs nicht früher beantwortet habe. Der sächsische Kurfürst wies eine angebotene Unterstützung seitens des oranischen Prinzen Friedrich Heinrich zurück, weil dieselbe unter der Bedingung angeboten wurde, dass Johann Georg sich an die Spitze der protestantischen Reichsstände gegen den Kaiser stellen solle, und er weigerte sich gleichfalls, dem Landgrafen Wilhelm von Cassel gegen Tilly beizustehen. Der Kurfürst liess durch einen Gesandten in Wien seine Klagen über den Druck vortragen, welcher gegen die Reichsstände verübt wurde, und über die Ungerechtigkeiten, welche bei der Ausführung des Restitutionsedictes vorfielen; zugleich liess er sein Ausbleiben von dem Fürstentag in Regensburg entschuldigen. [1]) Ein Abgesandter des Administrators von Magdeburg, welcher Kursachsen für Gustav Adolf hatte gewinnen wollen und ihn aufforderte, die Schweizer zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen, erhielt weder eine schriftliche noch mündliche Erklärung über „Punkte von solcher Importance, die ausserdem äusserst schwer und gefährlich seien". Es handelte sich nämlich um ein Bündniss mit Gustav Adolf.

Die Verhandlungen mit den schwedischen Gesandten, welche in Danzig eröffnet wurden, werden von dem Kaiser auf dem Fürstentag zu Regensburg erwähnt, und er bemerkt zu gleicher Zeit, dass er dem König von Schweden keine Veranlassung zu irgend welchen Missverständnissen gegeben, und dass der Streit in Betreff Stralsunds in freundschaftlicher Weise beigelegt werden könne. Allein für den Fall, dass der genannte König sich in Sachen mischte, die nur das deutsche Reich angingen, und deshalb einen Krieg anfange, forderte er die Kurfürsten und ihre Gesandten dazu auf, ihre Meinung über die Mittel auszusprechen, die angewandt werden müssten, um dem Feind Widerstand zu leisten. Hierauf wurde geantwortet, dass der Widerwille, welcher eine Folge der Belagerung Stralsunds war, denjenigen Rathschlägen zuzuschreiben sei, durch welche fremde Potentaten beleidigt wurden, ohne dass man die Ansichten der Kurfürsten gehört habe. Ferner wurde bemerkt,

[1]) Helbig, S. 8 u. 9.

dass weder die genannte Frage, noch der den Polen geleistete Ersatz, noch die Vertreibung der mecklenburgischen Fürsten einem fremden König das Recht geben könne, Krieg gegen das deutsche Reich zu unternehmen. „Der Schwede kann ebenso wenig dem Kaiser Vorschriften über die Vorgänge auf deutschem Boden machen, als er selbst in den Angelegenheiten seines Reiches Bestimmungen fremder Fürsten annehmen würde, und was die polnische Unterstützung betrifft, so ist es gebräuchlich, dass höhere Potentaten infolge Verwandtschaft oder eingegangener Bündnisse einander unterstützen, ohne dass dies einen Friedensbruch mit einer dritten Macht veranlasst". Der Kaiser könne durch ein Schreiben die Befürchtungen des schwedischen Königs in Betreff der Rüstungen, welche an der Ostsee stattfanden, beseitigen, indem diese nicht auf Schweden gemünzt wären, und der König von Schweden könne ferner daran erinnert werden, dass er sich mit den Angelegenheiten des deutschen Reichs nicht zu befassen habe. Die Kurfürsten versprachen, in demselben Sinne zu schreiben und hofften, dass man alle Feindseligkeiten verhüten würde. [1])

Man täuschte sich jedoch in diesen Erwartungen. Am allerwenigsten war der Krieg durch die Zusammenkunft zu verhüten, die in Danzig stattfinden sollte. Dieselbe wurde von Christian IV. vorgeschlagen, der sich erboten hatte, in dem gespannten Verhältniss mit Schweden zu vermitteln. Wallenstein benachrichtigte den Kaiser hiervon, und letzterer sandte den Burggrafen Carl Hannibal von Dohna mit der Vollmacht, die Misshelligkeiten mit dem Schwedenkönig unter folgenden Bedingungen beizulegen. Die kaiserlichen Truppen sollten sich von Pommern zurückziehen, wenn die schwedische Besatzung Stralsund räume. Dohna solle sich ferner vergewissern, dass das deutsche Reich keinen feindlichen Einfall zu befürchten habe. Wenn die schwedischen Gesandten auf den Königstitel für Gustav Adolf bestehen sollten, hatte Dohna den Auftrag, hierin lieber nachzugeben, als dass die Unterhandlungen infolge einer Weigerung hierin abgebrochen würden. Die An-

---

[1]) Kurfürstentags-Acta. Proposition bei dem Collegial-Tage; aus der Maintzer Cantzlei, d. 16. Juli. Staatsarchiv zu Wien. Vergl. Khevenhiller XI, p. 1034—35.

sprüche, die schwedischerseits gemacht würden, seien von zu grosser Tragweite, als dass man auf ein günstiges Resultat der besagten Zusammenkunft rechnen könne. Gustav Adolf bestand darauf, dass die kaiserlichen Truppen aus den beiden sächsischen Kreisen sich zurückziehen sollten und dass alle während des letzten Krieges an der Ostsee und an der Nordsee angelegten Festungen rasirt werden sollten. Die Häfen sollten freigemacht werden, kein Kriegsschiff dürfe dort gebaut oder ausgerüstet werden, diejenigen Kriegsschiffe, die in den Häfen ankerten, sollten von dort wieder abgeführt werden; die Stände beider sächsischen Kreise und vor allen Dingen die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, sowie die Grafen von Ostfriesland und Oldenburg, ebenso die freien Städte sollten wieder in ihre Rechte und Besitzungen eingesetzt werden. Die Kurfürsten möchten über das Eigenthumsrecht der Bisthümer entscheiden. Der König von Schweden wollte für die Zahlung der Strafgelder eintreten, welche den mecklenburgischen Herzögen auferlegt werden könnten, jedoch mit der Bedingung, dass diese Fürsten unverzüglich wieder in ihre Besitzungen eingesetzt würden. Wenn diese Forderungen bewilligt würden, sollte die schwedische Besatzung aus Stralsund abziehen; allein nebenbei bestand man auf Schadenersatz für die Verluste der Stadt während des Krieges. Es sollte dem König nicht zum Präjudiz gereichen, dass er Stralsund unterstützt habe, und seine Feinde dürften auf keine Hilfe von Seiten des Kaisers rechnen. Einem unter diesen Bedingungen abgeschlossenen Frieden würden die Könige von Frankreich, Grossbritannien und Dänemark, sowie die Generalstaaten beitreten. [1]) Es waren dieselben Bedingungen, welche für die Berathschlagung bei der Zusammenkunft in Lübeck bestimmt gewesen waren. Die Könige von Frankreich und England, sowie die Generalstaaten waren von dem Vorschlag benachrichtigt worden und ein schwedischer Gesandter nach Frankreich abgefertigt, „damit Wir in solcher Weise die Gemüther und die Sachen in integro halten, wie es auch kommen mag, und dadurch mit etwas grösserer Sicherheit erfahren, wohin sie inclinieren“.

---

[1]) Khevenhiller XII. p. 1146—48. Mailath, Geschichte des österr. Kaiserstaates, III., S. 207.

Ferner wurde geäussert, dass der schwedische König „sollicite“ gesucht hatte, mit dem Kaiser zu unterhandeln, damit zuerst „tela tractatuum“ geschmiedet und Mittel gesucht würden, ob man vielleicht mit guten Conditionen, ohne jede Weitläufigkeit davon kommen könne, was deshalb geschehen solle, um alle in suspenso zu halten und die Gegenpartei nonchalant zu machen.

Gustav Adolf hatte von vorn herein seine Einwilligung dazu gegeben, dass die Zusammenkunft in Danzig abgehalten werden sollte; allein später erhoben sich Bedenken dagegen, weil diese bedeutende Stadt mit dem letzten Vertrag mit Schweden unzufrieden war, durch welchen das Monopol der Danziger, Tuch nach Polen zu verkaufen, eingeschränkt worden war.

Dohna war schon im April in Danzig angekommen, obwohl die Zusammenkunft erst im Mai stattfinden sollte, und er bemühte sich, unter den dortigen Senatoren eine Partei für den Kaiser zu bilden. Man merkte jedoch keine Unfreundlichkeit gegen die Schweden, und als Axel Oxenstierna bei der Stadt Danzig um jus hospitii für schwedische Commissare anhielt, wurden zwei stattliche Häuser zur Wohnung derselben angewiesen. Der Reichskanzler, welcher bestimmt gewesen war, die Unterhandlungen zu leiten, beabsichtigte nicht selbst zu reisen, weil er in Elbing mit der Verwaltung Preussens und mit allen den Maassregeln, die erforderlich waren, um den schwedischen Truppen ihren Unterhalt zu verschaffen, vollauf zu thun hatte. Axel Oxenstierna schwankte deshalb auch, ob er sich nach Danzig begeben solle, weil er möglicherweise verhindert werden könne, diesen Ort zu verlassen, wenn er es für gut fände. Der König hatte Gabriel Oxenstierna, Carl Bannér und Per Sparre zu Commissaren ernannt; ihre Ankunft verzögerte sich. Die dänischen Commissare Otto Scheel und Martin von der Meden langten im Juni in Danzig an, und somit einen Monat später, als es anfänglich bestimmt war.

Dohna empfing am 18. Juni durch einen Trompeter ein Schreiben vom schwedischen Reichskanzler, welcher versuchte, die Unzufriedenheit des kaiserlichen Gesandten über sein Warten auf die schwedischen Gesandten zu mildern. Ihr langes Ausbleiben wurde den Unbequemlichkeiten der Seereise zuge-

schrieben. Dohna versprach, noch zwei oder drei Tage auf die Ankunft der schwedischen Unterhändler zu warten, länger aber nicht. Oxenstierna wünschte Auskunft, ob Dohna vom Kaiser oder von Wallenstein seinen Auftrag habe. Er erhielt die Antwort, dass der Burggraf vom Kaiser abgesandt sei. Der schwedische Reichskanzler weigerte sich, nach Danzig zu gehen, weil die schwedischen Gesandten sich nicht vollkommen sicher vor dem zügellosen Pöbel in genannter Stadt wussten.

Die Kaiserlichen glaubten, dass Oxenstierna nur die Absicht habe, die Sache in die Länge zu ziehen. Der grosse Staatsmann betrachtete die Angelegenheiten mit seiner gewöhnlichen Ruhe. Nur seine vielen Geschäfte in Elbing und das Verbot des Königs verhinderten ihn, nach Danzig zu reisen, was er gern gethan hätte, „um allen Schreiern den Mund zu stopfen“. Der Kanzleisecretär Johann Nicodemi, welcher mit dem Vertrauen Oxenstierna's beehrt war, wurde an die dänischen Gesandten abgefertigt, um dieselben zum Reichskanzler zu entbieten, welcher ihre Intentionen zu vernehmen und mit ihnen die Vorbereitungen zum Tractat zu berathschlagen wünschte. Die Dänen weigerten sich, nach Elbing zu kommen, weil dies bei den Kaiserlichen Misstrauen erwecken könnte. Nachdem die schwedischen Commissare endlich am 6. Juli in genannter Stadt angelangt waren, schlug Oxenstierna vor, die Unterhandlungen in Elbing zu eröffnen. Es ist leicht begreiflich, dass sowohl Dohna als die Dänen hierauf eine abschlägige Antwort gaben. Der Burggraf wollte sich nicht zu einer Einwilligung bequemen, bei welcher das Ansehen des Kaisers leiden würde. Die dänischen Gesandten waren durch ihre Instruction gebunden. Sie und Dohna wechselten gegenseitig Schreiben durch ihre Secretäre. Martin von Mehden besuchte darauf Dohna und legte ihm ein Schreiben von Oxenstierna vor.

Der schwedische Reichskanzler fürchtete den Vermittler mehr als den Gegner. „Alle insgesammt scheinen dahin zu conspiriren, wie man Ew. Königliche Majestät von Pommern entfernen könne, und die Jalousie beginnt schon unzeitig sehr zu wachsen.“

Die Dänen waren darüber erbittert, dass Gustav Adolf sie von dem Besitz Rügens verdrängt hatte. Diese Wunde war noch zu frisch, als dass die Dänen über dieselbe nicht Schmerz

empfunden hätten, und dieser machte sich Luft in einem treulosen Anschluss an den Burggrafen. Durch die Erfolge Gustav Adolf's in Pommern erlitt die Instruction der Dänen eine Abänderung, und diese war die Ursache, weshalb der Tractat nicht zu Stande kam, obgleich ein anderer Vorwand geltend gemacht wurde. Das zweideutige Auftreten der Dänen wurde durch ein Schreiben Dohna's an Torquato Conti bestätigt, welches von den Schweden aufgefangen wurde. Der Burggraf erwähnte den gegenseitigen Hass der Dänen und Schweden, infolge dessen die Unterhandlungen keine Früchte tragen konnten.[1]) Der eigentliche Grund muss jedoch in der Unvereinbarkeit der gegenseitigen Ansprüche Gustav Adolf's und des Kaisers gesucht werden, über welche während der Fehden, die in Pommern entbrannt waren, nur die Waffenmacht entscheiden konnte.

Die kaiserliche Vollmacht war derart abgefasst, dass die Schweden sich in keinerlei Unterhandlungen hätten einlassen können. Es wurden solche Forderungen gemacht, dass die Dänen selbst dadurch offendiert worden waren, wie sie vorgaben. In dem Creditiv Dohna's wurde nur die Stadt Stralsund, aber nicht der schwedische König erwähnt, weil der Kaiser ihm nicht seinen rechten Titel beilegen wollte. Diese Angabe ist aus den Mittheilungen der Dänen an Oxenstierna geschöpft. Auf die Vorfrage des Nicodemi, ob der Tractat aufgeschoben oder aufgehoben sein solle, wurde keine bestimmte Antwort ertheilt, weil die Dänen von den Absichten Dohna's nicht benachrichtigt worden waren. Die dänischen Commissare gingen am 16. Juli an Bord und einige Stunden später reiste Burggraf von Dohna ab[2]). Deutet dies nicht auf „une entente cordiale"?

Die Verhandlungen zerschlugen sich, allein der Briefwechsel, welcher früher begonnen hatte, wurde dessenungeachtet fortge-

[1]) . . . „weilln zwischen beiden Nationen ein naturale odium, bevoraus aber zwischen jezo beiden regierenden Herren vorläuffet." Das ist die Auffassung von Dohna's.

[2]) Schwed. kriegsgesch. Archiv Nr. 28, 30, 551. A. Oxenstierna an den König d. 7., 21. und 25. Juni, d. 14., 18., 19. u. 26. Juli 1630. Schwed. Reichsarchiv. Burggraf von Dohna an den Kaiser d. 20., 23. u. 27. Juli 1630. Staatsarchiv zu Wien. Vergl. Mailath III. S. 208 u. 209.

setzt, doch schwerlich in einer andern Absicht, als weil man von beiden Seiten den Wunsch hegte, seine Sache mit den besten Gründen zu vertheidigen.

Die Vereitelung der Zusammenkunft in Danzig machte Aufsehen in Regensburg und wurde der Abgeneigtheit des schwed. Königs zu Unterhandlungen zugeschrieben; man hatte ihn katholischerseits im Verdacht, dass er sich Beistand von den deutschen Protestanten und von den ausländischen Mächten sichern würde. Der Kaiser konnte infolge dessen auf Unterstützung von seinen Glaubensgenossen rechnen, welche die Gefahr, mit der ein Krieg sie bedrohte, nicht übersahen. Sie hielten es dessenungeachtet für nothwendig, vorher zu versuchen, was durch ein Schreiben ausgerichtet werden könnte, das auf die Punkte in dem Briefe Gustav Adolf's vom Juni 1629 einging, über welche die Kurfürsten sich nicht geäussert hatten, als sie ein halbes Jahr darauf den König ihrer wohlwollenden Gesinnung versicherten. Erst wurde die Stadt Stralsund erwähnt, deren Einwohner leichter einen Weg zur Gnade des Kaisers hätten finden können, wenn ihre Ergebenheit als eine aufrichtige erschienen wäre und sich nicht auf blosse Worte beschränkt hätte; sie hätten alsdann auf Schutz gegen den Uebermuth und die Gewaltthaten der Soldaten rechnen können, und hätten nicht nöthig gehabt, Hilfe im Ausland anzurufen.

Die Beleidigungen, welche dem König von den Feinden des Friedens zugefügt worden waren, tadelte man. Wenn Truppen nach Niedersachsen und an die Ostsee verlegt worden wären, so sei es nicht die Absicht des Kaisers gewesen, Schweden irgendwelche Feindseligkeiten zuzufügen, sondern solche Pläne zu bekämpfen, die darauf berechnet sein könnten, die Feinde des Kaisers zu unterstützen. Es wurde darüber geklagt, dass die mecklenburgischen Herzöge, die Verwandten Gustav Adolf's, ihrer Besitzungen beraubt worden waren; weil Fürstenthümer und Belehnungen unmittelbar vom römischen Reich ausgehen, müsse der König die Entscheidung in dieser Angelegenheit dem Kaiser überlassen, welcher einem milderen Verfahren geneigt sei und Niemand Gerechtigkeit verweigere. Die Kurfürsten hätten sowohl schriftlich als mündlich diese Angelegenheit der Milde des Kaisers empfohlen, sie wären von der kaiserlichen Hülfssendung, als diese nach Polen

abging, nicht benachrichtigt worden, und deshalb dürfe der König keinen Unwillen auf das deutsche Reich werfen. Der Kaiser habe sich ohne Zweifel aus besonderen Gründen dazu veranlasst gefunden, seinem Verwandten in Polen beizustehen, und dies sei zu einer Zeit geschehen, wo man beiderseits einen Waffenstillstand vorbereitet hatte. Möge Gustav Adolf Gründe haben, welche er wolle, sich als beleidigt zu betrachten, so dürfe deshalb doch keine Fehde gegen das römische Reich unternommen werden, namentlich weil es nicht an Mitteln fehle, den Frieden zu erhalten. Es wurde von allen Feindseligkeiten abgerathen, da die Kurfürsten sich in hohem Grade bemühten, einen dauernden Frieden zu vermitteln.

In seiner Antwort beklagte sich Gustav Adolf über Kränkungen seiner Würde, indem die Namen der Kurfürsten vor dem Brief selbst und vor dem Titel des Königs ständen, und der Kaiser die Redensart „unsere Fürsten“ benutzt habe, obgleich Gustav Adolf durchaus nicht vom Kaiser belehnt sei. Weiter wurden die Gegenstände berührt, die in dem vorhergehenden Schriftenwechsel erwähnt worden waren. In Betreff Stralsunds wurde gesagt, dass das deutsche Reich Verbindlichkeiten gegen den Schwedenkönig habe, welcher eine deutsche Stadt geschützt habe, während diese Stadt andernfalls von ungerechten Verfolgern unterdrückt worden wäre.[1]) Die Befehle des Kaisers wären zur damaligen Zeit ohnmächtig gewesen und würden nicht vermocht haben, den Untergang einer treuen Stadt zu verhindern, ebensowenig die grosse Erbitterung derjenigen zu besänftigen, welche zur Erreichung ihrer Zwecke sich der Waffenmacht bedienten. Was die Versicherung beträfe, dass der Kaiser nicht in einer Schweden feindlichen Absicht gerüstet habe, so dürfe der König in einer so wichtigen Angelegenheit nicht zu leichtgläubig sein; gar zu Viele hätten in diesen Zeiten für ihre übertriebene Leichtgläubigkeit büssen müssen.

Das Directum dominium des Kaisers und des deutschen Reichs über deutsche Lehen vermöchte nicht, die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft zu lösen, welche einen fremden König dazu bestimmt hätten, die Unterdrückten zu schützen,

---

[1]) „Contra ipsam Imperatoriam auctoritatem.“

namentlich wenn deren Missgeschick nicht ihrem eigenen Fehler, sondern den Anschlägen ihrer Feinde zuzuschreiben sei. Die Fürsten seien auch nicht vorgeladen und gesetzlicher Weise verhört worden, und die im römischen Reich übliche Gerichtsform für Beweis und Urtheil sei nicht befolgt worden.

Landung in Pommern.

Gustav Adolf stand im Begriff, ins Feld zu rücken, er wollte sein Talent als Feldherr und auch seine Streitkräfte mit den Heerführern und Truppen messen, welche unter dem Doppeladler kämpfend gewohnt waren, von Sieg zu Sieg zu eilen und das Uebergewicht der kaiserlichen Macht und des katholischen Bündnisses in Deutschland begründet hatten. Der schwedische König konnte sich nur auf seine eigenen Hilfsquellen stützen; er war ohne Bundesgenossen, und nicht einmal die protestantischen Fürsten in Deutschland wünschten Beistand aus dem Norden. Die Stimmung in Schweden scheint für die kriegerischen Pläne des gekrönten Feldherrn günstig gewesen zu sein, wenn man die Berathschlagungen in Betracht zieht, welche im Reichsrath und auf dem Reichstage stattfanden, und Gustav Adolf's hinreissende Beredtsamkeit gewann einen vollständigen Sieg. Der rauschende Beifall und die Bewunderung auf dem schwedischen Reichstag hat jedoch nicht jede Stimme übertäubt, welche von der officiellen Sprache abwich. Ein vertrautes Schreiben von Gabriel Oxenstierna an seinen Bruder, den Reichskanzler, sprach von Mangel an Leuten und von Armuth in Schweden und beklagte, dass die Bewohner mehrerer Landschaften von Baumrinde und Eicheln sich nähren müssten, dieses Elend jedoch nicht im Stande wäre, höheren Orts Nachgiebigkeit hervorzurufen.[1]) Einige Ausdrücke in dem Briefe deuten auf mögliche Kundgebungen geheimen Missvergnügens hin.

---

[1]) „Ich muss wohl eingestehen, dass das Land so von Leuten entblösst ist, dass ein grosser Theil desselben öde (geworden). Ich will nicht einmal Finnland nennen, wo mehr als die Hälfte ausgestorben ist. Die Armuth des Landes ist auch jetzt so gross, dass die Bewohner von Ost- und West-Gothland und von Småland sich zumeist von Baumrinde und

Diese Bemerkungen wurden durch eine vorhergehende Mittheilung über die Unterhandlung hervorgerufen, welche mit Adel und Geistlichkeit bezüglich der Höhe der Abgaben stattgefunden hatte, welche, wenn die Aushebung von Mannschaften für das laufende Jahr eingestellt würde, zu entrichten seien. Der König verlangte $1^1/_2$ Tonne Getreide oder 3 Pfund Butter von jeder steuerfähigen Person. Die Ritterschaft behauptete, dass ihre Bauern so viel nicht leisten könnten, und die Geistlichkeit lenkte die Aufmerksamkeit auf die im Lande herrschende grosse Armuth, sowie darauf hin, dass die Abgabe von der Menge der Büdner und anderer armen Leute nicht entrichtet werden könnte. Endlich bot die Geistlichkeit eine Tonne Getreide oder zwei Pfund Butter oder zwei Reichsthaler. Der König wollte lieber eine Ausschreibung veranstalten, hatte aber dabei zugleich die Absicht, erst Commissare in die Landschaften zu senden, um mit dem Volk zu unterhandeln. Im Jahre 1630 wurde ein Steuerbeitrag von einer geringeren Summe geleistet, als zuerst vorgeschlagen worden war, und eine spätere Berechnung hat die genannte Abgabe auf fast ein Drittel weniger geschätzt, als was man vorher zu erhalten gehofft hatte. [1])

An Ausgaben wurden nach einer dieser Veranschlagungen im Verlauf von 10 Monaten 1,654,292 Reichsthaler verlangt, allein die Einnahmen beliefen sich nicht höher als auf 1,174,417 Reichsthaler. Es fehlten also 479,875 Reichsthaler. Die Unordnungen und Plünderungen während des deutschen Feldzuges, welche das unvortheilhafte Urtheil über die Manneszucht hervorriefen, waren infolge der Geldverlegenheiten unausbleiblich, und der König klagte in einem Schreiben oft hierüber, trotzdem

Eicheln nähren, und es will gar nicht besser werden; auch darf von ihrer Armuth nicht gesprochen werden, so dass es wohl zu wünschen wäre, Gott möge unseren Staat vor Unglück und innerer Zwietracht bewahren. Der Vogt meines Bruders kann ihm von allen particularia berichten. ... Wir haben im Lande grosse Noth, oder wie es auch heissen könnte, wir haben Noth um Münze hier im Lande." Gabriel Oxenstierna's Schreiben an den Reichskanzler v. 16. Mai 1630. O. S. Reichsarchiv.

[1]) Der erste Voranschlag lautet auf 335,575 Rthlr. und ein späterer auf 230,490 Rthlr. Cfr. Archiv zur Aufklärung der schwedischen Kriegsgeschichte I. Einleitung S. XXIX, XLIV.

dass alle Hilfsquellen Schwedens für den Krieg in Anspruch genommen wurden.

Man rechnete dabei theils auf baares Geld, theils auf Credit und Wechsel auf Holland, Hamburg und Preussen. Das Kupfer der Krone, der Verkauf des Getreides und die Steuerausschreibung brachten die grössten Summen ein. Wir theilen unten zwei Voranschläge über den Kriegsetat mit, welche von einander abweichen und ungleiche Einnahmequellen aufgenommen haben. [1]) Der letztere Voranschlag kann uns wahrscheinlich als Leitfaden bei unserer Auffassung der für den Unterhalt der Truppen zugänglichen Mittel dienen. Wenn diese Mittel auch kärglich flossen, so hatte der König doch alle Hilfsquellen eines armen Landes in Anspruch genommen oder wenigstens auf dieselben gerechnet, um die Bedürfnisse des Kriegs herbeizuschaffen. Mit Umsicht und Planmässigkeit hatte er die meisten Bedürfnisse für den Feldzug herbeigeschafft, die schwedischen Fabriken arbeiteten, damit Reiterei und Fussvolk die nöthigen Waffen erhielten. Bei den Stückgiessern wurden

---

[1]) Einnahmen von der Viehzucht und der

Fünfmarksteuer	249,145	Rthlr.
Die Pachtungen	4,000	„
Die Salzsteuer	100,000	„
Die Mahlsteuer	40,000	„
Sa.	429,145	Rthlr.
Negociirte Mittel	202,781	Rthlr.
Kupfer	1,711	Schiffpfd.
Getreide geliefert als Kaufgut .	12,400	Tonnen.
Getreide verhandelt in Russland .	3,646	Lasten.
Die Aushebungssteuer.	335,575	Rthlr.

Nach einer anderen Veranschlagung wurden folgende Einnahmen berechnet:

Für Kupfer.	344,086	Rthlr.
Steuern und Zölle	125,003	„
Getreideverkauf	238,076	„
Aushebungssteuer	230,490	„
Aus Preussen	127,360	„
Vorschuss von Wewitzer . . .	75,295	„
Baar in Kasse.	34,107	„
Sa.	1,174,417	Rthlr.

Cfr. die Einleitung z. „Kriegsgeschichtl. Archiv“ I. S. XXIX, XLIV.

Feldkanonen gegossen, und bis diese fertig wurden, sollten die Regimentskanonen benutzt werden, die von Preussen hergeholt wurden. Pferde wurden aus Liefland und Pommern angeschafft.[1]) Zur Ueberführung der Truppen lagen 200 Schiffe zur Verfügung des Königs bereit, worunter viele Handelsschiffe und 16 Schiffe, welche die schwedischen Städte beschafften, inbegriffen waren. Lebensmittel erhielt man aus Schweden und Preussen.

Um Schweden und dessen Nebenländer gegen einen möglichen Angriff von Dänemark aus zu sichern, waren 40,000 Mann zur Vertheidigung des Mutterlandes und der Ostseeküsten aufgestellt, und für den deutschen Feldzug war eine gleich grosse Anzahl berechnet,[2]) welche nach Verlauf einiger Zeit gesammelt wurde; allein Gustav Adolf begab sich nach Deutschland mit nur 13,000 Mann.[3]) Ausserdem standen ungefähr 6000 Mann in Stralsund und auf Rügen, und durch Verstärkungen, die ununterbrochen von Schweden anlangten, wuchs das Heer gegen Ende des Jahres auf mehr als 41,000 Mann.

Die Vorbereitungen zum Feldzug wurden mit Umsicht und besonderer Thätigkeit getroffen, und da die meisten Bedürfnisse, von welchen die Diensttüchtigkeit der Truppen und der Ausgang des Krieges abhängig waren, kurze Zeit vorher noch fehlten, so erscheint die Umsicht und das Organisationstalent des Königs im vortheilhaftesten Lichte; nichts wurde dem Zufall überlassen. Es war alles gethan worden, um die Truppen kampffähig zu machen und mit dem nöthigen Material zu versehen. Es erforderte jedoch Zeit, bis alles fertig wurde. Hierzu kam die Schwierigkeit, die nöthigen Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse zu beschaffen, und da der König Befürchtungen in Betreff der zweideutigen Haltung Dänemarks hegte, so hatte

---

[1]) Es wurden vom Adel in Mecklenburg 2 à 300 Pferde gewünscht und man bot für dieselben 10 Rdlr. monatliches Miethgeld. Eine gleich grosse Anzahl verlangte man später von Stralsund, wahrscheinlich weil der erstgenannte Wunsch nicht in Erfüllung ging. Gust. Ad. an St. Tejalke, d. 15. Mai. Memor. v. 28. Juni 1630. Kriegsgeschichtl. Archiv.

[2]) 9,510 Reiter und Dragoner; 28,375 Mann Fussvolk und 600 Mann, die zur Artillerie gehörten. Summa 38,485 Mann. Kriegsgeschichtl. Archiv I. p. XXXIV.

[3]) 10,052 Mann Fussvolk, 2,590 Reiter und 600 Artilleristen. Grubbe berechnet die Stärke des Königs bei der Landung auf Usedom auf 10,000 Mann Fussvolk und 2,500 Reiter.

er genügenden Grund, um die Einschiffung noch zwei Monate, nachdem die Mannschaft sich gesammelt hatte, zu verschieben. Die Truppen aus Finnland und Liefland wurden nach Pommern übergeführt, ohne einen schwedischen Hafen zu berühren. Söderköping und Norrköping, Westervik und Kalmar wurden zu Einschiffungsplätzen der Reiterei bestimmt, und in Elfsnabben, in den Schären von Södertörn versammelte sich das Gros der Armee, um unter Gustav Adolf's Führung den Zug nach Deutschland anzutreten.[1]) Die Flotte, in vier Geschwader vertheilt, wurde durch SW-Wind lange am Auslaufen verhindert.

Ein Gesandter des pommerschen Herzogs Bogislaus langte bei Gustav Adolf an und forderte, dass das Fürstenthum seines Herrn von Durchmärschen verschont bliebe, durch welche Pommern zum Schauplatz des Krieges gemacht werden könnte. Der König verweigerte die verlangte Neutralität und beschwerte sich darüber, dass der Herzog im Bündniss mit dem Kaiser und mit Polen stehe, infolge dessen den Kaiserlichen Durchmärsche bewilligt würden, während man der Mannschaft Streiffs und Teuffels, die im Solde Gustav Adolf's standen, den Weg versperrte, bis diese Regimenter sich zerstreuten. Die pommersche Regierung versuchte, die schwedische Besatzung aus Stralsund zu entfernen und liess die genannte Stadt ohne Unterstützung. Die Gesandten bemerkten, dass die pommerschen Stände im Vertrauen auf die „Sinceration“ des Kaisers keine Vertheidigungsanstalten hatten treffen wollen. Da der Herzog dem Kaiser den Eid der Treue geschworen habe, so könne er keinem Bündniss beitreten, welches gegen seinen obersten Lehnsherrn gerichtet sei. Es wurde Neutralität gefordert, weil Pommern zu Grunde gerichtet wäre, und weil die Neutralität es ermöglichen würde, die Kaiserlichen vom Fürstenthum fern zu halten. Wenn diese Forderung nicht bewilligt würde, dürfte die Affection des gemeinen Mannes für den König sich bedeutend vermindern. Gustav Adolf beantwortete diese Bemerkungen mit den Vorwürfen, dass Pommern keine Hilfe beim König gesucht oder Massregeln zu seiner Vertheidigung getroffen habe. Wenn die Ostsee bedroht wäre, gelte es die Interessen des schwe-

---

[1]) Chemnitz, „Schwedischer, in Deutschland geführter Krieg“, I p. 50—54.

dischen Königs. Er würde mit Gleichgiltigkeit die Verdächtigungen betrachten, die aus der Verweigerung der Neutralität entstehen könnten. In wiefern die Neutralität den Fürsten vortheilhaft sei, welche diese friedliche Stellung für sich oder andere erstrebten, zeige die tägliche Erfahrung. Der König beginne diesen Krieg nicht, um seine Freunde wieder einzusetzen, sondern gleichzeitig zu seiner eigenen Sicherheit. Weil Pommern einen Feind aufgenommen, mit Proviant und Kriegsbedürfnissen unterstützt habe, so erheische der Kriegsplan des Königs, dass der Gegner aus dem Fürstenthum vertrieben und seiner Hilfsquellen beraubt werde. Der König sei kein junger und unerfahrener Soldat, der sich durch einige Schwierigkeiten eines Feldzuges abschrecken lasse, und er rechne auf Gottes Beistand für seine Kirche und für das allgemeine Wohl. Das Mitleid, welches Gustav Adolf für seine Religionsgenossen und Nachbarn hege, könne die Bewohner Pommerns davon überzeugen, dass der König sie von einer unerträglichen Last befreien würde, wenn sie nur seinen guten Rathschlägen folgten und ihm die Hand reichten. Im Uebrigen könne kein Entschluss gefasst werden, ehe der König nicht in Pommern stehe. Das Gesuch der Gesandten um Neutralität wurde abgeschlagen. Das diplomatische Zwischenspiel unterbrach die Einförmigkeit eines langen, fruchtlosen Wartens auf günstigen Wind, nachdem die Flotte schon in Elfsnabben versammelt war. Gustav Adolf benutzte die Zeit, um Vorschriften über eine Menge Regierungsgeschäfte zu erlassen.

Am 12. Juni wurde ein fruchtloser Versuch gemacht auszulaufen; infolge Gegenwindes mussten die Schiffe in den Hafen von Middlesten zurückkehren. Es wurde nothwendig, mehr Lebensmittel anzuschaffen, namentlich weil man nur Vorräthe für zwei Tage hatte. Die Reichsräthe in Stockholm und in den Städten Södertelge, Nyköping, Nor- und Söderköping wurden angegangen, für Zufuhr Sorge zu tragen. In derselben Angelegenheit wurden gleichfalls Schreiben an die Gemeinden auf Oeland und an die Bezirke des nördlichen und südlichen Möre ausgefertigt.[1])

---

[1]) Bier, Brod und Esswaaren wurden von der Stadt Stockholm und deren Vorstädten gewünscht, „wie es Jeder nach seinem Vermögen und

Die Flotte ging am 17. Juni zum zweiten Male unter Segel. Am darauf folgenden Tage musste man lavieren, und an demselben Tage langte die Nachricht an, dass Lesslie die kaiserlichen Truppen von Rügen vertrieben habe.[1]) Die Flotte ankerte am 19. Juli an der Nordspitze von Oeland, um dort die Reiterei von Ostgothland und Kalmar zu erwarten und Zufuhr an Bord zu nehmen, auf die man rechnete. Am 20.

---

seiner Lage zu spenden vermöge". Dies sei von Allen, die sesshaft wären, zu beschaffen und selbst die privaten Diener des Königs waren nicht ausgenommen. Gustav Adolf an A. Flemming d. 11. und 12. Juni; an den Reichsrath den 14. Juni 1630. Die Forderung, die an die Städte in Södermanland und Ost-Gothland gestellt wurde, war für jede Haushaltung, für jeden Einwohner verbindlich, ohne dass Ausnahmen für Priester, Schulmeister, Pächter oder die privaten Bediensteten des Königs gemacht wurden. Gustav Adolf an Bürgermeister und Rath der genannten Städte und Memorial für Podolinus den 14. Juni 1630. Jedes Gehöft auf Oeland und in den Nord- und Süd-Bezirken Möre sollte eine Tonne Brod, oder ein Liespfund Fleisch, oder eine halbe Tonne Fische zuführen. Dieser Befehl galt sowohl den Freien als den Kronbauern, sowohl den Predigern als den Pächtern. Gustav Adolf an das Volk zu Oeland und an den Pfalzgrafen Casimir den 10. Juni 1630. Kriegsgeschichtl. Archiv I. „Die Noth im Lande ist so gross, dass in der ganzen Stadt Stockholm nur 300 Tonnen Roggen vorgefunden worden sind. Zu solchen „Extremitäten" ist dieses Land nun gelangt, was auch vielfach seinen Grund darin hat, dass laut des Getreideverbotes die eine Provinz der andern nicht aushelfen darf. Gott verhüte, dass ein hartes Jahr komme, in solchem Fall wäre für dieses Land das Schlimmste zu befürchten." Gabriel Oxenstierna an den Reichskanzler d. 21. Juni 1630. Reichsarchiv.

[1]) Lesslie hatte sich erst der Schanze bei Alte-Fähr bemächtigt, darauf brach er (am 6. Juni) von Stralsund nach Rügen mit 2000 Mann und 8 Kanonen auf. Er approchirte gegen die Schanzen bei Neuen-Pass, die mit 300 Mann kaiserlichen Truppen besetzt waren. Der Feind bemühte sich vergeblich, aus den Brandeshäger-Schanzen vom festen Lande aus Entsatz nach Rügen zu führen, die kaiserliche Mannschaft, die am 9. Juni ans Land ging, wurde von 100 Mann, die Lesslie hinbeordert hatte, und einer gleich grossen Macht unter dem Befehl des Obersten Hall eingeschlossen, die Entsatztruppen wurden zurückgetrieben, „also dass keiner davon ans Land gekommen". Darauf liess Lesslie seine Truppen am hellen lichten Tage stürmen, und die feindlichen Werke wurden am 9. Juni 2 Uhr Nachmittags erobert. Ein Theil der feindlichen Mannschaft wurde niedergehauen, der Rest bekam Pardon. Rügen war nun von kaiserlichen Truppen gesäubert. Lesslie's Relation v. 12. Juni 1630. Kriegsgeschichtl. Archiv I. S. 695—96.

ging man wieder in See mit Westwind, welcher später in SSW umschlug und endlich einem ruhigen stillen Wetter wich. Dadurch verzögerte sich die Fahrt, so dass die Flotte erst am 24. Perth erreichte. Nachdem alle Schiffe darauf versammelt waren, langten sie am 25. bei den Greifswalder Inseln an. 5000 Mann Fussvolk wurden an der Nordspitze von Usedom am 26. Juni ans Land gesetzt. [1]) Der König langte zuerst mit 3 Schiffen an, die Ausschiffung wurde durch eine Menge Kähne, Böte, Prahmen und dergleichen kleinere Fahrzeuge erleichtert, welche Steen Bjelke beschafft hatte. [2]) Nur ein kleiner Theil der Truppen war erkrankt. Man hatte keinen Mangel an Proviant gelitten, die Pferde waren etwas herunter gekommen, aber doch zum grössten Theil erhalten. Verstärkungen wurden von Stralsund beordert, und mit den Truppensendungen, die aus Schweden, Finnland, Lievland und Preussen erwartet wurden, liess sich eine ansehnliche Armee zusammenbringen.

Es erweckte Verwunderung, dass die Kaiserlichen nicht versuchten, die Landung der Schweden zu verhindern, und man schrieb diese Unterlassung entweder „unverständigem Commandement" oder auch einem „sonderlichen Schrecken und Feigherzigkeit" zu. [3]) Herzog Bogislaus äusserte in einem Brief an den Kaiser, dass Gustav Adolf unmöglich so bedeutenden Erfolg hätte haben können, wenn die kaiserlichen Soldaten ihre Schuldigkeit gethan hätten, allein diese Truppen plünderten und steckten, sobald sie erfuhren, dass der König im Anmarsch sei, die Plätze in Brand, welche sie hätten vertheidigen müssen. Die kaiserlichen Soldaten kehrten ihre Waffen gegen die Landleute, anstatt den Feind anzugreifen. [4]) Ferner wurde bemerkt, dass die Schweden infolge des geringen Widerstandes der kaiserlichen Soldaten alle Plätze und Häfen hatten besetzen

---

[1]) Es war wahrscheinlich die östliche Spitze der Halbinsel „Mönchgut", welche zu damaliger Zeit durch einen Wasserarm von dem übrigen Theil der Insel getrennt war. Vergl. Einleitung z. Kriegsgeschichtl. Archiv I. p. XXXVII.

[2]) Gustav Adolf an Stenbjelcke d. 15. u. 27. Mai 1630. Kriegsgeschichtl. Archiv I. S. 131—135.

[3]) Grubbe an den Kanzler am 28. Juni.

[4]) Herzog Bogislaus an den Kaiser am 14. Juli 1630. Wiener Staatsarchiv.

können, darunter sogar Stettin, ferner dass diejenigen, welche die Vertheidigung vernachlässigten, die Schuld auf andere schoben. Man darf jedoch nicht vergessen, dass die kaiserlichen Truppen, die in Norddeutschland standen, in Auflösung begriffen waren, und dass den kleineren Heeresabtheilungen, welche als Besatzungen auf den Inseln an den Mündungen der Oder zerstreut waren, mit Leichtigkeit der Rückzug abgeschnitten werden konnte. Der Italiener Torquato Conti, welcher Pommern ausgesogen hatte, war ein harter und raublustiger Krieger, allein seine Art und Weise, Krieg zu führen, bezeugte, dass er mit Umsicht und Berechnung den Plan entworfen hatte, durch zwei befestigte Lager bei Stolpe und Gartz dem Vordringen der Schweden eine Grenze zu setzen, während er zu gleicher Zeit durch die Garnison in Landsberg Schlesien gegen einen feindlichen Ueberfall sicherte. Das Vordringen der Schweden war dessenungeachtet anfänglich ein schnelles und von einer weit grösseren Ausdehnung, als man vermuthet hatte.

Die innige Frömmigkeit, welche sich in Danksagungen und Gebeten äusserte, indem Gustav Adolf nach der Landung auf Usedom auf die Knie fiel und seine Andacht verrichtete, rührte die Umstehenden bis zu Thränen, und der König ermahnte sie, nicht zu vergessen, eine höhere Macht um Beistand anzurufen. „Je mehr man betet, um so grösser wird der Sieg; fleissig gebetet ist halb gekämpft.“ Dies ist eine der Aeusserungen, welche die mündliche Ueberlieferung der Nachwelt aufbewahrt hat. Der König ergriff später selbst einen Spaten und zeigte, wie man arbeiten müsse. Die Hälfte der Truppen begann um das Lager eine Verschanzung aufzuwerfen. Die übrige Mannschaft blieb unter den Waffen, um einen feindlichen Angriff, der indess nicht erfolgte, zurückschlagen zu können. Auch von den Kanonen der Schiffe konnte man auf Unterstützung rechnen, indem die Schweden sich nicht von der Küste entfernt hatten. Eine Schanze, die noch von der Landung der Dänen im Jahre 1630 übrig war, diente zum Ausgangspunkt für die Befestigungen, in deren Kreis die Stadt Peenemünde eingeschlossen wurde. Es wurde ein Retranchement mit mehreren Redouten angelegt und sowohl mit Regiments- als mit kleineren Kanonen besetzt.

Auf dem Lande, Peenemünde gerade gegenüber, befand sich eine verlassene Schanze, die mit Staketen und Pallisaden verstärkt wurde, und die Schweden gruben sich tief in die Werke auf beiden Seiten der Peene ein. Durch diese Verschanzungen war man vor einem feindlichen Angriff gesichert.

Nachdem Gustav Adolf an der Spitze von Reiterei und Musketieren die feindliche Schanze auf dem westlichen Ufer von Usedom und auch die Festungswerke von Wolgast besichtigt hatte, griff er am 29. Juni die genannte Verschanzung an, deren Besatzung sich sofort ergab. Nur die Kroaten machten anfangs Front, warteten aber den Angriff schwedischerseits nicht ab, sondern flüchteten in ein Boot. Dieses sank unter und die Mehrzahl der Kroaten ertrank. Die Schanze wurde besetzt und der grösste Theil der schwedischen Armee nahm Nachtquartier in den umliegenden Dörfern. Die Stadt Wolgast wurde kurz darauf von den Kaiserlichen geräumt, welche sich nachher noch einige Wochen auf dem Schloss vertheidigten, dieses zuletzt aber auch übergaben, was indess nicht ohne bedeutenden Verlust geschah.

Während des Marsches auf Swine am 1. Juli ruhte der König in dem Kloster Burglowa (Pudagla) aus. Er traf später auf keinen Widerstand, da die Kaiserlichen die Schanzen durch Feuer vernichteten, die längs der Swine auf Usedom und Wollin aufgeworfen waren. Auch die Stadt Wollin wurde von den 13 Compagnien verlassen, die dorthin verlegt waren. Vorher plünderten sie jedoch sowohl die Stadt wie das Schloss. Letzteres gehörte einer sächsischen Fürstin (der Schwester des Fürsten Bogislaus). Die Kaiserlichen gaben sowohl ihre Kanonen als ihre Pferde und Bagage Preis.

Die Schanze bei Diwenow wurde gleichfalls von den Kaiserlichen verlassen, und eine Brücke auf diesem Punkt wurde in Brand gesteckt, sowie der Feind nach dem festen Lande übergegangen war. Das ausgeplünderte Kammin fiel auch in die Hände der Schweden.

Feldzug in Pommern.

Gustav Adolf hatte, nachdem er durch die Besetzung von Usedom, Wollin und Rügen einen Stützpunkt für seinen Angriff auf die Kaiserlichen erworben, und auch seinen Rückzug durch eine genügend feste Operationsbasis gesichert hatte, festen Fuss in Deutschland gefasst.

Die Menge der mehr oder weniger festen Plätze, welche einen vordringenden Feind aufhalten konnten, und Zufluchtsorte für die Landbevölkerung mit ihrem Eigenthum abgaben, verliehen dem Feldzug den Charakter eines Belagerungskrieges, der sich in die Länge zog, weil die um die Stadtmauern aufgeworfenen Erdwälle die Wirkung des Geschützfeuers erschwerten. Gustav Adolf's Feldartillerie war ausgezeichnet; es waren 20—24 Pferde erforderlich, um eine 24pfündige Batterie aufzufahren. Die Schweden waren geübte Mineure und gruben sich in den Boden ein, indem sie Schanzen aufwarfen. Ihre Laufgräben wurden im Zickzack angelegt, damit sie nicht der Länge nach beschossen werden sollten. Die Redouten wurden mit Sturmpfählen und Pallisaden versehen und am Ende dieses Zickzacks angelegt. Hier und da wurde auch ein Stadtthor mit Petarden gesprengt.[1]) Der Hass, welchen die Einwohner gegen die gewaltsamen und raubgierigen Soldaten des Friedländers und des wälschen Generals Torquato Conti hegten, machte die Einwohner geneigter, bei den Schweden Schutz zu suchen, obgleich die Kriegszucht auch dieser Armee bald zur Zügellosigkeit und Plünderung überging, wenigstens war dies der Fall bei den deutschen Söldnern, welche zu den Fahnen Gustav Adolf's gestossen waren und wegen ihrer Kriegserfahrung und weil Schweden die nöthige Mannschaft nicht beschaffen konnte, unentbehrlich wurden. Denn ein Feldzug in so grossem

[1]) Man hat ohne Widerstand die beiden Schanzen bei Swijn erobert, deren Garnisonen (?) ihre Stellungen verliessen, als sie erfuhren, dass es vor Wolgast so scharf hergegangen sei, dass Alle dort zumeist entweder erschlagen worden, oder auf der Flucht ertrunken seien. Darauf sind die Städte Usedom, Wollin und Cammin, die der kgl. Majestät zur Hand gewesen, von den Feinden verlassen worden. Gyllenhjelm an den Kanzler von der Rhede unter der Greifswalder Oe am 19. Juli 1630. Schwed. Reichsarchiv. Vergl. Chemnitz, I. S. 55, 56, 58, 59. Grubbe an den Reichskanzler den 8. Juli 1630.

Maassstabe erforderte bedeutende Massen von kriegstüchtigen Soldaten. In den Besitz Stettins zu gelangen, war sowohl für den schwedischen König, als für den wälschen General von Wichtigkeit. Letzterer hatte jedoch Missgeschick beim Angriff auf einen Thurm, welcher zwischen Stettin und Damm lag, und seine Mannschaft wurde daran verhindert, zwei Brücken über die Parnitz und Reglitz in Brand zu stecken, welche Brücken die Verbindung zwischen den beiden Städten vermittelten. Conti zog nun seine Mannschaft zusammen, um Stettin zu überrumpeln, denn von dem Besitz dieser Stadt war die Herrschaft über Pommern abhängig. Gustav Adolf entschloss sich, Conti zuvorzukommen. Kniphausen wurde mit seinem Regiment zurückgelassen, ferner die Schwadron des Axel Duval und 8 Compagnien von den Regimentern Lesslie's und Kagg's, um Wolgast zu belagern und die Stellung und Quartiere auf Usedom und bei Wollin zu behaupten. Lesslie sollte mit seinem Regiment Wollin besetzen, die Stadt befestigen und die ostgothländischen Reiter längs der Küste „kreuzen" lassen.

Mit 10,000 Mann, grösstentheils Fussvolk, ging der König an Bord der Schiffe. Er war anfänglich in sehr unruhiger Stimmung, weil die Flotte Gegenwind hatte und dieser Umstand die Ausführung eines Unternehmens erschwerte, das Eile erforderte, wenn es gelingen sollte.[1]) Es wurde deshalb für ein Wunder angesehen, als der Wind sich plötzlich drehte, so dass eine Fahrt von 6 Meilen über das grosse Haff und die Oder hinauf nach Oderburg in 2 Stunden zurückgelegt wurde. Vor Stettin wurden einige Mannschaften und Kanonen ans Land gebracht. Oberst Damitz, welcher den Befehl über die Besatzung der Stadt hatte, die 1500 Mann betrug, schickte einen Trommler an den König ab, um die Ursache zu einer Truppenbewegung zu erfahren, die Damitz verdächtig erschien, und er drohte Feuer zu geben, wenn die Schweden sich nicht zurückzögen. Gustav Adolf forderte, dass Damitz selbst unverzüglich zu ihm kommen solle; er, der König, sei nicht gewohnt, mit einem Trommler zu unterhandeln. Als der pom-

[1]) Droysen (S. 157) erklärt die Erzählung von dem Gegenwind für eine Erdichtung. Es steht nichts davon in dem Schreiben des Königs an den Reichskanzler; Chemnitz jedoch hält diese Tradition für „glaubwürdig".

mersche Oberst und einige Gesandte sich nach dieser Antwort einstellten, begann Damitz von dem Entschluss seines Herrn zu reden, es nicht an schuldiger Treue gegen den Kaiser fehlen zu lassen, und er stellte selbst die Forderung, dass der König das entblösste Pommern räume, damit es nicht noch ferner den Lasten des Krieges ausgesetzt sei. Hierauf wurde geantwortet, dass der König nicht im Sinn habe, den Herzog zur Untreue gegen den Kaiser zu verleiten und auch nicht Pommern zu erobern. Gustav Adolf wünschte mit dem Herzog selbst zu sprechen. Die Gesandten kehrten zurück. Unterdessen hatten sich viele der Bürger Stettins mit dem Bürgermeister versammelt, um den fremden Helden zu sehen. Der König sprach mit dem Bürgermeister über seine friedlichen Absichten und versprach die Deutschen gegen den Druck zu vertheidigen, unter welchem sie so sehr gelitten hätten.[1] Endlich langte Herzog Bogislaus in einer Sänfte an. Während des Gespräches, welches nun eingeleitet wurde, sprach der König in ernsten Worten über die Gründe, die ihn bestimmt hatten, seine Waffen gegen die Kaiserlichen zu kehren. Die Freiheit der Ostsee und des Handels seien bedroht, der Entsatz, welcher nach Stralsund gesandt sei, finde seine Erklärung durch die Handelsverbindung, die seit uralten Zeiten zwischen Schweden und Pommern bestanden, sowie durch die Verpflichtung, welche die schwedische Krone auf sich genommen hatte, als der Vertrag von Stettin abgeschlossen wurde. Nachdem die Inseln und Städte, welche als Vormauern Stettins zu betrachten waren, erobert worden seien, habe der König zum Entsatz des letztgenannten Ortes eilen müssen, weil die Kaiserlichen die Absicht gehabt hätten, sich Stettins zu bemächtigen. Nachdem noch über das barbarische Verfahren dieser Truppen in Pommern gesprochen war, ermahnte der König den Herzog,

---

[1]) Droysen (S. 158) behauptet, dass es ein Trompeter sei, weil „Schreiben aus dem kgl. schwedischen Lager", der Quelle der „arma Suecica", von keinem Trommelschläger spricht. Wir sind dem allgemein verbreiteten Bericht gefolgt, infolge dessen Gustav Adolf es als eine Beleidigung betrachtete, dass man an ihn einen Trommelschläger abgesandt hatte, und die Aeusserung des Königs dürfte wohl nicht ganz und gar eine freie Phantasie in unzuverlässigen Sagen sein. Uebrigens ist es unbedeutend, wer abgesandt war, und wir legen darauf kein Gewicht.

ihn in seiner Hauptstadt als Freund aufzunehmen. Es wurde die Versicherung gegeben, dass Usedom und Wollin dem Herzog wieder zurückgegeben werden sollten. Schlüge man die Forderung des Königs aus, so werde er sich des Kriegsrechtes bedienen, weil er den Kaiserlichen den Besitz von Stettin nicht gönnte. Der Herzog berief sich auf die Versicherung des Kaisers, dass er Stettin nicht mit Einquartierung belästigen wolle, sprach von seinen Beziehungen zum Oberhaupt des Reichs und verlangte schliesslich Neutralität. Gustav Adolf bemerkte darauf, dass die Kaiserlichen ihre Versprechung nicht gehalten, sondern intriguiert hätten, um sich in Besitz von Stettin zu setzen, und wenn der Herzog den Vorsatz haben solle, Widerstand zu leisten und keine Rücksicht auf die Bemerkungen des Königs nehmen wolle, so würde es nicht viel Mühe kosten, eine Stadt mit mangelhaften Festungswerken zu erobern. Indem Gustav Adolf seine Blicke auf das Schlossfenster richtete, an welchem man einige neugierige Hofdamen erblickte, fügte er scherzend hinzu: Die schöne Leibgarde dort oben würde keine drei Minuten lang die Stadtmauer gegen den Fähndrich meiner Dalekarlier vertheidigen können. Bogislaus fragte, ob der König denn eine so grosse Kriegsmacht beisammen habe, dass er den Kaiserlichen die Spitze bieten könne, und erhielt die Antwort, dass 30,000 Mann aus Schweden bereits angekommen, dass ferner 20,000 zu erwarten seien, und dass verschiedene Truppenabtheilungen in Preussen und in den eroberten Gebieten ständen. Darauf rief der Herzog: „Nun in Gottes Namen,“ und öffnete den Schweden Stettin. Gustav Adolf bedankte sich bei Bogislaus für das Vertrauen, welches er einem König zeige, der es nicht missbrauchen werde, und gab dann dem Herzog den scherzhaften Rath, besser als bisher seine Pflichten als Ehemann zu erfüllen, weil der König sonst leicht danach streben könne, an Stelle eines Sohnes von Sr. Liebden angenommen zu werden. [1]) Bogislaus war nämlich

[1]) Es scheint weniger glaubwürdig, was Harte erzählt, dass nämlich der pommersche Herzog den König stundenlang auf sich hatte warten lassen, und dass dieser Letztere mit dem Hut in der Hand dastand, bis der Bürgermeister von Stettin ihn nöthigte, den Hut aufzusetzen. Dagegen ist es nicht unmöglich, dass Gustav Adolf den Bürgern Stettins den Wunsch kundgegeben hat, seine Truppen in ihre Stadt zu verlegen.

kinderlos. Als der Herzog nach Stettin zurückkehrte, wurde ihm eine Ehrenwache von 200 schottischen Musketieren mitgegeben, welche nachher eines der Stadtthore besetzten. Andere Truppen marschirten über zwei Gräben auf die Wälle und nahmen die übrigen Posten in Besitz.

Am folgenden Tage (es war ein Sonntag) hörte Gustav Adolf zwei Predigten am Bord des Schiffes, in welchem er die Nacht zugebracht hatte, und darauf wohnte er auch dem Gottesdienst auf dem Schlosse in Stettin bei. Die ungekünstelte Frömmigkeit eines so hochgestellten Mannes hob ihn noch mehr in den Augen des Volkes und bereitete die Auffassung von einem Glaubenshelden und protestantischen Heiligen vor, welche später in den Schilderungen der Geistlichkeit von dem siegreichen König des Nordens sich geltend machte. Die moralischen Mittel, um Einfluss auf die Volksstimmung zu üben, wurden nicht unbenutzt gelassen, ohne dass wir jedoch deshalb behaupten wollen, dass die religiöse Gesinnung eine erheuchelte gewesen sei. Die ideale Richtung ging Hand in Hand mit weltlichen Sorgen und Geschäften und mit den Kriegsrüstungen.

Eine Menge Feldkanonen wurden nach Stettin übergeführt: 20 Schiffe mit Mannschaften kamen aus Schweden an, und es wurde nothwendig, die Festungswerke Stettins zu verbessern und zu erweitern. Schwedische Soldaten wurden zu diesen Arbeiten verwendet, und sie wurden hierin unterstützt von der ärmeren Bevölkerung der Stadt, die keine Mittel hatte, sich, wie die vermögenden Bürger, dieser Arbeit zu entziehen. Die vermögenden Bürger bezahlten nämlich dafür, und diese Zahlung wurde zum Unterhalt der Soldaten bestimmt. Ein Wall mit Flanken und Aussenwerken wurde bis an die Oder ausgedehnt und durch einen Laufgraben mit einer entfernteren Sternschanze in Verbindung gesetzt. Es wurden ferner Verschanzungen von dem Passower Thore aus an einige Mühlen zu Ende der oberen Werke geführt; um die Oderburg wurde gleichfalls ein Retranchement aufgeworfen; die neuen Werke waren durch ihre Lage gegen einen feindlichen Angriff ge-

„Lasst mich auf Eure Wälle marschiren." Theatrum Europ. II. p. 228. Der König trug einen grauen Soldatenrock und hatte keine Rüstung an, auch der Hut war mit keiner Feder geschmückt. Droysen, II. S. 158.

schützt. Es war eine wichtige Stellung, die von der Oder und deren Nebenflüssen, sowie einer morastigen Umgebung geschützt war, und mit Recht wurde dieser feste Platz als ein Centralpunkt für Kriegsunternehmungen in Pommern betrachtet. Stettin, welches von 4000 Schweden vertheidigt wurde, vermochte jetzt jeder Belagerung Trotz zu bieten.

Es wurde ein Vertheidigungsbündniss mit Herzog Bogislaus abgeschlossen, welcher sich vorbehielt, dass dasselbe nicht zum Schaden der Beziehungen des Herzogs zum Kaiser, zum deutschen Reich und zu den niedersächsischen Ständen gereichen solle. Der König versprach alle eroberten Ortschaften wieder zurückzugeben, die Regalien des Herzogs nicht zu verkürzen, wogegen letzterer sich dazu verpflichtete, nichts von seinem Lande abzugeben und solche Beamte zu ernennen, welche die schwedischen Commissare in der Vertheidigung des Landes bereitwillig unterstützten. Nicht ohne Bedeutung für etwaige zukünftige Ansprüche auf das Besitzrecht von Pommern nach dem Tode Bogislaus war der Vorbehalt des schwedischen Königs, dass seine Nachkommen das Herzogthum als Pfand behalten sollten, bis der brandenburgische Kurfürst den Vertrag bestätigt, oder für den Fall, dass die Erbfolge bestritten werden sollte, bis diese Streitfrage entschieden sei, und gleichfalls, bis die schwedische Krone Ersatz für die Kriegskosten erhalten habe. Pommern sollte jedoch gar keine Beiträge zur Zahlung leisten. Im Jahre 1631 wurde dieser Vertrag von den pommerschen Ständen bestätigt. [1])

Nachdem Gustav Adolf sich das Recht erworben hatte, 3 Procent Zoll in den Häfen Pommerns und auf dessen Flüssen zu erheben, wurden die Kriegskosten dadurch erleichtert, dass das Herzogthum sich dazu verpflichtete, 200000 Rdr. zu zahlen. Die Mannschaft, welche in den Städten lag, erhielt Quartiere, und die Reiterei konnte auf Fourage rechnen. Die schwedische Kriegsverwaltung musste jedoch selbst die Verproviantirung besorgen. Bestimmte Plätze wurden zur Verstärkung der Mannschaft eingeräumt.

Das gespannte Verhältniss zwischen der pommerschen Regierung und der Stadt Stralsund wurde durch das Bemühen

---

[1]) Chemnitz, I. p. 59—63. Theatrum europ. II. p. 229.

beider Parteien beseitigt, beim König die Entscheidung der Streitfrage in Uebereinstimmung mit der Auffassung zu erwirken, die jeder von ihnen geltend machte. Stralsund beschwerte sich darüber, dass die fürstlichen Räthe erst eine kaiserliche Besatzung in die Stadt hatten ziehen lassen, und darauf durch Unterhandlungen den Feinden den Dänholm überlassen. Als dies missglückte, wurde die Stadt mit vielen fürstlichen Lasten und Steuern belegt, welche ihr zum Schaden gereichten. Die Regierung wollte entweder den Kaiserlichen Stralsund in die Hände spielen, oder sich selbst zum Herrn einer Stadt machen, welche von Seiten des Herzogs niemals eine Unterstützung erhalten hatte, und er war dagegen ohne Bedenken den Kaiserlichen beigesprungen. Man hegte die Zuversicht zu Gustav Adolf, dass er die Einwohner Stralsunds nicht übermässig belästigen würde. Wenn die fürstlichen Schiedsrichter in dem Streit sein würden, dann war nur eine parteiische Entscheidung zu erwarten, und eine Unterhandlung mit ihnen schien nicht räthlich, bis der Friede mit dem Kaiser geschlossen sei. Der König konnte die Forderung der fürstlichen Räthe, dass er auf Grund eines Artikels in dem kürzlich abgeschlossenen Vertrage Stralsund dem Herzog überlassen und die Stadt zu blindem Gehorsam zwingen solle, nicht beistimmen, allein der König wollte gern die Sache vermitteln, um jedem Missverständniss vorzubeugen.

Der schwedische Befehlshaber in Stettin sollte sich dazu verpflichten, sowohl dem König wie den Fürsten gehorsam zu sein; die Wache auf den Festungswerken sollte von der Besatzung versehen werden, und wenn der Herzog auch Parole und Losung an sie austheilte, so wurde doch ein geheimer Zusatz für den Commandanten beigefügt, wodurch letzterer eine engere Fühlung mit der Mannschaft unterhielt und sich gegen verrätherische Pläne sicherte, die Militärgewalt im Herzogthum war in Gustav Adolf's Händen, und alle Städte, Festungen und Strassen sollten dem König offen gehalten werden.[1])

Der Vorbehalt des Herzogs Bogislaus in dem Vertrag, dass er seine Pflicht gegen das deutsche Reich und dessen

[1]) Copie der Alliance mit dem Herzog von Pommern. Liegt in 5 Expl. in der „Tidösammlung" im Schwed. Reichsarchiv.

Oberhaupt nicht versäumen wolle, waren leere Worte und hatten blos den Zweck, den Schein zu wahren; als das Fürstenthum sich einem gegen den Kaiser feindlich gesinnten König unterworfen hatte, fand dieser letztere in den festen Orten und wichtigen Strassen Pommerns einen Stützpunkt für seine Märsche und sonstigen Kriegsbewegungen gegen die kaiserlichen Truppen, und er wurde ausserdem durch eine nicht unbedeutende Geldbewilligung von Seiten des Fürstenthums unterstützt. Der schwache und wohlmeinende Bogislaus versuchte es beim Kaiser, seine Handlungsweise zu rechtfertigen, und zwar dadurch, dass er die Schuld auf diejenigen kaiserlichen Befehlshaber wälzte, die zuerst Pommern ausgeplündert und nachher den Herzog im Stiche gelassen hatten. Er habe, hiess es, keinen Vortheil von seiner deutschen Treue und Standhaftigkeit gehabt, hege aber noch immer die Hoffnung auf Frieden und auf bessere Tage, obwohl die Schweden sein Land angegriffen hätten. Der König von Schweden betrachte den Kaiser nicht als seinen Feind, sondern bemühe sich nur, den zerstörten Seehandel wiederherzustellen und die Mitglieder des deutschen Reichs, welche die Nachbarn Schwedens seien und mit diesem Reiche Handel trieben, gegen die Soldateska zu schützen, die den Namen des Kaisers missbrauche. Der Herzog hoffe auf die Gewogenheit des Kaisers.

Nach Verlauf von $2^1/_2$ Monat schrieb Bogislaus wiederum an Ferdinand II., um alle unvortheilhaften Urtheile über das Pflichtgefühl eines Reichsfürsten zu entfernen, namentlich weil die Umstände, welche in Verbindung mit dem Einfalle der Schweden in Pommern standen, leicht falsch gedeutet werden konnten.

Der Herzog fürchtete, dass seine Handlungsweise von Personen falsch dargestellt worden sei, die Pommern ohne Vertheidigung gelassen hatten. Als keine Antwort aus Wien einlief, befürchtete man, dass die vorhergehenden Briefe des Herzogs von Soldaten des Torquato Conti aufgefangen worden seien, welche die Post beraubten. Bogislaus meinte, seine Handlungsweise rechtfertigen zu können, da dieselbe nur die Sicherheit seiner Unterthanen gegen gar zu schwere Leiden und Verluste beabsichtigte und bat, ihn die Vortheile des Religions- und Landfriedens geniessen zu lassen und die kaiser-

lichen Soldaten durch strenge Bestrafung von Plünderung und barbarischen Misshandlungen abzuhalten. Hierdurch würde das Ansehen des Kaisers in den Augen der Nachwelt noch mehr verherrlicht werden.[1])

Es ist leicht begreiflich, dass keine Rücksicht auf diese Entschlüsse genommen wurde. Bogislaus' Gesandte in Regensburg mussten infolge des kaiserlichen Unwillens die Stadt verlassen; die sich steigernde Barbarei, mit welcher die Truppen Conti's auf den ihnen zugänglichen Gebieten schalteten, bezeugten den Hass und die Erbitterung, die man über das mit den Schweden abgeschlossene Bündniss empfand.[2]) Conti erliess den Befehl, dass kein pommerscher Soldat, welcher gefangen wurde, geschont werden solle. Darauf hin erklärte Gustav Adolf, dass kein gefangener Kroat Pardon bekommen solle.

Viele unbedeutende Ortschaften fielen in die Hände der Schweden. Damm, auf der andern Seite der Oder, Stettin gegenüber, wurde am 12. Juli von Joachim Brahe besetzt. Oberst Damitz, welcher in schwedische Dienste getreten war marschierte mit 1000 pommerschen Soldaten auf Stargard, welches eine Besatzung von 7 Compagnien Fussvolk unter Dufour hatte. Der Marsch, welcher auf eine nächtliche Ueberrumpelung berechnet war, verzögerte sich, so dass Damitz und seine Mannschaft erst am 14. Juli früh Morgens an Ort und Stelle gelangten, woselbst sie von einem starken Feuer der Kaiserlichen begrüsst wurden, ohne dass dies jedoch das pommersche Regiment verhindert hätte, die Wälle am Ihnafluss zu erstürmen und durch ein Wasserthor, welches von der Wache verlassen war, einzudringen, worauf die fremden Truppen ohne Schwierigkeit sich den Weg in die Stadt bahnten. Beim Zusammentreffen mit den Kaiserlichen wurden 100 Mann derselben niedergehauen[3]) und ebensoviel gefangen genommen, die auf dem Rathhaus bewacht wurden. Der übrige Theil der Besatzung

---

[1]) .... „wie Sie (die Reichsglieder) für unrechtmässigen Gewalt, dessen sich die Soldateska unter Ew. Kais. Maj. Namen und zwar öfter wider Dero Willen und reascripta unternommen, geschützet würden". Stettin, den 14. Juli 1630. Staatsarch. zu Wien. Chemnitz (I. p. 69—70) giebt das Schreiben etwas verstümmelt wieder.

[2]) Stettin den 11. Octbr. 1630. Staatsarch. zu Wien.

[3]) Chemnitz, I. p. 70.

der Stadt hatte sich in einem Thurm am Johannisthor verschanzt und beschoss gleichfalls von der Johanniskirche und von einem andern Thurm, genannt das rothe Meer, die Mannschaft Damitz', allein der Widerstand an dem erst genannten Ort hörte auf, nachdem die pommerschen Truppen sich auf den Dächern einiger Häuser in der Nachbarschaft postirt hatten, von wo aus sie durch ein starkes Gewehrfeuer dem Kampf an diesem Punkte ein Ende machten. Mit einer Petarde wurde das Thor zum rothen Meer gesprengt, und als man gleichfalls Vorbereitungen traf, um den Johannisthurm in die Luft zu sprengen, baten die Kaiserlichen um Pardon und marschierten mit Ober- und Untergewehr nach Conti's Lager bei Gartz. Man fand in Stargard grosse Vorräthe an Getreide und 500 Tonnen Mehl, sowie Damitz dort auch einige Kanonen und etwas Munition wegnahm. [1]) Diese neue Eroberung war nicht ohne Wichtigkeit, weil durch dieselbe die Verbindung zwischen den beiden Lagern bei Gartz und Colberg abgeschnitten wurde.

Torquato Conti hatte sich in einem starken Lager bei Gartz und Greifenhagen befestigt, und die Festungen Greifswald und Kolberg wurden von starken kaiserlichen Besatzungen vertheidigt. Die Gefahr für die schwedischen Eroberungen, die durch die Ausdehnung der feindlichen Streitkräfte in einem grossen Halbkreis eingeschlossen waren, war jedoch mehr scheinbar als wirklich. Es wurde dem Feind unmöglich, bedeutende Truppenabtheilungen nördlich von Stettin nach Politz und dem Ihnafluss zu werfen, um dadurch die erstgenannte Stadt von den Inseln an der Odermündung abzuschneiden. [2]) Wenn auch im Lager bei Gartz 12,000 Mann versammelt waren, und diese Zahl sich täglich mehrte, so wurde doch die Stärke der Truppen durch Pest und durch Desertionen gemindert, und nur mit Schwierigkeiten vermochten die Kaiserlichen sich zu verproviantieren.

---

[1]) Laut Schwed. Zeit. fielen 350 Mann der Besatzung bei Vertheidigung einer der Schanzen der Stadtthore.

[2]) Chemnitz, I. p. 68, 69, 72. Grubbe an den Reichskanzler d. 18. Juli 1632. Einltg. z. Kriegshistor. Archiv I. p. 4. Swedish Intelligencer (p. 54) spricht von einem geheimen Verständniss zwischen dem schwedischen König und den Bürgern Stargards und dass die Letzteren der Mannschaft des Damitz zwei Stadtthore geöffnet hatten.

Wenn Conti auch nicht angriffsweise vorgehen konnte, so war es doch wichtig, durch Besetzung einiger festen Punkte am Peenefluss und der Tollense die Verbindung mit den Garnisonen von Greifswald und Wolgast zu unterhalten, um sie im Nothfall durch eine Truppensendung zu verstärken. Anclam war namentlich ein wichtiger Punkt, der bedeutendste nächst Stralsund und Greifswald, zugleich ein guter Hafen und eine Vormauer oder Contreescarpe gegen Usedom. Als die Kaiserlichen ihr Lager bei Stolpe abbrachen und zu gleicher Zeit Anclam räumten, wurde dem Obersten L. Kagg der Befehl, diese Stadt in Besitz zu nehmen, nachdem er vorher recognoscirt habe, ob das Räumen nicht ein „Schelmenstück" sei, durch welches der Feind die Schweden zu überrumpeln gedächte. Diese Befürchtung war ungegründet. Kagg besetzte Anclam am 21. Juli, die Kaiserlichen zogen wahrscheinlich deshalb ab, um nicht von ihrer Hauptstärke abgeschnitten zu werden; allein dadurch ging ihnen eine sehr wichtige Strasse verloren. Es wurden nun neue Festungswerke um Anclam aufgeworfen und Bauern des pommerschen Herzogs und Adels mussten an diesen Werken arbeiten; allein es ging langsam damit, weil der Landadel die nöthigen Contributionen verweigerte. [1])

Die kaiserlichen Truppen waren in vielen, meistentheils unwichtigen Plätzen zerstreut und wurden mit der Zeit aufgerieben, obwohl es den Schweden Zeit und Anstrengung kostete, sich zu Herren der vielen mehr oder weniger stark befestigten Küstenpunkte zu machen. Zu den wichtigsten derselben gehörten Demmin und Klempenow. Der Belagerungskrieg wurde nach allen Richtungen ausgedehnt; Uckermünde wurde geplündert, von den Kaiserlichen geräumt und fiel später in die Hände der Schweden. Kagg besetzte Treptow Anfangs August und bekam Ordre, die Brücke dort, sowie bei Damitz und namentlich bei Stolpe abzubrechen. [2]) Dadurch wurde der kaiserlichen Armee der Weg verlegt, so dass dieselbe nicht über Treptow, die Tollense und den Peenefluss nach Greifswald und Wolgast vordringen konnte.

Es galt nun, sich dieser zwischenliegenden Strassen zu

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 118.

[2]) Chemnitz, I. S. 72. Kriegshistor. Arch. Nr. 102, 111.

bemächtigen, und vor allen Dingen die Tollense zu beherrschen. Das Schloss Klempenow, welches von Moorboden umgeben war und in Ermangelung von Kanonen nicht erobert werden konnte, fiel durch Ueberrumpelung in die Hände einer schwedischen Truppenabtheilung. Diese gehörte zur Mannschaft Kagg's und war auf Befehl Kniphausen's ausgesandt, um die Kaiserlichen an der Entsetzung Wolgasts zu verhindern, welche Stadt Kniphausen belagerte. 30 kaiserliche Musketiere, die Besatzung Klempenows, wurden gefangen genommen.

Der Herzog Savelli, welcher den Befehl in Greifswald führte, sah wohl ein, von wie grossem Gewicht der Besitz Klempenows war und marschierte deshalb über Loitz und Demmin gegen erstgenannten Ort mit 2000 Musketieren und allen Kroaten, welche in Greifswald gelegen hatten. Savelli führte Brücken, Sturmleitern und 6 Kanonen bei sich. Zwei dieser Kanonen wurden mit Hilfe von 18 Pferden fortgeschafft, Klempenow wurde gestürmt, der Neffe Savelli's erschossen, zwei andere Kapitäne schwer verwundet, dreissig Mann von den kaiserlichen Officieren und Gemeinen fielen bei dem Sturm. Die schwedische Besatzung bestand aus einem Lieutenant und vierzehn Mann, und acht von denselben fielen (?).

Savelli verfolgte seinen Sieg nicht, welcher ihn hätte veranlassen müssen, mit seiner übrigen Macht sich gegen Anclam zu wenden, weil die Eroberung dieser Stadt von Wichtigkeit war, um sämmtliche Strassen zu beherrschen. Gustav Adolf befürchtete einen Angriff auf Anclam und sandte 300 Musketiere dorthin ab.[1]) Savelli musste nach Greifswald zurückkehren, um die schwache Garnison dort zu verstärken.[2]) Andere kaiserlichen Truppen aus dem Lager bei Gartz brachen gegen Pasewalk auf, dessen Zerstörung diesem Orte eine traurige Berühmtheit erworben hat, selbst der Name spricht laut von dem unverschuldeten Missgeschick, welches einer friedlichen Bürgerschaft von raublustigen und zügellosen Soldaten bereitet wurde.

Aus diesem eisernen Zeitalter der Barbarei, in welchem die Krieger unbehindert ihre wilden Leidenschaften befriedigten

[1]) Kriegshistor. Arch. Nr. 568, 570. Chemnitz, I. S. 73.

[2]) Kriegshistor. Archiv Nr. 575.

und alle friedlichen Geschäfte störten, während das Recht des Schwertes und des Stärkeren sich geltend machte auf Kosten der wehrlosen Menschheit, mag hier ein Beispiel stehen, um eine Vorstellung zu geben von dem Missgeschick, welchem so viele andere gleichfalls von Kriegshorden heimgesuchte Orte ausgesetzt waren, die durch Grausamkeit und Erpressungen ein Entsetzen der Zeit und ein Schandfleck des Kriegerhandwerks waren, und nur berechneten, was der Einzelne einheimsen konnte. Die Krieger waren während der Feldzüge in dem Grade verwildert, dass man sich vor der Unmenschlichkeit und empörenden Barbarei desselben entsetzt.

Pasewalk in Vorpommern genoss seit lange einen Wohlstand, dessen Quellen die Bebauung eines fruchtbaren Bodens, eine gewinnbringende Viehzucht, Waldungen und Fischereien waren. Der Absatz an Getreide wurde durch den fahrbaren Uckerfluss erleichtert, durch den auch viele Mühlen getrieben wurden. Der Hausstand der Bürger erhielt ausserdem willkommene Beiträge aus Hopfenanlagen und Gärten. Die während dreier Jahre einquartierten kaiserlichen Truppen zehrten alle Mittel der kleinen Stadt auf. Jm Jahre 1627 wurden 3 Cornete Reiterei nach Pasewalk verlegt, welche hier den ganzen Winter und den darauf folgenden Sommer stehen blieben. Die Officiere forderten viele Gerichte und ausserdem Wein, Bier und viel Confect. Nach diesen kamen andere Truppen nach Pasewalk, sowohl Reiter wie Fussvolk. Die Bürgerschaft wurde durch viele Contributionen ausgesogen, und zur Vergeltung dafür wurden sie zuweilen von den barbarischen Soldaten mit Prügeln regaliert. Sämmtliche Kriegslasten während jener drei Jahre wurden auf 147,000 Thlr. (?) berechnet.

Als Oberst Götz für den Unterhalt seiner Truppen auf Pasewalk angewiesen wurde, forderte er zuerst 3000 Gulden, darauf verlangte er eine Kriegssteuer von 18,000 Reichsthaler, welche jedoch infolge der Mittellosigkeit nicht eingetrieben werden konnte. 18 der angesehensten Einwohner Pasewalks, unter diesen der Bürgermeister und einige Mitglieder des Raths, wurden gefangen ins Lager Goetzen's geführt, woselbst man sie in Ketten legte und sie unter offenem Himmel auf einem Platze liegen liess, der so schmutzig war, dass die Luft um denselben wie verpestet schien. Sie verschmachteten vor Hunger und Durst.

In der Stadt hausten die feindlichen Reiter strenge, um von den Einwohnern Geld zu erpressen; allein es war unmöglich, klingende Münze aufzutreiben. Anstatt dessen wurden ins Lager Lebensmittel und Möbel geschickt und auch Schuldverschreibungen anstatt baarer Zahlung. Allein der grösste Theil dieser Sendungen wurde geraubt, weil die feindliche Mannschaft, die in den Dörfern plünderte, Ansprüche auf freie Verpflegung machte und die Kriegscontribution in klingender Münze gezahlt werden sollte. Was ins Lager gelangte, wurde zu Spottpreisen taxiert.

Pasewalk wechselte zu wiederholten Malen den Herrn. Am 3. September langten 150 schwedische Dragoner und Infanteristen unter Kapitän Sct. Andreas' Befehl in Pasewalk an, und da die Thore offen standen, setzten sie sich ohne Schwierigkeit in Besitz der Stadt. Darauf begannen sie die Wälle auszubessern. 4 Tage darauf, am 7. September, wurde Pasewalk von Goetz mit 3000 Mann berannt,[1]) wobei zu bemerken ist, dass die Stadt schwache Festungswerke und eine kleine Besatzung hatte, und dass die Bürger ausserordentlich schlecht bewaffnet waren. Die Kaiserlichen begrüssten die Stadt mit einem Kugelregen, welcher von der Garnison mit Schüssen aus groben Stücken und Doppelhaken beantwortet wurde. Aber man hatte keine Arkeliermeister, und deshalb wurde das Feuer weniger wirksam. Die Feinde steckten die Stadtmauer in Brand und brachen auf zwei Punkten, in der Nähe von zwei Stadtthoren durch.[2]) Die Besatzung wurde übermannt, der Befehlshaber aber entwich und einige Soldaten bekamen Pardon.

Nach einem andern Bericht war die Wache an einem andern Punkte, wo die Kaiserlichen angriffen, schlecht bestellt, weshalb es ihnen leicht war, in die Stadt einzudringen. Diese Angabe, die in einer wohlunterrichteten Flugschrift jener Zeit vorkommt, verdient mehr Glauben.

---

[1]) Savelli verzögerte jedoch den Rückzug und seine Truppen lagerten sich in der Gegend von Treptow, Friedland und Brandenburg, woselbst man auch Mannschaft von Gartz erblickte. Die Soldateska dachte, dass sie es mit ansehen würde, wie das Vieh von Anklam weggetrieben werde, woraus man schloss, dass es einen Zug nach der genannten Stadt gelte. Kriegshistor. Arch. Nr. 575.

[2]) Einer andern Angabe zufolge waren die Kaiserlichen nur 1000 Mann.

Die Raubgier war entfesselt, und alles Eigenthum der Bürger wurde geplündert. Roheste Wollust scheute sich nicht, Gewalt gegen das schwächere Geschlecht zu gebrauchen, und die Soldaten verkauften gegenseitig für wenig Geld die schönsten Frauenzimmer. Drei Tage lang raste die Barbarei, und einige Quartiere der Stadt wurden eingeäschert. Götz befahl am 10. September, ganz Pasewalk in Brand zu stecken. Er hatte hoch und theuer geschworen, dies ketzerische und verrätherische Nest zu zerstören, und mit dieser Versicherung wurden alle Bitten um Schonung zurückgewiesen. Die Kroaten jubelten über den, wie sie meinten, prächtigen Anblick, den es geben würde, wenn die Flammen einer brennenden Stadt hoch gen Himmel schlügen. Durch eine Flugschrift „Laniena Pasewalcensis" wurden die begangenen Grausamkeiten Deutschland allgemein bekannt gemacht. Auch katholische Verfasser drückten ihren Abscheu gegen die Barbarei aus, welche die Strafe des Himmels auf die Häupter ihrer Glaubensgenossen herabbeschwören würde, und welche es erklärlich machte, dass die Feinde so viel Glück genossen. Um dem zerstörten Pasewalk wieder aufzuhelfen, schenkte Gustav Adolf den Bürgern auf 6 Jahre Freiheit von allen Abgaben, von Einquartierung und Kriegslasten. [1])

In Wolgast führte Capitän Schlechter den Befehl, als Kniphausen mit vier Regimentern die Belagerung begann. Auf Entsatz aus dem feindlichen Lager war nicht zu rechnen, weil Kagg die Brücken bei Treptow, Damitz und Stolpe abgebrochen hatte. Die Stadt Wolgast wurde am 28. Juli eingenommen, allein das Schloss, welches auf einem Werder in der Oder lag, leistete hartnäckigen Widerstand, welcher jedoch nutzlos war, sobald die Schweden mit ihrer Brücke über den Graben fertig wurden, eine Arbeit, die indess zu wiederholten Malen zerstört wurde. Die Festungswerke wurden mit 8000 Kanonenschüssen begrüsst. Kniphausen forderte die Besatzung des Schlosses zur Uebergabe auf, erhielt aber die Antwort, dass die geschworenen Krieger des Kaisers auf ihrem Posten leben oder sterben

---

[1]) Die Feinde warfen Feuer an die Zingel, brachen zwischen den Thoren unter den Mauern durch, sowohl am prenzlau'schen, als am stettin'schen Thore. (Vergl. Laniena Pasewalcensis.)

würden. Als die Brücke jedoch mit Hilfe einer anderen alten Brücke über Wasser gebracht war und die Belagerer im Begriff standen, die Wälle zu betreten, sandte Schlechter (am 11., oder nach einer andern Angabe am 14. August) einen Trommler an Kniphausen, um Geleit für einen Officier auszuwirken, welchen der Commandant an Conti abfertigen wollte, um sich Verhaltungsordre zu erbitten. Kniphausen antwortete, es solle sich nicht zum zweiten Male ein Trommler erdreisten, zu ihm zu kommen, wenn er nicht die Uebergabe brächte. Der Commandant wurde aufgefordert, binnen 24 Stunden seine Erklärung dahin abzugeben: später könne von einer Verhandlung nicht die Rede sein. Nach einigem Zögern kam Schlechter dieser Aufforderung nach, und von den kaiserlichen Truppen, die im Schlosse Wolgast mannhaft Widerstand geleistet hatten, nahmen 400 Dienst im schwedischen Kriegsheer; 200 marschierten am folgenden Tage ab. Die Sieger fanden in Wolgast viel Getreide und sonstigen Proviant vor.[1]) Das Schloss wurde später in Stand gesetzt, um die schwedische Königin aufzunehmen,

Der König äusserte bei diesem Erfolg: „Wir haben durch die glückliche Eroberung des Schlosses Wolgast, und da die Peene vollständig freigelegt ist, sowie durch die Befestigung Stettins unsere Stellung dermaassen hier formiert, dass wir nunmehr ein sicheres Fundament für unsere Expedition in Pommern haben dürften.“ Es wurde für zweckmässig gehalten, die günstige Aussicht auf eine Ueberrumpelung zu benutzen, welche die Verrätherei zu einer Zeit darbot, wo die Garnison von Greifswald durch den Marsch Savelli's nach Klempenow bedeutend vermindert worden war, indem derselbe nur 800 Mann in dem erstgenannten Orte zurückgelassen hatte; für gewöhnlich wurde die Besatzung Greifswalde's auf 2600 Mann abgeschätzt. Ein Fähnrich hatte Kniphausen versprochen, wenn er eine Nacht die Wache in den Schanzen vor dem Wolgaster Stadtthore commandiere, wolle er die Mannschaft mit Branntwein berauscht machen und nachher die Schweden in die Stadt

---

[1]) Chemnitz, I. p. 80. Theatr. Europ. II. p. 246. Grubbe's Relation v. 10. September. Kriegsgeschichtl. Archiv, I. S. 501. Einleitung p. LII, Mauvillon p. 246—47.

einlassen. Die kaiserliche Besatzung war mit der schlechten Verproviantierung unzufrieden, die sich auf Commisbrod beschränkte, das voll Spreu war. Kniphausen glaubte sich auf diesen Fähnrich verlassen zu können; aber wie dem auch sei, es wurden von Seiten der Kaiserlichen Maassregeln getroffen, ganz als wenn sie um die Uebereinkunft zwischen Kniphausen und dem Fähnrich gewusst hätten. Es wurde ein tiefer Graben vor dem Stadtthore von Wolgast gezogen, und man wollte dort Zugbrücken anbringen. Ein anderes der Stadtthore wurde gesperrt. Kniphausen trat eines Abends 7 Uhr seinen Marsch an, um durch einen nächtlichen Angriff mit Petarden sich des Stadtthors zu bemächtigen [1], dessen Verschanzungen nicht auf starken Widerstand berechnet waren. Gleichzeitig sollte die Aufmerksamkeit der Besatzung durch einen fingierten Angriff gegen ein anderes Stadtthor irre geleitet werden. [2] Bei der Ankunft im Dorfe Kems, eine Meile von Greifswald, war die eine Brücke über einen dortigen Bach abgebrochen und infolge der Verzögerung, die durch Wiederherstellung der Passage eintrat, gelangte Kniphausen erst drei Uhr Morgens nach Eldena, von wo aus noch eine Stunde Zeit erforderlich war, um vor das Stadtthor zu gelangen, welches angegriffen werden sollte. Mit einem Hinterhalt im Eldenaer Walde war nichts auszurichten: die Kroaten waren gar zu argwöhnisch und wahrscheinlich von den bei den Verschanzungen des Hafens ausgestellten Posten, welche die Schweden bemerkt hatten, gewarnt worden; genug, der Ueberrumpelungsversuch war verfehlt, und es blieb weiter nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Kniphausen machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel, und nach den Recognoscierungen, die er unternommen hatte, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die jedoch vereitelt wurde, dass die Eroberung Greifswalde's eine leichte Sache sei, wenn ein neuer Angriff von Stralsund aus durch Sturm gegen eins der Stadtthore Greifswalde's unterstützt würde. Ein solcher müsse jedoch ins Werk gesetzt werden, bevor der Feind dazu komme, am genannten Ort eine schon in Aussicht genommene Raveline aufzurichten. [3]

---

[1]) Arma Suecica p. 46. Chemnitz p. 7272. Kriegsgeschichtl. Archiv Nr. 115, 497, 498, 499. Einleitung p. L.

[2]) „Das fette Thor".

[3]) Am Mühlenthor, oder Fleischhauer-Thor.

Die Belagerung Greifswalde's und Colbergs zog sich jedoch in die Länge, indem fortwährend Scharmützel zwischen den Vorposten stattfanden, welche vom kaiserlichen Lager bei Gartz und denjenigen, die von den Truppenabtheilungen in Stettin abgeschickt waren.

Torquato Conti hatte bei Gartz seine Hauptstärke, 12,000 Mann Fussvolk und 3000 Reiter, zusammengezogen. Er hatte seine Stellung mit so grosser Umsicht gewählt, dass sein Lager Gustav Adolf ein halbes Jahr lang verhinderte, seine Eroberungen längs der Oder auszudehnen, wie weit er auch sonst in Pommern vordrang. Es hatte gleichfalls Schwierigkeiten, den Belagerungstruppen vor Greifswalde und Colberg Entsatz zu senden, wenn nicht eine bedeutendere Abtheilung der schwedischen Armee dazu verwendet werden konnte, und die Kaiserlichen waren im Stande, alle Wege zu bewachen, die bei Damgarten und Riebenitz von Vorpommern aus nach Mecklenburg führten.

Die Verpflegung der schwedischen Truppen wurde dadurch erschwert, dass die Unterstützung, die von Schweden aus zu erhalten war, sich als eine nicht bedeutende erwies, und weil es nothwendig war, das schon entblösste Vorpommern soviel wie möglich zu schonen; ferner auch dadurch, dass Wege zu neuen Eroberungen, welche früher unbenutzte Hilfsquellen darbieten konnten, lange Zeit durch eine wohlberechnete Defensivstellung des wälschen Heerführers abgeschnitten wurden.

Es wurde als nothwendig erachtet, die Wege und Stege, die um Gartz und Stargard sich befanden, zu recognoscieren, um zu erfahren, ob von dort aus Gefahr drohe. Diese Recognoscierung wurde Rittmeister von Platow aufgetragen. Dieselbe ist insofern merkwürdig, als durch sie eine Verrätherei gegen die Person Gustav Adolf's entdeckt wurde. Die Nachrichten hierüber waren allerdings höchst unvollständig, und der Zusammenhang der Sache konnte nach denselben nicht klargelegt werden; allein was man erfuhr, genügte jedenfalls, um zur Vorsicht gegen dergleichen Personen aufzufordern, damit nicht verdächtige Abenteurer in die Armee zugelassen würden und so Zutritt zur Person des Königs erhielten. — Es hielten sich zwei Italiener im schwedischen Heere auf, nämlich Rittmeister Joh. Baptista, welcher vergeblich seinen Dienst ange-

boten hatte und noch nicht angenommen worden war, ferner Quint del Ponte, welcher Oberstlieutenant in dem von Falkenberg'schen Regiment war.[1]) Nachdem man Baptista seiner verdächtigen Aeusserungen halber in Eisen geschmiedet hatte, hielt es del Ponte für gerathen, an seine Sicherheit zu denken, und da er Platow auf die vorgenannte Recognoscierung folgte, benutzte er die Gelegenheit, sich von den schwedischen Truppen zu entfernen und zum Feind überzugehen. Del Ponte stand in der Gunst des Königs; allein grosse Versprechungen der Kaiserlichen verblendeten den Italiener, und er verpflichtete sich, Gustav Adolf entweder umzubringen, oder in die Gewalt der Feinde zu liefern. Del Ponte war im geheimen Einverstande mit Baptista und fürchtete durch ein Geständniss desselben in sein Missgeschick verwickelt zu werden. Als del Ponte verschwunden war, fürchteten seine Kameraden anfänglich, dass der Italiener vom Feinde gefangen genommen worden sei und dies nicht ohne Unannehmlichkeiten für den katholischen Officier ablaufen würde, welcher früher in den Reihen der Kaiserlichen gedient und jetzt Stellung im schwedischen Heer erhalten hatte. Die Officiere wurden jedoch bald über ihren Irrthum aufgeklärt, als del Ponte einige Tage darauf in der Dämmerung mit einer feindlichen Abtheilung gegen die Schanze von Stettin anrückte, wo er sowohl von dem Hofmarschall, als von mehreren andern Officieren wieder erkannt wurde. Falkenberg überhäufte seinen früheren Kameraden mit heftigen Vorwürfen über seine Verrätherei. Einige dunkle Aeusserungen, welche dem hier eingeflochtenen Bericht hinzugefügt sind, würden möglicherweise Einiges von dem vollständiger bezeugen können, was andere Verfasser erzählen, nämlich dass Gustav Adolf selbst mit 70 Dragonern ausgeritten sei, um zu recognoscieren, nachdem 200 finnische Reiter commandiert waren, ihm in einer bestimmten Entfernung zu folgen. Del Ponte hatte auf beide Seiten des Hohlweges eine überlegene Anzahl neapolitanischer Kürassiere gelegt, welche plötzlich hervorbrachen und beinahe die schwedischen Truppen übermannt hätten, während der König in grosser Gefahr schwebte,

---

[1]) Kniphausen an Gustav Adolf d. 28., 29. u. 30. August 1630. Kriegshistor. Archiv II. Nr. 567, 568, 571.

nachdem sein Pferd unter ihm erschossen worden und er selbst auf einige Augenblicke Gefangener des Feindes geworden war. Da brausten die finnischen Reiter in Carrière heran, und die Neapolitaner, die bereits 400 Todte hatten, flohen mit Verlust von 200 Gefangenen.* Gustav Adolf bedauerte, dass so viele seiner heldenmüthigen Begleiter durch seine Unvorsichtigkeit getödtet worden waren und kehrte ins Lager zurück, wo er von den jubelnden Freudenrufen seiner Krieger empfangen würde. — Dieser Bericht ist jedoch wenig zuverlässig. — Ist der Hinterhalt und der verzweifelte Kampf Phantasie mündlicher Ueberlieferung? Der Bericht kommt nur in historischen Arbeiten vor, die weit jünger sind, als dieser Feldzug, und deren Verfasser fern vom Kriegsschauplatz lebten.

Gruppe, welcher sich im schwedischen Lager aufhielt und in einem Brief an den Reichskanzler erzählt, dass del Ponte Zuflucht zum Feinde genommen und darauf das Scharmützel angeführt hatte, macht nur folgenden Zusatz, dessen Inhalt jedoch sehr mystisch erscheint: Dieser Einfall des Feindes hätte uns wohl ein noch grösseres Unglück bereiten können, wenn nicht Herr Teuffel Tags zuvor im Lager glücklich angelangt wäre und Se. Königliche Majestät mit der Reiterei den Verrath (del Ponte's) hätte verhindern können, weshalb er auch (del Ponte) unverrichteter Sache zurückkehren musste und im Gefecht und auf der Flucht ungefähr 30 seiner Leute verlor. Nachher wird daran erinnert, dass die Festnahme (Baptista's) wahrscheinlich Veranlassung gegeben habe, dass „Quint (del Ponte) seinem ohne Zweifel grösseren Verrath durch ein so unnöthiges Schelmenstück zuvorkam.[1]) Es wird ein neuer Anschlag angedeutet, ohne dass man jedoch erfährt, was damit beabsichtigt wurde. War es ein beabsichtigter Angriff auf die schwedischen Schanzen? Ein feindlicher Spion wurde aufgegriffen, als er damit beschäftigt war, das schwedische Lager aufzunehmen; durch sein Geständniss erhielt man Aufklärung über die Beziehungen del Ponte's zu Baptista. Es scheint

---

[1]) Bei Burgus und Chemnitz 'kommt del Ponte unter dem Namen von der Brücke vor, und er soll, nach dem erstgenannten Verfasser, ein Deutscher gewesen sein. Grubbe, welcher Quint einen Italiener nennt, war ohne Zweifel besser unterrichtet.

unbegreiflich, das Gruppe in einem vertrauten Schreiben an seinen Gönner, den Reichskanzler, etwas so Wichtiges hätte vergessen sollen, wie die Gefahr, welcher der König während des verzweifelten Kampfes mit der feindlichen Uebermacht ausgesetzt war. Chemnitz spricht auch kein Wort von diesem Abenteuer.

Gruppe äusserte einen Monat nachdem der Verrath des Italieners entdeckt worden war: „Was hier verbreitet wird, dass nämlich der König sich in Gefahr befand, ist weiter nichts als Erdichtung des Feindes.[1]) Bei dem Verhör, welches mit Baptista angestellt wurde, gestand dieser, dass sowohl er, wie del Ponte im geheimen Einverständniss mit Torquato Conti gewesen, und dass del Ponte während des Aufenthaltes auf Usedom dem König irgend etwas Böses hätte zufügen wollen, wenn dieser nicht stets einige Hofjunker um seine Person gehabt hätte. Ferner sprach Baptista von Verschwörungen aus der Zeit, in welcher der Hofmarschall sich in den Niederlanden aufhielt. Er, Baptista, sei durch ein unwillkürliches Entsetzen von seinem Vorhaben, Gustav Adolf zu erschiessen, zurückgehalten worden, und die Hand wäre jedesmal, wenn er die Pistole ergreifen wollte, fast gelähmt gewesen.

Baptista wurde aufgehängt und der Name del Ponte's an dem Galgen befestigt.[2])

Die Sorge um die persönliche Sicherheit Gustav Adolf's und möglicherweise auch der von Religionshass erweckte Verdacht erklärt mehrere ungegründete Gerüchte. In einem Schreiben aus Regensburg wird ein Gerücht erwähnt, dass ein Mönch aus Amberg, Abgesandter der Jesuiten, die Absicht hatte, als evangelischer Prediger verkleidet Zutritt beim Schwedenkönig zu erlangen und ihm ein Schreiben zu überreichen, das mit

---

[1]) Grubbe an den Reichskanzler d. 24. Juli u. 2. August. Kriegshistor. Archiv Nr. 496, 497. Chemnitz, I. p. 76. Khevenhiller, XI. p. 1326. Theatr. Europ. II. p. 245. Le soldat Suedois, I. p. 19. Fryxells Erzählungen, VI. S. 245—248.

[2]) Grubbe an den Reichskanzler, Stettin d. 2. Aug. 1630. Reichsarchiv. Nach Sued. Intellig. p. 39 hatten die beiden Verräther in Tilly's Armee gedient und von ihm und den Jesuiten den Auftrag erhalten, Gustav Adolf zu tödten. Tilly hatte ganz gewiss keinen Antheil an dieser meuchlerischen Absicht.

Gift getränkt war und durch das blosse Einathmen den Tod herbeiführen sollte. Dieser Mönch sei auch mit einem Dolche versehen, den er benutzen wolle für den Fall, dass das Gift nicht wirke. Die Papisten seien gleichfalls darauf bedacht, durch ähnliche Mittel Axel Oxenstierna aus dem Wege zu schaffen.[1] Dieser Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung und sein Ursprung ist wahrscheinlich einzig und allein in einer aufgeregten Phantasie zu suchen.

Der König wurde auch vor angestellten Officieren gewarnt, die früher in des Kaisers Dienst gewesen waren. Allein dergleichen Rathschläge nützten nichts zu einer Zeit, wo die Söhne des Lagers stets den Herrn wechselten und Befehlshaber, die kriegerisches Talent besassen, überall gesucht waren.

Gustav Adolf trug dem Reichskanzler auf, einige Hundert Mann Fussvolk unter den Befehl des Obersten Boetius zu stellen und diesem dann Ordre zu geben, Stolpe, Rügenwalde und andere kleinere Ortschaften in Hinterpommern zu besetzen, wodurch die Feinde verhindert werden würden, dort Winterquartiere zu nehmen. Die schwedischen Besatzungen sollten mit Einwilligung des pommerschen Herzogs von den Bewohnern dieser Stadt verpflegt werden. Die Anwerbungen konnten, wenn diese Ortschaften in Besitz der Schweden waren, unterlassen werden.

Der dreiste und glückliche Angriff des schottischen Obersten Munro auf Rügenwalde ist von einem romantischen Farbenschimmer umflossen. Das Schiff, auf welchem einige Compagnien der Mannschaft Macquei's und F. v. Rosen's unter dem Befehl Munro's von Preussen übergeführt wurden, strandete in der Nähe von Rügenwalde. Diese Truppen verloren Munition und Bagage und hatten nur 500 Gewehre, einige Säbel und Piken zu ihrer Bewaffnung übrig; allein der beherzte und entschlossene Schotte unterliess deshalb nicht, den Auftrag auszuführen, den er mit dem Commando dieser Mannschaft

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 497. Chemnitz, I.

[2]) Der Brief war von Christopher Sternkopf, Ratisbone 19. August 1630. O. S. Schwed. Reichsarchiv. „Libellus veneno celerrimo loco arenae adspersus esset“ ... „Alia variirima consilia in perniciem S:ae R:ae M:tis Su. a. Jesuitis excussa“. Vergl. Chemnitz, I. l. c.

übernommen hatte. Der pommersche Commandant auf Schloss Rügenwalde war im Geheimen der Freund Schwedens. Munro, hiervon benachrichtigt, forderte ihn auf, in der folgenden Nacht den Schotten eine Hinterpforte zu öffnen; dieselben zweifelten nicht daran, dass sie die Kaiserlichen vertreiben könnten, namentlich weil ein Theil der Besatzung nach Colberg abgezogen war. Alles ging nach Wunsch; die Kaiserlichen capitulierten, die Festungswerke wurden verstärkt. Munro's Abtheilung wurde kurz darauf durch 400 deutsche Soldaten, unter Tipenhusen's Befehl verstärkt, und als später noch die Mannschaft Hepburns anlangte, wuchs die Garnison von Rügenwalde auf einige 1000 Mann.

Als der Schwedenkönig von der That Munro's benachrichtigt wurde, zweifelte er nicht mehr daran, dass sein grosses Unternehmen gelingen würde, da der Schutz Gottes sich in einer so wunderbaren Weise bei diesen muthigen Unternehmungen zu erkennen gegeben hatte.

Munro besetzte am 6. November Schievelbein, damit der Feind, der bei Gartz lagerte, sich nicht auf diesem Wege in Verbindung mit Colberg setze.

Wenn nun auch die Schlüssel zu den Stadtthoren vieler unbedeutender Ortschaften den schwedischen Befehlshabern übergeben wurden, so war doch die Langsamkeit, mit welcher der Feldzug geführt wurde, ermüdend. Die Quartiere wurden zwar erweitert, aber bei weitem nicht genügend, um den Bedarf zu befriedigen. Es zogen fortwährend Truppenabtheilungen auf Streifzüge aus; allein die Resultate beschränkten sich darauf, dass Oberst Klaus Dietrich von Sperreuter an einem Tage mit 40, an einem andern mit 30 Gefangenen in das Lager zurückkehrte. Zuweilen hatten auch die Schweden kleinere Verluste.[1])

Es kam zu keinem ernsten Zusammentreffen. Conti meinte, er würde nicht länger als einen Monat in seinem Lager verharren können, und trotzdem blieben die Kaiserlichen noch vier Monate in Gartz stehen. Ihre Lage war betrübend, da sie

---

[1]) Sued. Intell. p. 62 63. Harte, l. c. p. 378, nach „the Expedition of the Munro".

von Pest und Hungersnoth heimgesucht wurden.[1]) Weshalb wurden keine Anstalten von Seiten Ferdinand's II. und Wallenstein's getroffen, um den schwedischen König von verschiedenen Seiten aus mit bedeutenderer Truppenmacht anzugreifen? Die Aufmerksamkeit war jetzt auf die Verhandlungen in Regensburg gelenkt, welche, wie bekannt, damit endeten, dass die kaiserliche Armee von 130,000 Mann auf 40,000 Mann vermindert wurde und Wallenstein seinen Abschied bekam. Zu diesem Resultate gelangte man erst im September. Indessen sass der unergründliche Herzog von Friedland in Memmingen in der Einsamkeit, die von keinem Geräusch gestört wurde, und umgab sich mit fürstlicher Pracht. Dass der stolze Kriegerfürst sich nicht im Felde blicken liess, sobald die Frage seiner Absetzung auftauchte, ist leicht begreiflich. Wallenstein kannte die Erbitterung und den Neid der Kurfürsten, hervorgerufen durch sein Glück, seinen Uebermuth und seine Erpressungen, und es kann nicht Wunder nehmen, dass der Emporkömmling mit so glänzenden Eigenschaften und einem so stark ausgeprägten Egoismus zuerst sein eigenes Schicksal entschieden sehen wollte, bevor er ins Feld rückte, namentlich weil er früher oft die Leitung des Krieges seinen Unterbefehlshabern anvertraut hatte. Die Ernennung Tilly's als Nachfolger des Herzogs von Friedland verzögerte sich bis in den November hinein, um welche Zeit denn auch die Bestimmungen getroffen wurden, um die Truppen nach Norddeutschland überzuführen. Bis dahin verblieb in Pommern alles auf dem alten Fuss.

Der Zustand des schwedischen Lagers war durchaus nicht der beste. Da es an Mitteln zum Unterhalt der Truppen fehlte, so sind die Plünderungen und die Zügellosigkeit leicht zu erklären, welche die Kriegszucht in Verfall brachten und die frühere gute Meinung von einer Armee herabsetzten, die wenigstens zum Theil aus geworbenen Truppen bestand, welche zu Wallenstein's Heer gehört hatten.

Die für die übrigen Monate des Jahres 1630 in Aussicht genommenen Einnahmen liessen sich auf ungefähr 619,298 Thaler schätzen;[2]) allein in dieser Summe war auch der Ge-

---

[1]) E. Grubbe an den Reichskanzler den 2. u. 28. August 1630.

[2]) Schwedisches Geld aus den Zinsen und anderen Einkünften des

winn von dem Getreideverkauf berechnet, den man Agenten in Holland und in Hamburg aufgetragen hatte und der wiederum von den Lieferungen abhängig gemacht war, welche der Statthalter J. Skytte und der Pächter Sixten aus Ingermannland und Liefland besorgen sollten. Der Erstere kam anfänglich seinem Versprechen, Brod zu beschaffen, nach und dies war sehr willkommen, allein Sixten wusste weder Getreide noch Geld zu beschaffen. Das Heruntergehen der Preise für Russisches Getreide in Holland verringerte den Gewinn bedeutend, besonders weil man 16 Thlr. weniger für jede Last bekam, als veranschlagt war. Dessenungeachtet sollten Steen Bjelke in Stralsund und Salvius in Lübeck Anleihen gegen Anweisung auf Getreide aufnehmen.

An dem erstgenannten Orte waren jedoch schwerlich Geldvorschüsse zu erhalten, weil gar nichts auf die 70,000 Thaler gezahlt worden war, welche die Stadt im Jahre 1630 vorgeschossen hatte.

Es waren in Bezug hierauf gar keine Maassregeln von Schweden getroffen worden. Die erste Abzahlung war unter Schwierigkeiten entrichtet worden, und nur Unbedeutendes war von der folgenden Zahlung in Rückstand. Es wurde als wünschenswerth erachtet, in den eroberten Ländern genügende Beiträge aufzutreiben, weil die Truppen schon zu murren anfingen, da baares Geld nicht mehr vorhanden war. Da jedoch,

---

Landes betrug 429,145 schwedische Thaler. Da 1 Thaler zu 14 schwedischen Mark berechnet wurde, so stieg diese Summe auf ungefähr 122,642 Thlr. Der König vermuthete, durch die Negociation des Factors Wewitzer 202,781 Thlr. zu bekommen. Es waren diese Reste, Vorschüsse und Kassenbestand des Getreidehandels. Für die Kriegskasse wurden auch 1,711 Schiffspfund Kupfer ausgeworfen, welche, nach 55 Thlr. für das Schiffspfund, 94,105 Thlr. einbringen könnten. Hierzu kam Getreide für Kaufgüter, 12,400 Tonnen (24,800 Thlr.) und 3646 Last, die von J. Skytte, von Sixten und Andreas Haraldsson aufgekauft werden sollten und die möglicherweise einen Gewinn von 175,000 Thlrn. geben würden. Vergl. Memorial von C. Flemming etc. d. 4. Juni 1630. Kriegshistor. Archiv I. Nr. 67. Dieser Voranschlag umfasste nur 5 und 6 Monate des Jahres 1630, und dadurch erklärt sich die Abweichung von einer Berechnung der Einnahmen für 10 Monate, welche, wie wir bereits angeführt haben, sich bis auf 1,174,417 Thlr. beliefen. Wie viel die Kriegskasse durch die vorstehenden Anordnungen bekamen, werden wir bald sehen.

um eine Aeusserung des Reichskanzlers zu gebrauchen, „etwas Fatales in his consiliis ist", hoffte der Briefschreiber, dass Gott schon Hilfe in einer Weise senden werde, wie sie noch niemand sich gedacht habe. Nach der Uebergabe Stettins war die Kasse Sr. Majestät ziemlich erschöpft, weil die Mehrzahl der Veranschlagungen sich nicht ganz verwirklichten. In der Kasse befand sich nicht mehr, als was durch Wechsel mit Verlust aufgebracht werden konnte. Der König beklagte sich sehr über Skytte, Sixten und die Leute in Schweden. Er hatte infolge ihrer grossen Versprechungen sich in den Krieg gestürzt und war nun von ihnen verlassen worden. Gruppe meinte zwar, wenn es nur gelänge, sich während der ersten Monate durchzuschlagen, würde schon alles wieder gut werden. Die Hoffnungen auf Getreidelieferungen aus Liefland müsse man jedoch ganz und gar aufgeben. In Stettin war allerdings Geld vorhanden; allein die Capitalisten waren scheu geworden, weil die Bewohner Stralsunds keine Abzahlung auf ihre grosse Forderung erhalten hatten, und auf die Wechsel Sr. Majestät wollten sie nichts geben, sondern forderten Sicherheit durch kaufmännische Creditbriefe. Die Mittel zur Zahlung der Wechsel trieb man durch Anweisungen auf, die immerfort von einer Person und einem Ort zum andern übertragen wurden. Als der schwedische Agent Swensson in Hamburg und der reiche Kaufmann Larsson in Holland um Hilfe angegangen wurden, versicherte man ihnen, dass sie durch Spiring, welcher die Zolleinnahme in Preussen erhob, Rückzahlung erhalten sollten, falls das russische Getreide nicht alle Ansprüche in Amsterdam zu befriedigen vermöchte, und Spiring wurde auf die rückständigen Forderungen der Stettiner in Danzig verwiesen. Diesen Vorschuss wollte der Schwedenkönig selbst bezahlen.[1]) Er hatte am 31. Juni auf alle seine Befehle kein Geld aus Schweden erhalten, und einen Monat später hatte er „aller Befehle und Ermahnungen ungeachtet noch wenig oder gar keine Assistenz erhalten".

Alles, was am 16. October von Schweden im Verlauf von zwei und einem halben Monat eingegangen war, beschränkte sich auf 10,000 Thaler und 500 Schiffspfund Eisen, und alles, was in

---

[1]) Grubbe an den Reichskanzler d. 9. u. 15. Juli 1630.

Pommern aufzubringen war, musste mit eiserner Faust erpresst werden, und dadurch ging es langsam. „Unterdess kommt die Armee herunter. Se. Majestät der König ist inter illas difficultates sehr perplex und zweifelt, ob er hier bleiben soll oder nach Hause reisen.“ Es konnte von einer Reise nach Schweden die Rede sein, weil in Abwesenheit des Königs die schwedischen Beiträge nicht eingetrieben wurden. Unterdessen war Klaus Flemming ins Lager beordert worden, damit die Kassengeschäfte mit ihm genau verhandelt werden konnten. Er kam an, brachte aber mehr Klagen als Geld mit sich, nicht mehr als 10,000 Reichsthaler baares Geld; allein er versprach, aus Calmar und Norrköping mehr zu schicken und das Eintreiben aller Reste zu besorgen, damit Anweisungen auf diese Einnahmen den Credit im Auslande heben könnten. Man rechnete jedoch nicht auf Vorschüsse von Seiten Stettins, theils weil dort Geldmangel war, theils weil „der Unwille sehr gross ist“.

Wie man sich nun den Winter über durch solche Schwierigkeiten hindurchschleppen kann, das muss man eben abwarten, namentlich weil diese Länder dermassen ruinirt sind, dass wenig Beihilfe von ihnen zu hoffen ist, wenn die Contributionen zu Ende sind.

Der Credit, dessen Gustav Adolf bedurfte, wurde durch folgende Einnahmequellen unterstützt, auf welche Wechsel ausgestellt werden konnten. Der russische Getreidehandel gab einen Gewinn von 68,000 Thalern. Dies war 107,000 Thaler weniger, als der König berechnet hatte.

J. Skytte hatte 1000 Lasten Getreide nach Holland und Hamburg abgesandt und anstatt dass Larsson 500 Lasten Getreide schicken sollte, schickte er 200. Aus Vorpommern waren 200,000 Thaler bewilligt (ein- für allemal) und aus Stralsund sollten 30,000 Thaler eingehen. Aus den verpfändeten Gütern auf Rügen erzielte man 100,000 Thaler. v. Falkenberg bekam in Lübeck 50,000 Thaler, die Hälfte dieser Summe wurde auf Werbungen für seine Abtheilung verwendet. Salvius hatte in Hamburg 600 Lasten Getreide verkauft, welche mit 45,000 Thalern bezahlt werden sollten. Die hier aufgezählten Einnahmen waren die einzigen, durch welche Gustav Adolf einen Credit wieder zu beleben vermochte, den er benutzen musste, um den Unterhalt für die Armee zu beschaffen, die Anwer-

bungskosten, Sold und Fracht zu zahlen, und es wurde unmöglich, sich durch den Monat November hindurchzuschleppen, wenn die rückständigen Gelder aus Schweden nicht eingingen. Es war auch die Rede davon, mit den Truppen entweder nach Berlin und der Havel, oder nach Mecklenburg zu gehen, um dort der Mannschaft Quartier und Unterhalt zu verschaffen. [1])

Da der Sold unmöglich voll ausgezahlt werden konnte, so erschlaffte die Kriegszucht und das Bedürfniss veranlasste Erpressungen und Plünderungen, zu welchen allerdings viele Seitenstücke aus den Feldzügen Wallenstein's und Mannsfeld's bekannt waren; allein bis dahin hatte man selten dergleichen Unordnungen unter dem Banner Gustav Adolf's verspürt. Schon im August wurde grosser Unwille unter den Soldaten bemerkbar, weil der Sold zu lange ausblieb; drei Monate später war Grund genug vorhanden, um von unserm Ausnahmezustand zu schreiben. [2])

Der Reichskanzler wagte zum Frieden zu ermahnen, namentlich weil es schien, als wenn der König dazu geneigt sei. „Gott gebe Glück dazu, sonst werden unsere Angelegenheiten ein wunderliches Aussehen bekommen.“ Hier im Lande ist die Affection sehr umgeschlagen, was der Zügellosigkeit der Truppen und dem Mangel an Mitteln, sie zu besolden, zuzuschreiben ist. [3]) Selbst einer der deutschen Officiere sprach

---

[1]) Schreiben Grubbe's v. 27. September, 16. October u. 20. November.

[2]) G. Horn an Gustav Adolf d. 19. August 1630.

[3]) .... „und rührt viel von licentia militari conniventibus, imo male agentibus officialibus plaerisque her, indem man schlimmer als in Feindesland haust. Und ist nichts Anderes die Ursache zu Allem, als die Mittellosigkeit. Jetzt werden auch die Ausgaben so excessive augirt und über alle Veranschlagung, dass man nicht vom Einen zum Andern reicht; nur die Löhnung des Fussvolkes macht in zehn Tagen über 30,000 Thlr., ausser den Frachten, die hier viel verzehren, und die grossen neuen Anwerbungen, die auf 2,000 Pferde und 4 Regimenter Soldaten berechnet sind. Nun wurde die Hälfte aus der 200,000 Thlr. Contribution erpresst, die Pommern bewilligt hatte. Aber wenn der Winter kommt und der Feind verstärkt durch Cavallerie, Herr des Landes wird, so weiss ich nicht, ob der Rest zu haben ist, oder in welcher Weise die Leute unterhalten werden sollen, weil ich sehe, dass auf Mittel von Schweden her nicht zu bauen ist.“ Grubbe an den Reichskanzler d. 8. September. Kriegshistor. Archiv I. Nr. 574.

mit Importunität von dem rückständigen Sold, als er aus anderen Gründen missvergnügt wurde.[1])

Nachdem Damitz den Feind aus Stargard vertrieben hatte, äusserten die Bewohner der Stadt grosse Freude hierüber; trotzdem verringerte sich die Affection mit jedem Augenblick merkbar infolge der Insolenz unserer Officiere, „und hier ist allerdings grosse Ursache zu Klagen; denn obgleich man sich hier um die blosse Haut rauft, was doch bei Todesstrafe verboten ist, so folgt doch keine Execution und niemand kümmert sich auch um dergleichen, sondern Jeder thut, was er will. Welcher Unwille noch fürder causieren wird, muss man abwarten. Se. Majestät möchte gern alles in gesetzliche Ordnung bringen, aber es sind wenig, welche Sr. Majestät dazu die Hand reichen.“[2])

Es war wenig Aussicht auf Frieden, wenn man auf beiden Seiten nicht darüber übereinkam, welche Bedingungen für die Auswechselung der Gefangenen festgestellt werden sollten. Denn alle Pommern wurden als rohe Rebellen von den Kaiserlichen betrachtet, und desgleichen die Kroaten von den Schweden. Die Unterhandlungen hierüber würden zwischen Grubbe und Oberstlieutenant Sparre geführt, welcher letztere der Generalquartiermeister Conti's war. Sparre hatte früher unter dem Banner der Evangelischen gedient; den Dienst zu wechseln, war nichts Ungewöhnliches bei den Soldaten jener Zeit. Aus den Vorschlägen, welche Sparre ein und ein halbes Jahr später machte, sprach eine lebhafte Einbildungskraft und eine abenteuerliche Gesinnung. Er zeichnete die Thaten und die Stellung seiner Partei mit prahlenden Worten auf's Vortheilhafteste, wenn er mit Grubbe sprach und begegnete seinem Feind mit scharfen und beissenden Einfällen.

Die Unterhandlungen mit Stettin verzögerten sich, und dies war dem Plane, den Krieg nach Mecklenburg zu spielen, hinderlich. Das Letztere war durchaus erforderlich, sowohl weil die knappen Einnahmen es nothwendig machten, die Quartiere zu erweitern, als auch weil neue Bundesgenossen die Mög-

---

[1]) Dies war Teuffel. G. Horn an Gustav Adolf d. 9. Septbr. Grubbe an den Reichskanzler d. 12. Septbr.

[2]) Grubbe an den Reichskanzler d. 15. Juli 1630. Reichsarchiv.

lichkeit erleichtern würden, den Krieg nach der Elbe zu versetzen.

Die mächtigeren protestantischen Fürsten waren nicht geneigt, sich an Gustav Adolf anzuschliessen; allein jüngere Söhne herzoglicher Häuser, ehrgeizige Glücksritter und vertriebene Landesherren, die von den schwedischen Waffen Unterstützung hofften, bemühten sich, in ihrer Weise zur Verwirklichung der kriegerischen Absichten des Schwedenkönigs beizutragen, und zwar dadurch, dass sie die Kaiserlichen beschäftigten und sich in Besitz dieses oder jenes festen Platzes setzten. Der talentvolle Herzog Georg von Lüneburg schrieb an Gustav Adolf und war sehr freigebig mit Versprechungen. Franz Carl von Lauenburg war in Verbindung mit Gustav Adolf und mit den landesflüchtigen mecklenburgischen Herzögen getreten, um Mannschaft an der Niederelbe zu sammeln. Er nahm Lauenburg, Boitzenburg und Neuhaus, räumte aber die zwei ersteren Orte, sobald Pappenheim an der Spitze von 6000 Mann auf die Elbe heranrückte, um dort eine Flamme zu ersticken, die andernfalls leicht grosse Zerstörungen hätte anrichten können. Franz Carl besetzte später die Stadt Ratzeburg; allein das Schloss befand sich in den Händen seines Bruders, des regierenden Herzogs August. Sobald Pappenheim diesen festen Platz erreicht hatte, wurde derselbe aufgegeben und der Herzog ermahnte seinen Bruder, sich gleichfalls zu ergeben. Dies war allerdings im Widerspruch mit einem Franz Carl früher gegebenen Versprechen, und dieser machte nun Anspruch auf einen Ersatz von 12,000 Thalern für den Schaden, der ihm aus Nichterfüllung dieses Versprechens erwachsen wäre. Franz Carl machte den missglückten Versuch, zu entfliehen und musste darauf mit 460 Mann das Gewehr strecken. Der Herzog gab sich in die Gewalt Pappenheims, nachdem er dessen versichert worden war, dass er nicht in ewiger Gefangenschaft gehalten werden sollte. Herzog Franz Carl kam gleichfalls wieder nach kurzer Zeit auf freien Fuss. Gegen die Uebermacht vermochte keiner der Brüder zu kämpfen, und selbst wenn Franz Carl in Ratzeburg eine Zuflucht gefunden hätte, würde er sich doch nicht lange haben halten können. Es ist leicht begreiflich, dass der Herzog August seine Besitzungen durch Unterstützung eines aufrührerischen Unternehmens nicht

riskieren wollte, an dem er von Anfang an keinen Theil gehabt hatte. [1])

Die Herzöge von Mecklenburg hatten lange in Verbindung mit dem Schwedenkönige gestanden, und die Kinder des Herzogs Adolph Friedrich hatten in Schweden einen Zufluchtsort gefunden. Allein die Vorsicht gebot den genannten Fürsten, sich nicht öffentlich an einen fremden Monarchen anzuschliessen, der Krieg mit dem Kaiser führte. Diese Zurückhaltung war nicht zu verkennen, so lange die Herzöge darauf hofften, auf dem Fürstentage zu Regensburg einen Beschluss in Betreff der Rückgabe ihres verlorenen Herzogthums zu erwirken. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hatten ihnen diesen Rath gegeben; als die mecklenburgischen Gesandten Gustav Adolf auf Usedom besuchten, meinte auch der König, dass seine Verwandten den Ausgang der Verhandlungen am Fürstentage abwarten sollten, obgleich er fürchtete, dass dort nichts auszurichten sein würde, weil die Herzöge sich in vielen Beziehungen schuldig bekannt hatten. Der König habe ihrer in den diplomatischen Mittheilungen gedacht, welche für die Zusammenkunft in Danzig bestimmt waren, und er versprach ihnen alle mögliche Unterstützung, sofern sie selbst sich nur bestreben würden, etwas zu der Sache zu thun, wenn sie sähen, dass alles Andere desperat sei. Es sei noch zu früh, diese abwartende Stellung zu verlassen, die Herzöge könnten im schwedischen Lager nicht gut accommodirt werden, weil es an Bequemlichkeit fehlte, und es sei auch nicht rathsam, dass sie sich durch einen Besuch dort partial machten. [2]) Die genannten Fürsten waren dazu geneigt, sich nach den Wünschen des Schwedenkönigs zu richten. Zu derselben Zeit, wo sie mit dem Herzog Franz Karl unterhandelten, um diesen zu Werbungen zu veranlassen, durch welche es möglich würde, sich einiger Ortschaften in Mecklenburg zu bemächtigen, wandten sie sich an Gustav Adolf mit dem eindringlichen Wunsche, er

---

[1]) Chemnitz, I. p. 83—86. Der Kaiser schrieb an die Stadt Hamburg und untersagte die Werbungen, welche der Herzog Franz Carl dort unternahm, bevor er die genannten Plätze eroberte. Er befahl, den Herzog gefangen zu nehmen, falls er noch in Hamburg wäre, wenn dies Schreiben ankäme. Staatsarchiv zu Wien.

[2]) Grubbe's Schreiben den 8. Juli 1630.

möge einen Einfall in die genannten Fürstenthümer machen, wo es ihm leicht sein würde, Rostock und Wismar zu erobern. Der König sah es für möglich an, die feindliche Flotte, die im Hafen von Wismar lag, zu zerstören, und in diesem Falle hatte Schweden auch keine feindliche Landung zu befürchten. Die beschränkten Quartiere in Pommern, und die Schwierigkeit, die schwedischen Truppen dort zu unterhalten, machten es ferner wünschenswerth, die Eroberung zu erweitern. Man meinte, dass Bremen mit ebenso grosser Kühnheit auftreten würde, wie Magdeburg es gethan, und dass die Stimmung überall eine muthige werden würde, wenn die schwedischen Truppen eine feste Stellung an der Elbe einnähmen. Diese sanguinischen Hoffnungen wurden vereitelt. Aeltere Unterhandlungen mit den Hansestädten hatten zur Genüge dargethan, dass man unmöglich auf einen muthigen Entschluss oder ein kräftiges Auftreten ihrerseits rechnen könne.

Salvius vermochte auch für den Augenblick keine Hoffnung auf Unterstützung von dieser Seite zu geben.[1]) Hamburg brauchte den Schutz des Kaisers gegen Dänemark, und Ferdinand II. warnte die Hansestädte davor, schwedische Werbungen zu gestatten.[2])

Unterhandlungen mit Magdeburg und Feldzug in Mecklenburg.

Eine muthigere Haltung wurde von Magdeburg erwartet, welches offen mit dem Kaiser gebrochen hatte, nachdem die Stadt von Neuem die Rechte des vertriebenen Administrators

[1]) Salvii Negociation hat adplausum bei den Städten, aber keine real adsistens. Grubbe's Schreiben den 9. Aug.

[2]) Avocatori mandata den 12. Sptbr. 1630. Der Kaiser versprach, die Privilegien der Hanseaten zu schützen und sowohl den religiösen, als den profanen Frieden aufrecht zu halten. Ein Gesuch um Zurückziehung von Garnisonen und Schleifung der Befestigungen (wahrscheinlich in Norddeutschland und Mitteldeutschland) wurde abgeschlagen. Mit dem Kurfürsten war Uebereinkunft über die Contribution getroffen, die gemildert werden sollte. Der Kaiser hatte seine Maassnahmen in Betreff der Streitigkeiten zwischen dem dänischen König und Hamburg getroffen, und er wollte beim König von Spanien auf „Abstellung der geklagten (?) Neuerungen bei der Hispanischen Negociation" dringen. Bescheid für die gesambten Hansestädte. Regensburg d. 11. Novbr. 1630. Staatsarch. zu Wien.

Christian Wilhelm anerkannt hatte. Dieser unbedachtsame Fürst, welcher weder seine beschränkte persönliche Macht, noch die unzureichenden Vertheidigungsmittel berücksichtigte, hatte früher, als es Gustav Adolf für rathsam hielt, die Maske abgeworfen und machte seine Ansprüche auf das Erzstift geltend. In Erinnerung an den beherzten Widerstand, den die Magdeburger im Jahre 1629 dem Friedländer geleistet hatten, beschlossen sie auch diesmal eine feste Stellung einzunehmen, zumal da die Unterwerfung unter den Kaiser den Wohlstand der Bürger vernichten würde. Der neugewählte Rath wurde von seinen Anhängern als schwedisch gesinnt angesehen. Einzelne von dieser Partei und auch andere Magdeburger, welche in Folge des Restitutionsedictes Unterstützung bei den Hansestädten suchten, leiteten bei dieser Gelegenheit Unterhandlungen mit dem Administrator während seines Aufenthalts in Hamburg ein; und in Folge dieser Berathungen eilte Christian Wilhelm nach Magdeburg. Er rechnete auf Unterstützung von Seiten Gustav Adolf's, und im Fall die Magdeburger seine Rechte anerkennen würden, hielt man es für nöthig, dass sie ein Bündniss mit dem schwedischen König eingingen.

Die Rathsherren in Magdeburg, wenn auch Feinde Oesterreichs, hatten zwar Bedenken wegen dieses Anschlusses, allein sie konnten sich dem Druck des grössten Theiles der Bürgerschaft nicht entziehen, welcher mit überspannter Zuversicht den Vorschlag zu einem Bündniss mit dem schwedischen König unterstützte. Der Rath, ein Ausschuss und die achtzehn Vorsteher der Stadtviertel versammelten sich, um über diese Angelegenheit zu berathschlagen. Zu ihrer Ueberraschung fanden sich der Administrator und Joh. Stalman, ein Abgesandter Gustav Adolf's, bei der Berathung ein. Stalman beseitigte die Bedenken wegen Unterbreitung der Angelegenheit bei den sämmtlichen Hansestädten, indem er die Aussicht auf ein Bündniss mit Holland, mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und mit vielen deutschen Reichsstädten eröffnete. Geldunterstützung wurde von Magdeburg nicht verlangt. Sollte der Rath dem angebotenen Bündniss seinen Beifall verweigern, so habe der Administrator die Absicht, sich direct an die Bürgerschaft zn wenden, die auf dem Marktplatz vor dem Rathhaus versammelt war und die über seine Ankunft nach

Magdeburg jubelte. Dessenungeachtet vernahm man einzelne warnende Stimmen, die einen unüberlegten Vorschlag verwarfen, der sich nur an erdichtete Verhältnisse anlehnte. Andere führten dagegen an, dass man zum Besten der evangelischen Sache sich mit dem schwedischen König und dem Administrator verbünden solle. Nachdem der Syndikus die Stimmen eingesammelt hatte, gab er die Erklärung ab, dass die Strasse bei Magdeburg dem schwedischen Könige offen zu erhalten sei, weil dadurch Vortheile für die evangelische Sache erreicht werden würden, und der Rath wollte eben jeder Gefahr vorbeugen, die eine Verzögerung dieses Entschlusses von Seiten der übrigen Bundesgenossen des Königs unter den Reichsständen heraufbeschwören könnte. „Die drei Stände" (der Rath und die verschiedenen Abtheilungen der Bürgerschaft?) leisteten dem Administrator den Huldigungseid, und dieser stellte wiederum die Stadt sicher durch eine eidliche Versicherung. [1])

Das Bündniss sollte nicht gegen den Kaiser, die Kurfürsten, oder die Stände Deutschlands, sondern gegen die Personen gerichtet werden, welche den weltlichen und den Kirchen-Frieden störten und, im Widerspruch mit den Zusicherungen des Kaisers, die Evangelischen unterdrückten. Der Vertrag habe die Absicht, zur Vertheidigung und Verbreitung von Gottes Wort zu wirken, die deutsche Freiheit aufrecht zu erhalten und den ersehnten Frieden vorzubereiten. Gustav Adolf verpflichtete sich, auf seine eigenen Kosten Magdeburg gegen jeden feindlichen Angriff zu vertheidigen, welcher infolge dieses Bündnisses zu befürchten sein könne. Weder der König, noch die Stadt Magdeburg dürften einen unfertigen Frieden schliessen. Im Uebrigen wurde vorgeschrieben, dass Magdeburg zu dem Unterhalt der fremden Truppen nicht beitragen solle, und dass höchstens 500 Mann fremde Truppen in die Stadt verlegt werden dürfen, welche „von der Stadt Magdeburg vereidigt werden sollten". Genannter Vertrag wurde von Gustav Adolf am 16. August 1630 bestätigt. [2])

---

[1]) Bericht von der Stadt Magdeburg und was sich daselbst im Anfang August 1630 zugetragen. Flugschrift in der kgl. Bibliothek zu Dresden.

[2]) Bensen, Das Verhängniss Magdeburgs, p. 357—360. Der Zweifel

Der Administrator stellte eine Urkunde aus, laut welcher er Magdeburg die Vorstädte Sudenburg, Neustadt und St. Michael mit deren Besitzungen und Einkünften und gleichfalls Alles, was zum Kloster Unsrer lieben Frauen [1]) und Kloster St. Agneta gehörte, überliess. Nach dem, was der Markgraf Christian Wilhelm zu Stalman äusserte, hatte er der Stadt mehr versprochen, als er zu halten im Stande war.

Durch ein offenes Schreiben wurden die Unterthanen des Erzbischofs an die Gewaltthaten und Plünderungen erinnert, die sie von den Kaiserlichen ausgestanden hatten, welche sich bemühten, geistiges und ewiges Verderben über die Evangelischen zu bringen. [2]) Der Administrator versprach, für alle Beschwerden Abhilfe zu schaffen; und weil er auf den Beistand der göttlichen Allmacht hoffte, sei es seine Absicht, durch schwedische Unterstützung Land und Leute zu vertheidigen. Der Adel des Erzbisthums wurde aufgefordert, seine Reiterabtheilungen gerüstet nach Magdeburg zu senden, und er sollte seine Belehnungen und übrigen Güter verwirkt haben, wenn er dem Befehl nicht gehorchte. [3]) Die Einwohner der Städte und Flecken hatten sich zu rüsten, damit sie bei der ersten Aufforderung die Feinde der Evangelischen vertreiben konnten.

Da Hilfe von Seiten des schwedischen Königs nöthig war und da es für ihn von Wichtigkeit war, sich eines so bedeutenden Ortes wie Magdeburg zu versichern, so ist es leicht begreiflich, dass der lebhafte Briefwechsel, welcher zwischen Gustav Adolf und dem Administrator eröffnet wurde, Angelegenheiten berühren musste, die für beide Theile von Bedeutung waren. In einem Schreiben aus Stettin heisst es, dass Se. Liebden deshalb festen Fuss gefasst habe, weil er seine

---

des Verfassers (p. 356), ob Stalman wirklich im Auftrag des schwedischen Königs handelte, ist ohne allen Grund, indem schwedische Actenstücke es bestätigen, dass der genannte Gesandte, welcher Schwed. Kriegsrath titulirt wurde, in der That von Gustav Adolf abgesandt war.

[1]) Hier werden Güter, Gehölze, Wiesen, Aecker, Pachtungen und Zinsen angeführt. Die Uebergabe ist vom 14. Septbr. 1630 datirt. Eine Abschrift befindet sich im Wiener Staatsarchiv. Cfr. Bensen, l. c. p. 360, Chemnitz, I. p. 77.

[2]) „Seelengefahr und Verlust des evigen Heyls worin sie durch die Kaiserlichen und Römisch-Catholischen gerathen". Chemnitz, I. p. 77.

[3]) Bensen, p. 362—63.

allgemein nützlichen consilia zu Stande bringen wolle, welche darauf ausgingen, die fürstliche Hoheit und die uralten Freiheiten aufrecht zu erhalten und das unterdrückte Vaterland vom Sclavenjoche zu retten. [1]) Es sei richtig, dass der Administrator ein Heer sammle, bevor der Feind sich verstärke und während Mitteldeutschland von Kriegsleuten entblösst sei, [2]) ein Theil der Truppen noch im Elsass und in Italien stände und Tilly in anderer Richtung beschäftigt sei. Die Kaiserlichen könnten überhaupt nicht viel ausrichten, weil die Contributionen, die zuvor in Deutschland ausgeschrieben wurden, nunmehr aufgehört hatten. [3]) Der Administrator würde schon gleich anfänglich seiner Sache nützen, wenn er sich Moritzburg oder Dömitz bemächtigte. Dieses wurde geschrieben, ehe es bekannt war, dass die Hoheitsrechte Christian Wilhelms von der Stadt Magdeburg anerkannt seien. Salvius sollte sich Kenntniss von dem Entschluss der Bürgerschaft verschaffen, damit Gustav Adolf sich mit grösserer Zuversicht auf die Basis verlassen könne, die in Magdeburg gelegt sei. Im Uebrigen wurde dazu gerathen, dass Se. Liebden sich den Schein friedlicher Gesinnung geben solle, als wenn er im Ernst die Verzeihung des Kaisers suche, wodurch die Anhänger desselben abgehalten werden würden, die geheimen Pläne des Administrators zu erspähen. [4]) Es sei nothwendig, seine Pläne nicht Preis zu geben und dem Feind zuvorzukommen. Im Uebrigen versprach man Zahlung des Rückstandes der 12,000 Reichsthaler, die noch nicht gezahlt waren, und behufs Anwerbung von 6000 Mann sollten Wechsel ausgestellt werden. Ein höherer schwedischer Officier sollte auch gesandt werden, um Sr. Liebden mit Rath beizustehen.

---

[1]) .... „und welches einem deutschen Prinzen noch mehrers verstendig, sein nunmehr fast unterdrücktes Vaterland, zu seinem und seines Hauses unsterblichen Ruhm, aus dem Joch der Servitut zu reissen". Aus Unserem Veldlager bei Stettin den ... August 1630. Wien, Staatsarchiv.

[2]) „Da das medetullium imperii von Soldaten entblösst".

[3]) „ und der schwindsüchtigen Contributions-Mittel fast geschwunden".

[4]) „Und kann nit schaden, dass Eure Liebden, Ihren wiederwärtigen eine Nase zu drehen simuliren, als wenn Sie ernstlich Pardon suchten, da nun die Kaiserlichen unter solchem Anlass, Ihrem Gesuch nach, sich nit einschliesen und bei Euer Liebden sich dieses Arcanum auszugribeln und erstehen möchten."

Christian Wilhelm benachrichtigte den schwedischen König, dass er in Magdeburg mit Wohlwollen empfangen worden sei, und dass der Rath ihm „freien Pass und Repass“ gewährt und ihn, „so weit möglich sei“, unterstützen wolle, so wie, dass der Administrator mit der Mannschaft Magdeburgs einige glückliche Ausfälle gemacht, Gefangene und auch Getreide und Vieh in seine Hand bekommen habe.[1]) Da Tilly aber trotz allem mit einigen Regimentern in Anmarsch war, wurden die gutgesinnten Magdeburger ängstlich und wollten sich zurückziehen. Sie sahen es für unmöglich an, den Kaiserlichen Widerstand zu leisten. „Wenn nicht eiligst Entsatz anlangt, kann der Administrator sich nicht halten.“ Er verlangte von dem schwedischen König Patente für deutsche Officiere,[2]) welche Mannschaft sammelten und welche unter dem Befehl des Administrators stehen und von ihm ihren Sold bekommen sollten.

Der abenteuerliche Markgraf entwarf mehrere Pläne, „darauf hinzielend, wie er ein Kriegsheer würde aufstellen können“, und er berechnete die nöthige Stärke sehr verschieden, von 5500 bis 12- und 13,000 Mann. Von dem schwedischen König forderte er 3000 Mann Fussvolk und 2000 Reiter. Gustav Adolf war geneigt, Unterstützung zu gewähren; aber „es gebrach an Mitteln. Gott gebe Rath eine solche occasion zu adprehendiren“. Der Administrator selbst wollte die Truppen mit dem Nöthigen versehen und beabsichtigte, hierzu einige Getreidevorräthe des Erzstifts und auch einige Steuern, welche die kaiserlichen Officiere in den kleineren Städten auf dem Gebiete Magdeburgs zu erheben hatten, zu verwenden.[3]) Gustav Adolf bot seine Bürgschaft für 100,000 Reichsthaler an, für den Fall, dass der Markgraf selbst Geld auftreiben könnte. 12,000 Reichsthaler sollten baar gezahlt werden. Die Geldunterstützung fiel

---

[1]) Die Truppen des Administrators machten einen Ausfall und bemächtigten sich auf dem Schlosse Wolmirstädt über 3000 Wispel Getreide. Auch von anderen Orten wurde Beute gesammelt, wodurch die Getreidevorräthe der Garnison auf einige tausend Last stiegen. (Bericht von der Stadt Magdeburg.)

[2]) Capitulationes und Bestallungen auf Ihren teutschen Obristen und anderen Officieren. Der Administrator Christian Wilhelm an Gustav Adolf. Magdeburg, den 3. Aug. Kriegsgeschichtl. Archiv, II. p. 27.

[3]) Chemnitz, I. p. 75. Grubbe an den Reichskanzler den 9. Aug. 1630.

wohl wegen der finanziellen Bedrängniss des schwedischen Königs knapp aus und es ging deshalb langsam mit der Anwerbung des Landgrafen von zwei Regimentern Fussvolk und einem Regiment Reiter; auch war Mangel an Waffen, weil diese nicht auf Credit zu erhalten waren. Im Uebrigen begann die Stellung in Magdeburg eine bedrohliche zu werden, indem acht kaiserliche Regimenter in Anmarsch waren und das Schaumburg'sche Regiment schon in Erfurt stand. Diese Truppen hatten ihren Tross zurückgelassen, damit sie um so schneller marschieren könnten. Gustav Adolf wurde auf's Inständigste gebeten, dem Administrator beizustehen,[1]) welcher sich zwar Halle's bemächtigt hatte, dem aber ein Angriff auf die Moritzburg nicht geglückt war. Er hatte sich in Besitz der Strassen von Calbe, Stassfurt, Egeln und Hamerschleben gesetzt, so dass der Feind nicht leicht an diesen Plätzen vorbei weiter dringen konnte.

Der König hatte versprochen, in Kürze Magdeburg zu entsetzen und dem Markgrafen beizustehen.[2]) Weil sich aber der Ausführung dieses Planes gar zu viele Hindernisse entgegenstellten, so wurde D. von Falkenberg abgesendet, um dem Administrator mit Rath und That beizustehen, einige Regimenter zu sammeln und dem König Magdeburg zu sichern. Was die Wahl dieser Person betraf, so hatte man in dem schwedischen Hauptquartier das Bedenken, dass Falkenberg Hofmann und kein bewährter Krieger sei und somit schwerlich auf Gehorsam der Untergebenen rechnen könne.[3]) Dies war eine unbegründete Furcht. Bengt Oxenstierna, Graf Nils (Brahe) und Erik Soop machten das Anerbieten, „für eigene Rechnung drei Regimenter Fussvolk und einige Compagnien Reiter anzuwerben

---

[1]) Der Administrator an Gustav Adolf. Halle, den 15. Aug. Kriegsgeschichtl. Arch., II. Nr. 563.

[2]) Im Lager bei Stettin, den 14. Aug. 1630. Wiener Staatsarchiv. In einem Schreiben an den Rath in Magdeburg wurden die Ursachen auseinandergesetzt, die es unmöglich gemacht hatten, den versprochenen Entsatz zu bringen. Dem Administrator wurde aufgetragen, den Rath der Stadt des aufrichtigen Wohlwollens Gustav Adolf's für die evangelische Sache zu versichern. Brief an den Administrator. Stralsund, den 16. Sptbr. 1630. Wien. Staatsarchiv.

[3]) Grubbe an den Reichskanzler den 9. Aug.

und zwar für den Entsatz von Magdeburg", aber der König nahm diesen Vorschlag nicht an; „womit ich meine, dass diese so weit disjustirt sind, dass sie mit dem Ehesten ihren Retract jeder auf seine Güter suchen". Möglicherweise befürchtete man ein gespanntes Verhältniss zwischen diesen Herren und Falkenberg,[1]) wenn den Ersteren bewilligt worden wäre, Truppen in dem Erzstift aufzustellen.

Zur Ausrüstung des Hofmarschalls wurden 50,000 Reichsthaler veranschlagt, „mit welchen er 6000 Mann Fussvolk und einige Reiter zu beschaffen haben würde".[2]) Nur die Hälfte dieser Summe konnte in Hamburg erhoben werden.[3]) Es war wahrscheinlich das Verbot des Kaisers gegen schwedische Anwerbungen in den Hansestädten, welches es Falkenberg unmöglich machte, mehr als 800 Mann zu beschaffen, welche die „schwedische Soldateska" genannt wurden. Einige Obersten hatten für den Administrator Anwerbungen gemacht,[4]) und zwar nachdem Falkenberg schon in Magdeburg angelangt war. Der Hofmarschall war als Kaufmann verkleidet, als er die gefährliche Reise unternahm, über welche das Nähere nicht bekannt ist. Er fand die Stellung und Verhältnisse in Magdeburg nicht so unvortheilhaft, wie sie beschrieben waren; es stand nicht besser um den Feind, dessen Stärke vor Magdeburg 5000 Mann nicht überstieg. Es wurde für nothwendig erachtet, eine Redoute aufzuwerfen, um die Kaiserlichen beschiessen zu können, wenn dieselben von irgend einem Werder aus einen Angriff auf Magdeburg unternehmen sollten. Wenn dieser Punkt nicht befestigt würde, könne der Feind die Stadt absperren und sich vielleicht unter günstigen Umständen in den Besitz dieses Platzes setzen. Ausserhalb der Stadtmauer waren zwei

---

[1]) Grubbe an den Reichskanzler den 12. Sptbr. Kriegsgeschichtl. Archiv, II. Nr. 577.

[2]) Grubbe an den Reichskanzler den 27. Sptbr.

[3]) Schreiben Grubbe's vom 20. Novbr. „25,000 Thaler der für Anwerbungen bestimmten Gelder seien schon für die Werbung des Hofmarschalls verwendet". Dies besagt wahrscheinlich nichts Anderes, als dass er die genannte Summe bekommen hatte.

[4]) Bensen, Das Verhängniss Magdeburgs, p. 370. Der Administrator an Gustav Adolf, den 18. Novbr. 1630. Kriegsgeschichtl. Archiv, II. p. 122—123.

Redouten erforderlich, um die Streifzüge der feindlichen Truppen zu verhindern, „auf welchen sie täglich viel Vieh raubten, das den Bürgern Magdeburgs gehörte". Die Reiterei des Feindes war zahlreicher als die der Stadt. Falkenberg konnte, weil ihm die Chiffern fehlten, nicht so viele und genaue Berichte absenden, wie er im andern Fall gewünscht hätte, denn es stand immerhin zu befürchten, dass die Briefe in Feindeshand fallen könnten.[1])

Die vom Administrator angeworbenen Truppen hatten einige der schon erwähnten Plätze besetzt, und im Uebrigen das Schloss Mansfeld, sowie Wolmirstädt und Wettin eingenommen. Diese Orte gingen kurz darauf verloren, als die Kaiserlichen in das Erzstift einfielen. Handelte Christian Wilhelm planmässig und mit der Kriegserfahrung und Berechnung, die Bedingung sind, wenn Kriegführung gelingen soll? Salvius hatte den Rath ertheilt, der Administrator solle soviel wie möglich Magdeburg verproviantieren, sich des Wohlwollens der Bürgerschaft versichern und die Werbungen mit Nachdruck fortsetzen. Ihm wurde ausserdem „in Bälde royal assistence zugesichert".[2]) Mangel an genügenden Mitteln machte es unmöglich, eine bedeutendere Stärke zu sammeln. Gustav Adolf hatte dessen ungeachtet Geld zur Aufstellung von vier Regimentern vorgeschossen; allein die Magdeburger waren durch die Vertragsurkunde von allen Beiträgen zum Kriege befreit. Da die Flecken und Schlösser, die als Vormauer Magdeburgs dienen sollten, nicht vertheidigt werden konnten, so blieb die Eroberung derselben ein verfehltes Unternehmen. Inwiefern Magdeburg sich auf die Länge würde halten können, hing von dem Entsatz von Seiten Schwedens ab. Das Lob, welches Gustav Adolf der Leitung des Krieges und den Vertheidigungsmaassnahmen von Seiten Christian Wilhelms spendete, ist den günstigen Nachrichten zuzuschreiben, obgleich die Vortheile, die erkämpft wurden, wieder verloren gingen. Und möglicherweise war es auch nothwendig, den Administrator bei guter Laune zu erhalten, weil der schwedische Entsatz sich verzögerte. „Wir

---

[1]) Falkenberg an Gustav Adolf, 19. Octbr. Kriegsgeschichtl. Archiv, II. Nr. 586.

[2]) Salvius an den Administrator. Hamburg, den 12. Sptbr. 1630. Wiener Staatsarchiv.

müssen zu Ehren Ew. Liebden erklären, dass Sie nicht allein Ihre Person tapfer hazardiert, sondern auch ausserdem mit solcher Klugheit Ihre allgemein nützlichen Actionen ausgeführt haben, dass sowohl Wir, wie die evangelische Partei und die Nachwelt Ihnen Dank schuldig sein werden zu ewigen Zeiten. Wir rüsten jetzt, um, wenn Wetter und Wind günstig bleiben, eine ansehnliche Diversion gegen den Feind zu unternehmen, und werden keine Mühe sparen, um schleunigst an der Elbe sedem belli, und somit per obliquum zur Ausführung bringen, was infolge kürzlich eingetretener Ursachen unmöglich per directum hat geschehen können. Es stimmt mit Ew. Liebden hohem valor, Verstand, Gesinnung und Muth überein, dass Sie lieber mit Ehre und Auszeichnung zu Gottes Ehre fallen, als mit disreputation leben wollen. Wir verlassen uns darauf, dass Sie, wie es einem Helden geziemt, Ihre Unternehmungen unbeirrt vollführen; und wir werden mit Gottes Hilfe auch nicht unterlassen, das zu halten, was Wir versprochen haben". [1])

Der Administrator hatte sich verpflichtet, in wichtigen Angelegenheiten die Rathschläge Falkenberg's zu befolgen. Dieser zeigte sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig, indem er die Vertheidigung Magdeburgs durch Klugheit und unermüdliche Thätigkeit so leitete, dass es möglich wurde, so lange durch unbedeutende Vertheidigungsmittel einem überlegenen Feinde Widerstand zu leisten. Es war viel Umsicht erforderlich, um die Besatzung der Stadt mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Die Munition verringerte sich durch wiederholte Ausfälle. Die Zufuhr von der Umgegend her hörte auf, und die Bürgerschaft begann ihren Vorrath an Proviant zu verbergen. Falkenberg forderte vom Rathe und der Bürgerschaft, dass sie die Besatzung mit dem Nöthigen auf sechs Wochen versehen sollten. Die Stadt war freilich durch den mit dem schwedishen König und dem Administrator geschlossenen Vertrag von jeder derartigen Verpflichtung entbunden. Das harte Gesetz der Nothwendigkeit brachte hier jedoch alle Einwendungen zum Schweigen, und wenn die Krie-

---

[1]) „Sie werden .... Uns getrauen, dass wir an unserer königlichen Parole mit Gott nichts manquieren lassen werden. Stralsund, den 6. Septbr. 1630. Wiener Staatsarchiv.

ger nicht Hungers sterben sollten, war es eine unabweisbare Nothwendigkeit, dass die Bürgerschaft, mit Hintansetzung aller Artikel in einer pergamentenen Urkunde, für das Bedürfniss der Truppen Sorge tragen und darauf sehen musste, „dass die Stadt in der Stunde der Gefahr von Vertheidigung nicht entblösst sei". Die Berathschlagungen hierüber wurden in den verschiedenen Stadtvierteln abgehalten, und das Wohlwollen des gemeinen Mannes für die evangelische Sache, welches durch die Predigten und Auseinandersetzungen der Geistlichkeit noch gesteigert wurde, schlug jeden Einwand zu Boden. In Folge dessen wurde die Forderung des Hofmarschalls bewilligt und die Verpflichtung dahin ausgedehnt, dass Lebensmittel für achtzehn Wochen zu liefern seien. In Ermangelung einer genügenden Reiterei, und da die kaiserlichen Truppen in der Umgegend von Magdeburg der Besatzung der Stadt überlegen waren, wurde es unmöglich, durch Streifzüge die Lebensmittel herbeizubringen, die sich in der Umgebung der Stadt befanden. Wir wissen übrigens, dass die Garnison reichlich mit Getreide versehen war, und dass die Bürger Magdeburgs Ueberfluss an Lebensmitteln besassen. Die Absperrung aller Zufuhr hatte somit nicht viel zu sagen.

Die Theilnahme der Bürgerschaft für die evangelische Sache wurde noch ferner auf die Probe gestellt, als man sie aufforderte, Geldvorschüsse herzugeben, oder auch ihre Kostbarkeiten an Gold und Silber auszuliefern, damit dieselben eingeschmolzen und ausgemünzt werden könnten, Behufs der Werbungen Falkenberg's. Der Vorschuss wurde durch Wechsel auf Hamburg gedeckt, und da der schwedische König eine Geldunterstützung versprochen hatte und Bürgschaft für 100,000 Thaler leisten wollte, so war es auch wahrscheinlich, dass die Wechsel eingelöst werden würden. Die Geneigtheit, das Begehrte herzugeben, kam den Wünschen Falkenberg's und den Bedürfnissen des Augenblicks entgegen. Als später durch die Zerstörung Magdeburgs die Mehrzahl der Einwohner umkamen oder flüchtig wurden, war von Rückzahlung der Anleihen, die Behufs der Werbung und der Unterhaltung der Truppen gemacht worden waren, gar nicht die Rede.

Die Schreiben, welche Falkenberg der Bürgerschaft vorlegte, und welche Aussicht auf baldigen Ersatz eröffneten, in-

dem der schwedische König bald zu erwarten sei, waren wahrscheinlich nicht untergeschoben oder in Magdeburg verfasst. [1])

Die erwähnten Versprechungen wurden in der That gegeben, und Gustav Adolf hatte zu wiederholten Malen die Absicht gehabt, auf Magdeburg zu marschieren und diesen bedeutenden Ort zu entsetzen, den er dem Feinde nicht Preis geben konnte, ohne sein eigenes Interesse zu opfern, auf welches er sich besser als irgend ein anderer verstand. Unübersteigliche Hindernisse machten dieses jedoch für den Augenblick unmöglich. Wir verweisen auf die Fortsetzung dieser Schilderung. Indess traf man in Magdeburg Anstalt, um Gustav Adolf Quartier zu bereiten. Und dieses war ohne Zweifel eines der Mittel, die angewendet wurden, um die Einwohner der Stadt bei gutem Muthe zu erhalten.

Der bischöfliche Markgraf bestürmte den schwedischen König mit den eindringlichsten Vorstellungen in Betreff der Gefahr, welche Magdeburg bedrohte, und die nur durch die schnelle Ankunft Gustav Adolf's zu vermeiden sei. Der Administrator erinnerte daran, dass ihm in fünf königlichen Schreiben Hilfe versprochen sei, und dass Magdeburg in dem Vertrag mit Gustav Adolf des Entsatzes versichert war. Für den Fall, dass diese Unterstützung ausbleiben sollte, sei es möglich, dass die Magdeburger beim Kaiser um Verzeihung nachsuchten, indem sie den Administrator dem erbitterten Feinde auslieferten. Hiervon würde nicht die Rede sein, wenn die eingeschlossene Stadt auf die Hilfe rechnen könne, die ihr versprochen sei. Allein im entgegengesetzten Falle sei es nicht unmöglich, dass auch Kur-Sachsen von den Kaiserlichen zu feindlichen Maassnahmen gegen das Erzstift aufgewiegelt werden könnte, namentlich wenn dem Kurfürsten vorgespiegelt würde, dass er in den Besitz des Stiftes gelangen könne.

Unter den Gründen, auf die man sich ferner berief, um den König zur Unterstützung Magdeburgs zu bewegen, war auch der Unmöglichkeit gedacht, die vier Regimenter zusam-

---

[1]) Bensen, „Das Verhängniss Magdeburgs", p. 371, erzählt, dass die genannten Schreiben „in der Propstei der Stadt" verfasst seien, und beruft sich dabei auf Aeusserungen von Seiten eines Schreibers Falkenberg's und des Canonicus Hieronymus Tübing.

menzubringen, zu deren Anwerbung Gustav Adolf das Geld hergegeben hatte (hier sind wahrscheinlich Wechsel gemeint); und dass die Mannschaft in der Stadt auch nicht mit Proviant von den Dörfern versehen werden könne. Der Rath der Stadt war durchaus nicht geneigt, weitere Geldunterstützung oder Lebensmittel herzugeben, wenn nicht die Ungewissheit über den Entsatz durch den schwedischen König unverzüglich durch dessen Ankunft gehoben werde.[1])

Ein kaiserliches Schreiben, welches durch die Einquartierung der Belagerungstruppen im Erzstifte erhöhtere Bedeutung erhielt, forderte den Rath Magdeburgs auf, den Markgrafen Christian Wilhelm nicht zu unterstützen, sondern aus der Stadt zu entfernen. Die Antwort auf dieses Schreiben enthält die Gründe für die Anwesenheit Sr. fürstlichen Gnaden in Magdeburg. Es sei dem Markgrafen erlaubt, sich in anderen deutschen Reichsstädten aufzuhalten, und es sei dem Rathe nicht bekannt, dass er durch irgend ein Urtheil des Kaisers dieses Recht verloren habe. Die Ankunft des Markgrafen in Magdeburg stehe möglicherweise im Zusammenhange mit den Unterhandlungen, die er mit den kürzlich erwählten Domherren eingeleitet hatte. Der Rath habe allerdings Kriegsleute der Stadt zur Begleitung des Markgrafen auf dessen Ausflügen gestellt, allein er habe schon die Mannschaft in die Stadt zurückgezogen und den Bürgern strengstens verboten, auf Streifzüge und Plünderung in die Dörfer zu gehen. Es stehe nicht in der Macht des Rathes, aus den Vorstädten und aus dem Kloster Bergen die Truppen zu entfernen, welche der Administrator dort gesammelt, und der Kaiser würde gewiss Nachsicht mit einer Unterlassung haben, die unfreiwillig sei.

Im Uebrigen lenkte sich die Aufmerksamkeit auf die Unterstützung, welche der kaiserliche Heerführer von Magdeburg aus erhalten hatte, und auf die Erpressungen, welche während der letzten Belagerung verübt worden waren, sowie auf die Drohungen, mit welchen die ausgeschickten Commissare den Befehl wegen Durchsetzung des Restitutionsedictes begleitet hatten. Ferner wurde die Treue und der Gehorsam

[1]) Das Schreiben des Administrators Christián Wilhelm an Gustav Adolf v. 18. Novbr. 1630. Kriegsgeschichtl. Arch., II. Nr. 118.

Magdeburgs gegen das Oberhaupt des Reiches hervorgehoben, sowie die Freiheiten und Privilegien der Stadt zur Sprache kamen. Kein Wort wurde von dem Bündniss mit dem schwedischen König, oder von dem Aufenthalt Falkenberg's in Magdeburg gesagt. Der Rath erbat sich, dass die Stadt von jeder Last befreit werden möchte, welche gewiss nicht mit dem Willen des Kaisers im Einklang stehe, und hoffte Nachsicht für die Unordnungen, die vorgefallen waren. Und um dergleichen Auftritten eine Grenze zu setzen, sah man es für zweckdienlich an, dass kein Zwang und kein Druck in kirchlichen Angelegenheiten geübt werde. [1])

Diese unbefriedigende Erklärung erhielt keine Antwort von Seiten der Regierung in Wien. Es war augenscheinlich, dass der Rath Magdeburgs seine Sache von der des Administrators nicht trennen wollte, sowie, dass der letztgenannte ungegründete Befürchtungen vor einer künftigen heimlichen Unterhandlung mit den Kaiserlichen hegte, für den Fall nämlich, dass der schwedische Entsatz ausbleiben sollte. Es lag ein doppelter Sinn in diesem Schreiben, indem Magdeburg eine friedliche Uebereinkunft mit dem Kaiser wünschte und zu gleicher Zeit unmögliche Bedingungen vorschlug, weil eben aus dem Bündniss mit dem schwedischen König ein Geheimniss gemacht wurde.

Der Sommer verstrich, während Eroberungen in Pommern gemacht und die begonnenen Unterhandlungen mit Charnacé und dem Herzog Bogislaus fortgesetzt wurden. Die französischen Unterhandlungen blieben ohne Resultat, während die pommerschen mit Erfolg gekrönt waren. Die Aufmerksamkeit des Königs richtete sich auf den Briefwechsel mit dem Kaiser und dem Kurfürsten. Er befestigte die pommerschen Städte und belegte immer mehr Orte mit Truppen. Später galt es die Quartiere zu erweitern, um dem Kriegsheere Erfrischungen und Unterhalt in einer Landschaft zu verschaffen, die im geringeren Grade als Pommern von den Erpressungen heimgesucht worden war. Gustav Adolf hatte seine Blicke auf Mecklenburg gerichtet und beabsichtigte, einen Theil des Heeres einzuschiffen, um sich mit demselben Rostocks und

[1]) Bensen, „Das Verhängniss Magdeburgs", p. 371—374.

Wismars zu bemächtigen. Dies war wohl darauf berechnet, einen Einfluss auf die Hansestädte zu erhalten, sowie dieser Zug auch in Beziehung zu dem Kriegsunternehmen des Herzogs Franz Carl, zu den Werbungen der mecklenburgischen Herzöge und zu dem Auftreten des Administrators in Magdeburg stand. Gustav Adolf wollte „diesen noblen Platz“ nicht aus den Händen geben, weil es durch dessen Besitz möglich sei, sich der Elbe zu versichern, die kaiserlichen Truppen in Pommern von den Getreideniederlagen in Meissen, Anhalt, Mannsfeld und Böhmen abzuschneiden, den Missvergnügten überall Luft zu machen, sowie die Minen zu einer allgemeinen Volkserhebung in Deutschland anzustecken. [1]) Der Widerstand in Pommern und um die Oder herum verringerte sich, als der Feind seine Stärke an der Elbe concentriren musste. Es war jedoch nichts auszurichten, ohne Verstärkung von Preussen aus. [2]) Wenn die preussischen Truppen zur rechten Zeit angelangt wären, hätte Gustav Adolf sich zum Herrn von Hinterpommern machen und gleichfalls den feindlichen Widerstand in Vorpommern brechen können, wonach es ihm ein Leichtes gewesen wäre, Mecklenburg zu erobern. Diese Mannschaft konnte nämlich nach Magdeburg dirigirt werden, indem sie zu gleicher Zeit sich den „verlangten Pfaffengassen“ näherte. Die lebhafte Hoffnung spiegelte ein entferntes Ziel vor, das erst durch lange Kämpfe erreicht wurde. Wie sehr auch der unermüdliche Reichskanzler Alles aufbot, was durch Umsicht und Anstrengung auszurichten war, wurde es demselben doch wegen Unzulänglichkeit der Mittel unmöglich, früher als im October und December einen Theil der Truppen abgehen zu lassen. Der König war auf seine eigenen, geringen Hilfsquellen angewiesen und nach Abzug der nothwendigen Besatzung der Festungen, sowie eines Truppentheiles, der zur Verfügung Gustav Horn's gestellt worden war, um die Stellung Conti's und die Bewegungen im Lager von Gartz

[1]) .... „in Summa den Racket des Universal-Aufstandes durch Deutschland hindurch Feuer zu geben“. Gustav Adolf an den Reichskanzler am 17. Aug. Kriegshist. Arch., I. Nr. 118.

[2]) Die Regimenter Borgsdorff's, Wallenstein's und Dargitz's, sowie auch die Reiter Ortenburg's, Calenbach's, Baudissin's, des Rheingrafen und Hünecken's wurden herbeigerufen.

zu beobachten, blieben nur noch 5000 Mann Fussvolk und 1450 Reiter übrig, und unter dem Fussvolk befanden sich 978 Kranke.[1]) Die gesunde Mannschaft ging am 15. September an Bord einiger Schiffe, die nach und nach im Hafen von Stralsund eingelaufen waren. Allein die Ueberfahrt wurde durch widrigen Wind verhindert, und ein Theil der Mannschaft erkrankte. Nach Verlauf von sechs Tagen wurden die Truppen wieder bei Stralsund ans Land gesetzt, und man beschloss den Landweg einzuschlagen und sich der Strasse bei Dammgarten und Ribnitz zu bemächtigen. Diese beiden Ortschaften lagen auf Anhöhen, durch einen Sumpf getrennt, welchen der Fluss Rechnitz durchfloss; dieser Fluss mündete in die Saaler Bucht, einen See, der durch die Landzungen von Zingst und Dars von der Ostsee getrennt war. Bei Dammgarten erhob sich ein alter Wachtthurm, von einem Seeräuber Namens Störtebeke erbaut, welcher nach alten Sagen in grossem Ruf gestanden haben soll. Dieser Thurm wurde von den Kaiserlichen mit Redouten befestigt und von zehn Mann vertheidigt. Sobald die Schweden Vorbereitungen zum Unterminiren des Thurmes getroffen hatten, und nachdem ein Mann der Besatzung erschossen worden war[2]), übergab sich dieselbe. Es wurden zwei Brücken über den Fluss Rechnitz geschlagen, worauf der König in der Nacht vor dem 27. September mit 1000 Musketieren und 8 Compagnien Reiter gegen Ribnitz rückte und 200 feindliche Reiter vor sich her jagte, die auf Rostock zu flohen. Der Thurm auf der Stadtmauer von Rib-

---

[1]) Nach einem vorhergehenden Ueberschlag rechnete man auf 7,942 Mann Fussvolk und 2,074 Reiter. Es ist nicht bekannt, weshalb alle diese Truppen den Zug nicht mitmachen konnten. Nach einer Angabe, die einige Monate später datirt, stieg der Theil des Kriegsheers, welches im Felde benutzt werden konnte, auf mehr als 19,000 Mann, in der Besatzung bis 10,000 Mann. Damals waren einige Truppen aus Preussen angelangt. Kriegshistor. Archiv I. Einleitung LV., LXIII.

[2]) Ein anderer Bericht, dass die Schweden Alle, die in ihren Weg geriethen, niedergemetzelt und dass sie gleichfalls die Feinde vom Thurme herabgestürzt hätten, die dort eine Zuflucht gesucht (Chemnitz, I. p. 81), steht im Widerspruch mit dem Inhalt von Grubbe's Schreiben d. d. 27. September, welches in Damgarten, unmittelbar nach der Eroberung geschrieben ist, und deshalb mehr Glauben verdient. Vergl. Kriegshistor. Archiv I. Nr. 502.

nitz wurde anfänglich von 150 kaiserlichen Musketieren tapfer vertheidigt. Dieselben ergaben sich jedoch gleichfalls, nachdem die Stadtthore mit Petarden gesprengt waren, und die Schweden sich zum Sturm bereiteten, auch bereits ein Theil ihrer Mannschaft in die Stadt gedrungen war. In der ersten Raserei wurden einige Häuser geplündert, allein der König befahl, die Beute den rechtmässigen Besitzern wieder zuzustellen. Es blieb noch eine Redoute, die am Sumpf aufgeworfen und von einem 24 Fuss breiten Graben mit Palissaden umgeben war, zu erobern übrig. Dieselbe war mit 80 Musketieren besetzt, welche anfänglich nichts von Uebergabe wissen wollten, später aber dieselbe eifrig anboten, als die Schweden sich gegen Abend Kartaunen verschafft hatten und das Feuer derselben gegen die Redouten spielen liessen. Die Besatzung bekam die Antwort, dass sie unbewaffnet von der Redoute abziehen könnte, sich jedoch dem Gutdünken des Königs zu unterwerfen hätte. Dies schien annehmbar, und die Kriegsgefangenen erhielten Pardon, worauf die Soldaten in den Dienst Gustav Adolf's traten. Schwedischer Seits fielen nicht mehr als drei Mann, und einige Officiere wurden schwer verwundet.

Am 2. October begab sich der König zur See mit 1000 Musketieren nach der Landzunge Dars bei Wüstrow und eroberte hier eine Schanze, die mit 150 Mann unter dem Befehl eines italienischen Grafen besetzt war. Die Schweden verloren keinen einzigen Mann. [1])

An den Feldmarschall G. Horn wurde der Befehl gerichtet, er solle, wenn die Kaiserlichen von Gartz nach Mecklenburg zögen, sie mit so viel Mannschaften verfolgen, wie in Stettin zu entbehren seien, oder auch das feindliche Lager angreifen, wenn er ein solches Unternehmen für möglich und von den Umständen begünstigt erachtete. Verstärkung sei nöthig, weil die schwedischen Truppen in Mecklenburg sehr geschwächt wären. Es wurde wiederholt in Erinnerung gebracht, dass die preussischen Truppen, sobald sie in Pommern anlangten, nach Mecklenburg gesandt werden möchten. [2]) Die

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 503.

[2]) Kriegshistor. Archiv I. Nr. 135, 136, 138, 139, 143, 146.

Hoffnung auf Ersatz ging jedoch nicht in Erfüllung und rückte immer mehr in die Ferne. In Ermangelung einer genügenden Truppenstärke konnte Gustav Adolf nicht daran denken, die gewonnenen Vortheile auszubeuten und noch fernere Eroberungen zu machen. Die wichtige Strasse bei Ribnitz wurde mit starken Schanzen befestigt. Irgend ein Anschluss an den König von Seiten der mecklenburgischen Bevölkerung war nicht zu hoffen, obgleich die Bewohner des Landes durch ein Schreiben aufgefordert wurden, sich zu bewaffnen und im schwedischen Lager einzustellen. Sie sollten nämlich die Anhänger Wallensteins gefangen nehmen oder dieselben unschädlich machen, und wenn sie dieses unterliessen, würden sie mit Feuer und Schwert bedroht, weil, wie es hiess, sie ihrer gesetzlichen Obrigkeit abtrünnig geworden seien.[1]) So lange die kaiserlichen Truppen noch im Lande waren und überall umherzogen, um die wichtigsten Punkte zu besetzen und ausstehende Contributionen einzutreiben[2]), war auf einen Widerstand oder eine Erhebung von Seiten des unbewaffneten Volkes nicht zu rechnen. Man hoffte jedoch, dass möglicherweise die Beziehungen der vertriebenen Herzöge zu ihren früheren Unterthanen, solange noch neun ansehnliche Bezirke den Fürstinnen gehörten, dem schwedischen König Anhänger verschaffen und es ihm ermöglichen könnten, das Fürstenthum zu besetzen.[3]) Diese Hoffnung wurde jedoch vereitelt, weil die schwedischen Truppen nicht stark genug waren, um sich über ganz Mecklenburg zu verbreiten. Und in einem solchen Falle war die Waffenmacht und nicht die wohlwollende Gesinnung der Bewohner des Landes das, worauf sich die Eroberung stützen musste. Rostock, eine freie Hansestadt, die nicht mit kaiserlichen Truppen besetzt war und zu der Landesregierung in demselben Hoheitsverhältniss stand, wie Stralsund zu dem Herzog von Pommern, wurde vom schwedischen König aufgefordert, sich an seine recht-

---

[1]) Chemnitz, I. p. 81.

[2]) Schreiben Wengirski's an Wallenstein. Bützow, d. 9. September und 4. October 1630. Wiener Kriegsarchiv.

[3]) Justus Lueder an Wallenstein d. 11. November. Wiener Kriegsarchiv.

mässige Obrigkeit anzuschliessen und von dem Wallensteinschen Joche frei zu machen. Wenn dies nicht geschehe, würden die Bewohner Rostocks als Feinde betrachtet werden und zugleich ihre Handelsfreiheit in Schweden verlieren. [1])

Die Pest, die in Mecklenburg raste, hatte auch in Rotock einige Opfer gefordert. [2]) Diese Landplage legte alle Kräfte lahm. Die gefährlichen Folgen, welche von einem Aufruhr untrennbar sind, wenn man sich öffentlich gegen eine befestigte und von kriegerischen Mitteln unterstützte Regierung erklärt, musste nothwendig die Bewohner einer weniger bedeutenden Stadt abschrecken, der Aufforderung Gustav Adolfs zu gehorchen. Es wurden auch mehrfach Klagen über abnehmenden Wohlstand laut, seitdem der Hafen Rostocks durch dänische und schwedische Kriegsschiffe gesperrt, die Felder und Aecker der Stadtbewohner verödet und die Schulden der Stadt auf mehr als 10 Tonnen Goldes gestiegen waren. Die Contributionen an Wallenstein überstiegen 200,000 Reichsthaler, und die Garnison, die anfänglich nicht über 1000 Mann betrug, wurde später, in Widerspruch mit der Capitulation, auf 4500 Mann gesteigert, auch führten die Soldaten Weiber und Kinder mit sich. Die Bürger, die schon verarmt waren, hatten nicht allein der Besatzung Quartier zu schaffen, sondern mussten auch an den Festungswerken der Stadt arbeiten. Die Einwohner würden in Kurzem als Bettler auswandern müssen, und der gänzliche Ruin der Stadt war vorauszusehen. Noch drei Monate Contribution hatten die Bürger zu zahlen; allein Wallenstein versprach ihnen eine Verringerung dieser Abgabe, und dies wirkte ebenso vortheilhaft, als wenn die Besatzung um 1000 Mann verstärkt worden wäre. Die Stimmung war infolge dessen wohlwollender gegen die Friedländische Regierung, als

[1]) Chemnitz, I. p. 81. In dem Schreiben des schwedischen Königs ist gleichfalls von einer kaiserlichen Besatzung die Rede, die vertrieben werden müsse.

[2]) „Die Pest ist durch's ganze Land so eingerissen, dass Sie Ew. Fürstl. Gnaden Einkommen fast sehr verhindert.“ Wengirski an Wallenstein. Rostock, d. 28. August 1630. „Von Wismar ist nichts zu erhalten. Ist der Mehrtheil ausgestorben.“ Den 31. October. Wiener Kriegsarchiv.

[3]) Der Rath zu Rostock an Wallenstein, d. 19. August. Wengirski an Wallenstein, d. 4. u. 31. October.

zu der Zeit, wo die Schweden zuerst in Mecklenburg einfielen. Es ist deshalb kaum glaublich, dass der grössere Theil der Bürgerschaft, wie Chemnitz vermuthet, von der Regierung, der sie gehuldigt, abgefallen und der Aufforderung Gustav Adolfs nachgekommen sein sollte, sich an ihn anzuschliessen, wenn sie nicht von einer kaiserlichen Besatzung gezügelt worden wäre. Jedoch gab es eine schwedische Partei. Es ist eine ungegründete Angabe des genannten Verfassers, dass Rostock bis dahin von Garnison befreit gewesen sei, und dass die Kaiserlichen sich beeilt hätten, jeder Bewegung vorzubeugen, die zum Vortheil der Schweden hätte gereichen können, indem Oberstlieutenant Hofkirch mit einer starken Abtheilung der Reiterei nach dieser Stadt gesandt wurde und um freien Durchzug anhielt. Dieser wäre wohl auch bewilligt worden mit der Bedingung, dass nur eine kleinere Truppen-Abtheilung nach und nach durch Rostock marschierte. Allein die erste Abtheilung machte Halt, sobald sie Zutritt bekommen hatte, und die ganze übrige Reiterei stürmte darauf das Stadtthor und drang in die Stadt ein. Die Ketten, mit welchen die Strassen gesperrt waren, wurden beseitigt, die Bürger entwaffnet, und die fremden Reiter setzten sich in Besitz von Rostock.[1]) Dieser Bericht wird jedoch ganz und gar widerlegt durch das, was bereits oben erwähnt worden ist, nämlich dass Rostock einige Zeit vorher eine starke Garnison erhalten hatte. Diese Angabe stützt sich auf authentische und gleichzeitige Schreiben.

In Rostock wurde eine Verschwörung entdeckt und unterdrückt, ohne dass man die näheren Umstände bei derselben kennt. Es waren wahrscheinlich die Freunde der Schweden, welche sie in's Werk gesetzt hatten. Wengirski liess das Eigenthum derjenigen Leute confisciren, welche Theil an jenen heimlichen Anschlägen genommen hatten.[2]) Auch andere Confiscationen wurden zu einer Zeit vorgenommen, wo die bedrückten Einwohner Mecklenburgs ein Raub der Streitigkeiten zwischen feindlichen Mächten waren. Wallenstein er-

---

[1]) Chemnitz, I. p. 82.

[2]) Herzog Albrecht an Wengirski. Prag, d. 18. November 1636. Wiener Kriegsarchiv.

klärte das Eigenthum solcher Personen für verwirkt, die zum Feinde übergegangen waren. Gustav Adolf schenkte dem Obersten Winkler das Gut Schulenburg, und als J. Banér den Befehl in Ribnitz übernahm, befahl er den Einwohnern Mecklenburgs, ihr Getreide und Vieh in's schwedische Lager zu führen. Wenn sie sich weigerten, drohte er die Mecklenburger als treulose Verräther zu verfolgen, ihr Eigenthum als gute Prise zu betrachten und ihse Häuser in Brand zu stecken.

Mecklenburg wurde in barbarischer Weise behandelt und zwar durch den italienischen Herzog Savelli. Auf einer Strecke von sieben Meilen um Ribnitz hatte er Alles ausgeplündert und nicht einmal die Bauerngehöfte geschont, die Wallenstein gehörten. Diese Handlungsweise war nicht einmal mit dem Mangel an Lebensmitteln für seine Truppen zu entschuldigen, denn dieselben waren in bester Weise verproviantirt worden. Nur die Verwilderung durch das Kriegshandwerk erklärt es, dass die übermüthigen Truppen Niemandem gehorchten, und dass Savelli, in dessen Lager die grösste Verwirrung herrschte, nicht im Stande war, obgleich er es versprochen hatte, Abhilfe zu schaffen, selbst dann nicht, als Wengirski mit Klagen und Bitten seine Aufmerksamkeit auf die Verödung des Landes lenkte. Die Erbitterung über die unmenschliche Handlungsweise der Wälschen veranlasste Zusammenstösse zwischen zwei Truppenabtheilungen, die beide zur Mannschaft des Kaisers gehörten. Wengirski rückte mit drei Compagnien Dragoner und einer Compagnie Reiter aus und legte sich in den Hinterhalt, um Savelli's Mannschaften aufzupassen. Und bei dieser Gelegenheit war von Schonung keine Rede, sondern mehrere Marodeure wurden erschossen, andere an dem ersten besten Baume aufgehängt [1]); Hatzfeld, ein höherer kaiserlicher Officier, beschwerte sich über die Verluste, die er erlitten, als Savelli's Leute sein Landgut plünderten. Alles war diesen Leuten gute Prise, und der ganze Bezirk wurde durch sie verödet. „Wenn ich von den Türken verfolgt worden wäre," sprach Hatzfeld, „könnte man mich nicht schlechter und härter behandelt haben." Die Erbitterung der Deutschen gegen die Wälschen spricht sich immerfort in Klageschriften aus, die eine Vorstellung

---

[1]) Wengirski dem Wallenstein d. 10. November.

davon geben, wie alle Kriegszucht aus diesen Räuberbanden, welche dem Ueberreste der Wallenstein'schen Armee angehörten, geschwunden war. Der Herzog von Friedland theilte Tilly diese Beschwerdeschriften mit und befürwortete, dass Savelli aus Mecklenburg entfernt werden möchte. [1]) Der Italiener kehrte auch bald darauf nach Pommern zurück, nachdem er in Mecklenburg keinen Feind zu bekämpfen gehabt hatte. Der schwedische König war schon wieder nach Stralsund zurückgegangen, bevor der wälsche Herzog Mecklenburg mit 3000 Mann heimgesucht hatte. [2]) Ribnitz aber war von 1000 Mann schwedischen Fussvolks und 100 Reitern besetzt, und Savelli wagte keinen Angriff auf diesen Ort, wo er einen Gegner angetroffen haben würde, mit dem es nicht leicht war, sich zu messen, denn Johann Banér stand dort. Die Unzulänglichkeit der Streitkräfte Gustav Adolf's verhinderte ihn, sich in Mecklenburg festzusetzen, wo Pest und Mittellosigkeit es den Truppen unmöglich machten, auf längere Zeit stehen zu bleiben, selbst bevor Savelli nach alter sarmatischer Sitte zwischen Ribnitz und Rostock eine vollständige Wüste geschaffen hatte. Es war auch von Wichtigkeit, den Feind aus dem befestigten Lager von Gartz zu vertreiben, damit die Kriegsoperationen mit Sicherheit in südlicher Richtung ausgedehnt werden könnten, namentlich da die Nothwendigkeit, Magdeburg zu entsetzen, in dem Schreiben des Königs betont wird.

---

[1]) Hatzfeld an Joachim. Cratz d. 20. November. Wallenstein an Tilly, „in Unser Stadt Gitschin" d. 6. December 1630. Wiener Kriegsarchiv.

[2]) Gustav Adolf sollte in der ersten Hälfte des October den Rückzug antreten. Vergl. das Schreiben Grubbe's an den Reichskanzler. Stralsund, d. 16. October. Savelli langte erst am 27. October in Mecklenburg an und marschierte von dort ab am 20. November. Vgl. Schreiben Wengirsky's vom 16. u. 20. Nvobr. 1630. Chemnitz und Khevenhiller sind falsch berichtet, wenn der Erstgenannte (p. 82 u. 83) angiebt, dass Duca de Savelli zu gleicher Zeit mit Gustav Adolf's Auftreten in Mecklenburg dort das Commando führte, und der Letztgenannte (XI. p. 1350) den König und Savelli gegen einander zwischen Ribnitz und Rostock kämpfen lässt, „in welchem Treffen der wälsche General besiegt wurde."

Diplomatische Verhandlungen und neue Kriegspläne.

Wir unterbrechen hier die Schilderung eines Feldzugs, um eine Uebersicht der diplomatischen Thätigkeit zu geben, welche in höherem oder geringerem Masse die kriegerischen Pläne Gustav Adolf's berührte. Die Politik jener Tage zeigt ein Janusgesicht, dessen eine Seite Selbstvertrauen und Muth, das Aeusserste zu wagen, ausdrückte, während die andere Zweifel und Zögerung bedeutete, wenn man die Mittellosigkeit und die abenteuerlichen Versuche, Alles auf das Würfelspiel des Krieges zu setzen, in Betracht zieht. Ein brandenburgischer Gesandter hatte Audienz in Ribnitz und bat um Neutralität. Hierauf wurde geantwortet, dass der schwedische König dieselben Rechte, wie die Kaiserlichen, beanspruche, nämlich freien Durchzug, Contributionen und Sammlungsplätze für die Truppen; andernfalls würden Strassen und Festungen den beiden kriegführenden Mächten versperrt werden, sowie man ihnen auch Quartier und Mittel zum Unterhalt verweigern würde.[1])

Doctor Herrmann Wolff unterhandelte in Stralsund, und im Auftrage des Landgrafen Wilhelm von Cassel suchte er hier Gustav Adolf's Beistand für den genannten Fürsten, welcher durch die Kriegslasten verarmt war und dessen Haus, viele Besitzungen, ja selbst ganz Niederhessen verloren hatte. Der Landgraf bat um Schutz für die Festungen Cassel und Ziegenhain, sowie um Ersatz für die Verluste, die sein Vater erlitten hatte, so dass die Landgrafschaft in dieselbe Lage käme, wie vor Ausbruch des Krieges. Die Hoffnungen des Landgrafen stützten sich auf den Erfolg der schwedischen Waffen und auf die Vermittelung, welche durch den Einfall Gustav Adolf's zu erreichen sei.

Wolff erinnerte an die Gefahren, welche durch die Fortsetzung des Krieges sowohl der evangelischen Kirche, als dem deutschen Reiche drohten[2]) und bemerkte, dass Durchmärsche

---

[1]) Chemnitz, p. 83.

[2]) „Die Gefährlichkeiten sowohl des Gewissens, als Estats.

und Einquartierung die Lage der hessischen Unterthanen erschweren würden. Der König meinte, er dürfe nicht Alles auf die Spitze des Schwertes setzen. Hierauf antwortete man, dass wenn der Landgraf meinte, ihm sei durch Tractate besser, als durch Fortsetzung des Krieges geholfen, so sei dies eine im römischen Reiche allgemein herrschende Ueberzeugung. Die Bestrebungen, eine grosse Weltherrschaft aufzurichten, stehen in Verbindung mit feindlichen Plänen gegen die evangelischen Stände in Deutschland und auch gegen andere Potentaten in den angrenzenden Ländern. Der schwedische König habe keinen Theil an dem deutschen Wesen, aber trotzdem würde er von Feindseligkeiten von Seiten des Kaisers heimgesucht. Der Landgraf solle sich von diesen Beispielen und dem Missgeschicke warnen lassen, welches über die cassel'sche Fürstenfamilie hereingebrochen sei. Wenn der Krieg ohne Schaden für die evangelischen Stände aufhören könne, sei der König der Unterhandlung nicht abgeneigt, allein bis friedliche Gesinnungen beim Gegner gespürt würden, wolle Gustav Adolf lieber „sub clypeo“ gehen.

Ein Entwurf zu einem Bündniss wurde aufgesetzt und dem Landgrafen entweder unmittelbare Unterstützung mit Truppen, oder Unternehmung einer Diversion versprochen, wenn dies oder jenes erforderlich sei, um die Feindseligkeiten abzuwehren, die infolge eines solchen Bündnisses zu befürchten seien, damit die hessen-cassel'schen Besitzungen nicht zerstückelt würden; Gustav Adolf verpflichtete sich, keinen Frieden mit dem Kaiser und der Liga zu schliessen, ohne dass der Landgraf in einem solchen Vertrag mit inbegriffen sei, sowie dass genannter Fürst und seine Unterthanen Satisfaction bekommen sollten, sowohl in Betreff des Kirchlichen, als auch was ihre übrigen Beschwerden angingen. [1]) Das Casseler Fürstenhaus sollte in dieselbe Lage wieder eingesetzt werden, wie vor den böhmischen und pfälzischen Unruhen. Wenn der Landgraf seine Festungen und Städte dem schwedischen Könige öffnete, sollten diese Plätze zurückgegeben werden, wenn Gustav Adolf nicht mehr nöthig habe, sich dieser festen Burg zu ver-

[1]) ... „In Gewissens und geistlichen, auch andern Ihren Beschwerungen und Sachen.“

sichern.[1]) Wilhelm V. wurde bevollmächtigt, mit den übrigen wohlgesinnten evangelischen Ständen zu unterhandeln, um sie dahin zu bringen, dass sie ein Bündniss mit Gustav Adolf auf die hier vorgeschlagenen Bedingungen hin eingingen, weil es den Evangelischen sonst unmöglich sein würde, die Freiheit zu vertheidigen, oder gar wieder zu gewinnen, die sie so hoch schätzten. Diese Stände wurden dazu ermahnt, sich zu bewaffnen und für die Angelegenheiten thätig zu sein, in Betreff welcher der König und der Landgraf mit einander Verabredung getroffen hatten.[2])

Diese Verhandlungen führten damals zu keinem Resultate; sie waren auf eine Zukunft berechnet, in welcher die schwedischen Waffen tiefer in Deutschland eingedrungen sein würden. Hessen-Cassel sollte 10,000 Mann stellen, und die süddeutschen Bundesgenossen wurden mit der Aussicht auf Gebietserweiterung gewonnen, indem der König versprach, sie bei der Vertheidigung ihrer neuen Eroberungen zu unterstützen. Der Vertrag mit Hessen-Cassel wurde jedoch nicht formell abgeschlossen, er beschränkte sich auf einen Vorschlag, welcher eine künftige Ratification abzuwarten hatte. Als Graf Johann von Nassau-Lingen im Auftrage des Kaisers mit 10,000 Mann Cassel bedrohte, musste Wilhelm V. die Unterhandlungen mit dem schwedischen König abbrechen, und der Landgraf schloss sich der dritten Partei an, deren Mitglieder zu Anfang des Jahres 1631 eine Zusammenkunft in Leipzig hatten. Erst später wurde die diplomatische Beziehung zu Gustav Adolf wieder aufgenommen, um dann fruchtbringender zu werden, als man zu der Zeit, da diese Verhandlungen eröffnet wurden, in Folge des Kriegszustandes berechnen konnte.[3]) Eine grundlose Furcht vor Feindseligkeiten gegen Schweden von Seiten Dänemarks fand ihre

---

[1]) „Wenn die Ursachen der Einnehmung abgethan seind.“ Foedus Hassicum. O. S. Schwedisches Reichsarchiv. — „Se. Kgl. Majestät haben gemeint, res nostras seien in eo statu, dass das Bündniss nicht hat verworfen werden können. Und scheint articuli Se. Majestät mehr zu faviren, als die altera Partie. Grubbe an den Kanzler d. 20. Novbr. 1630.

[2]) Plenipotentia pro Landtgr. Hassiae, tractandi cum aliis principibus. Stralsund, October 1630. O. S. Schwedisches Reichsarchiv.

[3]) Chemnitz, I. p. 87. Senkenberg, V. p. 707. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, IV. p. 102.

Erklärung in der Ausrüstung der dänischen Flotte und in wunderlichen „Discursen“, die verspürt wurden. Der Nationalhass und der Neid Christians IV. über Gustav Adolf's überlegenes Feldherrntalent, welches möglicherweise eine vortheilhaftere Lage der Dinge in Deutschland hervorrufen konnte, wofür der dänische König vergeblich gekämpft hatte, flösste dem schwedischen Reichsrath ein Misstrauen ein, in Folge dessen es nothwendig erschien, an die Vertheidigung des Vaterlandes zu denken. Es wurden bedeutende Verstärkungen in die Festungen Elfsburg und Calmar gesandt, und die Besatzungen beschäftigten sich mit der Erweiterung der Festungswerke. Herrmann Wrangel reiste nach Elfsburg ab, um Alles in Augenschein zu nehmen, und Pfalzgraf Johann Kasimir sorgte für die Sicherheit Calmars. Mehrere Kriegsschiffe wurden in Stand gesetzt und Munition angeschafft. Fegraeus beruhigte seine Landsleute mit der Erklärung, dass sie von Seiten Dänemarks nichts zu befürchten hätten, wenn auch die verletzte Eitelkeit des Königs und die kaiserlichen Gesinnungen einiger Reichsräthe bedenklich erscheinen könnten.[1]) Man sprach schon davon, die Dänen zu einer Diversion zu veranlassen, welche die Ansprüche der Prinzen auf einige Bischofsstifte, die nur durch Waffenmacht erworben werden konnten, befriedigen sollte.[2]) Christian IV. hielt es trotzdem für räthlich, sich still zu verhalten, wenn er auch für den Augenblick mit dem Kaiser unzufrieden war. Er sah ein, dass Dänemark der Ruhe bedürfte und entschuldigte seine Unthätigkeit mit dem Mangel an Geld.

Die widersprechendsten Vorschläge kreuzten sich. Es wird behauptet, dass Gustav Adolf in Folge seiner Geldverlegenheit mit dem Uebermuth und der Zügellosigkeit der Truppen Nachsicht haben und auch gute Miene zu jedem rohen Scherze der Soldaten machen musste.[3]) Er wurde wiederum etwas freund-

---

[1]) Der Reichsrath an Gustav Adolf d. 9. August 1630. Kriegshistor. Archiv II. Nr. 561. Segräns an den Reichskanzler d. 6. u. 11. August.

[2]) Instruction für Salvius, d. 31. October 1630. O. S. Schwedisches Reichsarchiv.

[3]) „Wegen des Geldmangels hält Gustav Adolf den Soldaten, denen übrigens an Commisbrod, Schuhen und Kleidern nichts abgeht, sehr vieles zu gut, sobald nur keine Klagen von Seiten der Bürger wegen begangenen Unfugs einlaufen. Er zieht den Hut vor ihnen ab, er nennt

licher gestimmt durch die grössere Achtung, welche der Kaiser der königlichen Würde spendete, indem derselbe in zuvorkommender Weise die Ansprüche Gustav Adolf's befriedigte „da er an seine königliche Majestät einen solchen Brief geschrieben hat, wie er ihn an den König von Dänemark niemals geschrieben". Glaubwürdig scheint es immerhin, dass seine königliche Majestät zu einem Tractat und vielleicht zu einer guten Verhandlung pro tempore gelangen könne. Es war jedoch von Gewicht, sich die Friedensbedingungen klar zu machen, so dass ein wirklicher Friede und nicht eine blosse Art Stillstandes bewirkt würde, so dass der Krieg zu einem für den Kaiser und die Ligisten günstigeren Zeitpunkte verschoben würde, in welchem sie den Plan wieder aufnehmen könnten, ein absolutes Dominium zu begründen, und überall die katholische Lehre einzuführen. Der Reichsrath wurde aufgefordert, seine Meinuug darüber abzugeben, ob wir die gegenwärtigen vortheilhaften Zeitverhältnisse benutzen sollten, um noch einige Zeit den Krieg fortzusetzen, namentlich weil unserem Vaterlande nur mit einem allgemeinen Religionsfrieden in Deutschland gedient sei. Die Frage wegen Erstattung der Kriegskosten musste gleichfalls berathen werden.[1]) Es wurde ein deutlicher Fingerzeig ge-

---

sie Brüder, ermahnt sie wegen mangelnder Zahlung zur Geduld, verspricht ihnen, wenn sie männlich fechten, gute Quartiere, lässt sich von ihnen dutzen, und wenn es hoch kommt, Herr König heissen, hört es auch wohl an, wenn sie sagen, dass es mit dem Dickkopf und dem Schmeerbauch nichts als Aufschneiderei sei, begegnet ihnen darauf mit Lachen und Scherzen. Ich habe aber auch von den Soldaten selbst gehört, dass wenn sie nur Brod und Schuhe hätten, sie solchen tapfern und siegreichen König nicht verlassen könnten." Diese Schilderung rührt von dem Gesandten A. Wolff her, nach seiner Rückkehr nach Kassel. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, IV. p. 101. Unvortheilhafter lauten die Angaben von Baudissin. „Ist unser Volk, so vor Stettin liegt, alles meisten Theils ruinirt. Die Livländer und Kurländer begehren ihren Abscheidt, wollen dem Könige ihren Rest schenken. In Summa es ist Alles sehr schwierig und man weiss keine Mittel, wo die Reiterey über den Winter zu lassen. In Pommern ist gar Nichts; ins Mecklenburgische ist auch das Savell'sche (?) Volk schon ankommen, an welchem Ort das Brod uns nur mehr auch abgeschnitten. Ich halte wohl davor: hatten wir nicht angefangen, wir würdens lassen." Corlin, d. 9. November 1630. O. S. Schwedisches Reichsarchiv.

[1]) Grubbe an den Reichsrath d. 7. November 1636. Deutschland

geben, was für eine Antwort der König wünschte, und er hörte den Reichsrath, um sich der öffentlichen Meinung im Lande zu versichern und jeder Art von Missvergnügen in Betreff des Waffenglücks zuvorzukommen, sowie auch um eine bedeutende Unterstützung für die Armen zu erhalten.

Da die angedeuteten Bedingungen für die Habsburgische Politik unannehmbar waren, so ist leicht erklärlich, dass Gustav Adolf zur damaligen Zeit im Ernst keinen Frieden wünschte, sondern dass er höchstens zu Unterhandlungen geneigt war, um während der Zeit derselben sich die nöthigen Mittel zur Unterhaltung der Truppen zu verschaffen. Die Unterstützung, welche die Armee nöthig hatte, veranlasste viele Bedenken; der Kriegsetat des folgenden Jahres sei nur mit grossem Abbruch für den allgemeinen Etat zuwege zu bringen, welcher ebenso, wie der des Krieges innegehalten werden musste. In Betreff der Kriegssteuer und der Viehsteuer müsste der Reichsrath mit den Ständen verhandeln, welche anfingen, über die Contributionen unwillig zu werden. Die Kosten der Recrutirung von Fussvolk seien nicht durch Getreidelieferungen zu decken. Die Vorräthe seien so unbedeutend, weil wegen des schlechten Herbstwetters die Aussaat eine geringe gewesen war. Forderte man Geld, so würde eine Tonne (Roggen?) sich auf fünf Thaler steigern [1]), und es war leicht zu ermessen, welche Verluste durch einen solchen Beschluss verursacht werden würden. „Wir können keine anderen Mittel erdenken, um Se. Majestät zu assistiren. Wendet man sich an den Adelstand, so findet man hier gar wenige, die etwas vermögen. Der geistliche Stand ist dermassen beschwert, dass er nicht noch ferner beschwert werden darf; die Bürgerschaft hat bald ausgesungen, und die Bauern haben bald nichts mehr zu essen. Obgleich wir gewünscht hätten, Sr. Majestät bessere Berichte geben zu können, so haben wir es doch für rathsamer gehalten und Sr. Majesfät nützlicher, sowie mit unserem Amtseide übereinstimmender, Sr. Majestät

---

und der deutsche Krieg im Jahre 1630. O. S. Schwedisches Reichsarchiv.

[1]) Man erinnere sich an den Unterschied zwischen einem Speciesthaler und einem Reichsthaler, und dass die letztere Münze viel an Werth verlor, während die erstere sehr gesucht war.

die Wahrheit wissen zu lassen, als mit eitlen Vorschlägen zu kommen und Se. Majestät in Dero Dessins zu betrügen. Obgleich ich weiss, dass dies nicht wohl aufgenommen werden wird, müssen wir uns doch mit einem guten Gewissen und damit trösten, dass Se. Majestät das Unvermögen der Unterthanen kennt und zwar so gut, wie wir, ja zum Theil besser. Es ist aber wünschenswerth, dass irgend ein Tractat präsentirt würde, wodurch dieses Reich zu billigen Friedensbedingungen gelangte, denn dies thut in Wahrheit noth". [1]) Die Mittellosigkeit wird hier mit krassen Farben in einem Bilde dargelegt, welches nicht von einem Missvergnügten, noch von einem unbekannten Winkelschreiber entworfen ist, dessen Angaben und Absichten verdächtig erscheinen könnten. Dieser Ueberblick über die schwedische Armuth ist uns in einem vertraulichen Schreiben an den Reichskanzler von dessen achtungswerthem Bruder gegeben worden, welcher nach Verlauf einiger Jahre zum Reichsminister erhohen wurde, eine Stellung, die die höchste Würde im Lande war. Der Briefschreiber war ein gewissenhafter, rechtlicher und anspruchsloser Rathsherr, welcher die Lage Schwedens kannte, und das Schreiben war nicht auf die Oeffentlichkeit berechnet. Das Vaterland schien sich in einer sehr verzweifelten Lage zu befinden. Die Pest wüthete und fegte Alles rein hinter sich. Eine schlechte Ernte hatte Theurung veranlasst, und Hungersnoth herrschte in mehreren Landschaften. Der Credit wurde schlechter infolge der grossen Anleihen, die der König machte, weil seine Anweisungen auf die Rentenkammer „fallirten". „Wir sind in einen Krieg gerathen, der unserer Macht nicht gleichmässig ist, sondern unser Vermögen weit übersteigt, und wir können uns mit unseren Feinden darin nicht messen. Wenn es nach menschlicher Berechnung gehen sollte, so wäre nur ein totaler Ruin zu vermuthen; wenn aber die Acta der früheren Jahre betrachtet werden, dann haben wir vorher in eben solchen angustiis versirt. Waren dieselben früher kleiner, so waren auch unsere Kräfte geringer. Es hat oft den Anschein gehabt, als wolle unser Staat abwärts gehen, er ist aber doch durch Gottes Gnade wunderbar conservirt". Zuletzt wurde die Hoffnung

---

[1]) Gabriel Gustafsson Oxenstjerna an den Reichskanzler. Upsala, d. 23. November 1630. O. S. Schwedisches Reichsarchiv.

ausgesprochen, dass, weil der Krieg nur die Sicherheit Schwedens bezwecke „und zur Hilfe der unterdrückten Evangelischen begonnen sei, Gott ihm einen guten und gnädigen Ausgang verleihen würde“. [1])

Gustav Adolf ermüdete bei einem Feldzuge, bei welchem der Schauplatz noch zu beschränkt war, um die nöthigen Bedürfnisse herbeizuschaffen, und er wünschte nach Schweden zu reisen und die Mittel zu beschaffen, zu deren Beitreibung man in Abwesenheit des Königs keine Hoffnung hegte, theils weil der Reichsrath zu nachlässig oder ohne Trieb und Kraft sei, und theils weil die Mitglieder zu sehr an die Schwierigkeiten dachten und die Klagen über die Noth der Unterthanen zu sehr berücksichtigten. Es war gleichfalls nothwendig, dass die Anweisungen bezahlt würden, welche gegen Vorschüsse von Seiten deutscher Kaufleute gegeben waren, und deshalb musste der König einen Besuch in Schweden abstatten; denn er richtete nichts aus durch schriftliche Ermahnungen an den Reichsrath und die Rentenkammer. Es sah für den Augenblick friedlich aus, und man vermuthete, dass die Unterhandlungen mit dem Kaiser bald ihren Anfang nehmen würden. Es erhoben sich jedoch Bedenken in Betreff der Reise, weil der König selbst bei Abfassung eines Tractates zugegen sein und deshalb auch nothwendigerweise in Deutschland bleiben musste. Er vertraute ungern einem andern die Direction in Betreff des Krieges und der Beitreibung der Mittel zum Unterhalt in den Quartieren der Truppen an. Sein grosses Ansehen übte eine starke Anziehungskraft auf seine Glaubensgenossen, und dieselben übertrugen dieses Vertrauen nicht auf seine Unterbefehlshaber. Auch würden die Hoffnungen, welche die deutschen Freunde an die Person des Königs knüpften, leicht sinken, wenn er sich entfernte, bevor die Sachen hier besser stabilirt wären. [2])

Axel Oxenstjerna wurde aufgefordert, seine Gedanken über die fragliche Reise zu äussern. Er gab zu, dass die angeführten Gründe für einen Besuch in Schweden nicht ohne Gewicht seien, andererseits könne der König Niemandem von seinen Dienern die deutschen Angelegenheiten anvertrauen, weil

---

[1]) Gabriel Oxenstjerna an den Reichskanzler d. 24. October 1630.

[2]) Grubbe an den Reichskanzler d. 27. September 1630.

Niemand für einen solchen Auftrag Ingenium genug oder Autorität genug bei der Widerpart, bei den Interessenten und den Truppen besässe. Es ist Alles noch schwach und nirgends firmirt und keine festen Mittel sind vorhanden. Wenn Euer königliche Majestät den Kriegsschauplatz verlassen sollten, fürchte ich, dass Alles in Ihrer Abwesenheit zu Grunde ginge. Wenn das Werk ein oder zwei Jahre alt wäre, und das Volk davon überzeugt wäre, dass der König draussen sich halten könne, dann könnte man auch die Reise für gut erachten. Oxenstjerna hatte über die Lage in Preussen seine Betrachtungen angestellt, und anfangs stellte sich Alles schwerer als später. „Das erste Jahr hat viele andere motus animorum et consiliorum gehabt und hat mich mehr gravirt als die nachfolgenden, wie schwer sie auch gewesen sind“. Im Uebrigen wurde daran erinnert, dass es im schwedischen Lager Niemand gebe, der zu gleicher Zeit die Leitung des Krieges und die Unterhandlungen übernehmen könne. Allerdings würde derjenige, der die Stelle des Königs vertreten sollte, sich gewiss von den Ansichten und Plänen desselben unterrichten und zwar in Betreff des grossen Ganzen, allein es würde dabei eine Ueberlegenheit der Auffassung und eine Einweihung in das Vertrauen des Königs vorausgesetzt, damit in den einzelnen Fällen ein Entschluss gefasst werden könne; „denn sonst würde wohl alles auseinander fallen können, bevor eine neue Resolution von Seiten Ew. königl. Majestät anlange“.

Der Reichskanzler sah die Sache richtig an, und der König setzte das nicht ins Werk, was nur eine Folge seiner vorübergehenden Verstimmung gewesen war. Gleichwohl wurde beim dänischen König um Geleit für Gustav Adolf's Reise durch Dänemark angehalten, wenn die Jahreszeit ihn zwingen sollte, diesen Umweg zu machen. Es wurde freier Durchzug für schwedische Truppen gefordert und auch bewilligt.

Der Gedanke an eine friedliche Vermittelung trat bald vor dem Entschluss, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, zurück. „Wenn Se. Majestät hier bleibt, so ist alles auf einen Winterzug gestellt, entweder direct nach Magdeburg oder ex improviso nach Berlin. So viel kann ich aus den Gesprächen herausfinden“. Einen Monat später war Gustav Adolf in Zweifel, ob er auf Berlin ziehen sollte und die Havel bis zur Elbe einnehmen,

oder sich nach Dömitz begeben, um in Mecklenburg den Truppen Quartier und Unterhalt zu verschaffen und darauf Magdeburg zu entsetzen. Der König war für den letzten Plan am meisten geneigt, jedoch unter der Voraussetzung, dass die preussischen Truppen anlangten und dass der Feind keine Verstärkung erhalte, denn alsdann würde es dem König möglich sein, seinen Freunden in Deutschland Luft zu verschaffen, so dass sie sich mit ihm vereinigen könnten. Anfänglich rechnete man nur auf einige weniger mächtige Fürsten, nämlich auf die von Lüneburg, Anhalt und Weimar, sowie auf Privatpersonen, welche einige Tausend Mann gesammelt hatten. [1]) Der beabsichtigte Zug wurde nicht ausgeführt, wahrscheinlich weil er gegen das methodische Verfahren Gustav Adolf's stritt, in seinem Rücken das feste Lager bei Gartz unbezwungen zu lassen, um so mehr, als dasselbe Stettin bedrohte und es den Kaiserlichen ermöglichte, Colberg und Greifswald zu entsetzen. Wir kommen später auf diese Angelegenheit zurück und wollen hier eine Uebersicht des Feldzugsplans des Königs für das nächste Jahr geben, welcher zur Unterhaltung der Truppen veranschlagt war. Schweden hatte noch immer die schwerste Last zu tragen, bis das Waffenglück es ermöglichte, die Truppen auf Kosten eroberter Länder leben zu lassen.

Der Plan Gustav Adolf's ging darauf aus, in die kaiserlichen Erblande einzudringen und die Feinde ihrer Contributionen von Seiten der Evangelischen zu berauben, in welchem Falle die Kriegskosten vom Kaiser und den geistlichen Fürsten beschafft werden müssten. Wenn dieses gelang, durfte man hoffen, einen Frieden unter billigen Bedingungen zu erlangen. Zur Ausführung dieses Planes bedurfte man fünf Armeen. Der König selbst wollte mit einer Armee seine Eroberungen an der Ostsee vertheidigen. Gustav Horn und Teuffel sollten mit zwei anderen Armeen sich der Oder versichern und Brandenburg in Devotion bringen, worauf sie in Schlesien eindringen könnten. Eine vierte Armee sollte um Magdeburg gesammelt werden und sich an die Truppen des Administrators anschliessen.

---

[1]) Schreiben Grubbe's vom 27. Septbr. und 20. Novbr. O. S. Schwed. Reichsarchiv.

Die englische und schottische Mannschaft, welche Hamilton anwarb, konnte an der Weser auftreten und mit vier Regimentern Fussvolk und 1000 Reitern, welche Lessli gesammelt hatte, verstärkt werden. Infolge vertrauter Mittheilung beabsichtigten der Erzbischof von Bremen und die freie Reichsstadt Bremen, sowie auch Braunschweig, Hildesheim und mehrere andere Städte sich an das Heer anzuschliessen, das ihre Gebiete sicherte. Ein anderer gefährlicher Feind könnte möglicherweise bald gegen das römische Reich anstürmen, nämlich die Türken, sobald sie in Asien Frieden geschlossen hätten, woselbst ihre Waffen mit Erfolg gekrönt waren. Geschehe es doch oft, „dass grosse Imperia, welche aneinander grenzen, sich auf längere Zeit nicht unmolestirt lassen“.[1])

Eine Veranschlagung des Kriegsetats für das Jahr 1631 zog die Stärke der Armeeabtheilung, sowie auch die Summen, welche zu ihrem Unterhalte erforderlich waren, in ihren Bereich, und die Letzteren wurden für das folgende Jahr vom ersten Mai 1631 an folgender Weise berechnet: a) die Armee von Stralsund. Truppen im Felde: 18,000 Mann Fussvolk, 6500 Reiter. Die Besatzung der Städte 5000 Mann. b) die Armee um Stettin. Truppen im Felde: 8400 Mann Fussvolk, 2625 Reiter, die Besatzung 7200 Mann. c) um Stolpe: 9600 Mann Fussvolk und 2750 Reiter. d) in Preussen: 9600 Mann Fussvolk und 500 Reiter. e) bei Hall: 11,400 Mann Fussvolk und 1000 Reiter. f) die Armee an der Weser: 19,400 Mann.[2])

Die veranschlagten Summen ergaben folgende Beträge: die Truppen Sr. Majestät um Stralsund 1,240,772 Reichsthaler; bei Stettin 672,233 Reichsthaler; bei Stolpe 204,173 Reichsthaler; die Truppen des Hofmarschalls 99,316 Reichsthaler. Summa: 2,216,494 Reichsthaler.

Behufs dieser Zahlung rechnete man auf folgende Eingänge:

---

[1]) Gustav Adolf an den Reichskanzler, den 8. Octbr. 1630. Kriegshist. Arch. I. Nr. 144.

[2]) Kriegshist. Arch. I. p. 232—33. Die Truppen um Halle waren in der Veranschlagung mit einer gar zu grossen Zahl angeführt. Dasselbe war der Fall mit der Weser-Armee.

Die ordinäre Landrente	50,000	Reichsthaler,
Die Viehsteuer	50,000	„
zusammen:	100,000	Reichsthaler.
Der grosse Zoll und die Getreide-Licenz	100,000	„
Salz-Licenz	30,000	„
Kupfer der schwedischen Krone 8000 Schiffspfund à 50 Reichsthaler .	400,000	„
Recrutirungs-Steuer	200,000	„
Licenzen in Lifland	100,000	„
Ingermanlands-Rente	80,000	„
Der Zoll in Preussen	300,000	„
Pommersche Rente	100,000	„
Stralsunds Bewilligung	20,000	„
Ferner noch vier Comp. Soldaten	12,000	„
Die pommerschen Zölle	20,000	„
Aus dem russischen Getreidehandel	60,000	„
Summa:	1,522,000	Reichsthaler.
Deficit:	694,494	„ [1])

Der schwedische Reichsrath bekam ein Schreiben desselben Inhalts, wie das Schreiben an den Reichskanzler und wurde aufgefordert, darauf zu sehen, dass der Credit des Kriegsetats anticipiert würde. Der Rath solle ausserdem andere Mittel (?) zur Ausrüstung der Armeen vorschlagen, sowie auch dergleichen für ihren Unterhalt während der ersten Monate, später würden die Truppen sich selbst ihre Bedürfnisse verschaffen können.

Axel Oxenstjerna theilte die Ansicht des Königs, dass man sich nicht auf die freundlichen Worte des Kaisers und der Ligisten verlassen könne, mit welchen sie die Fürsten und Stände der Evangelischen verblendet und denselben durch verschiedene Vorspiegelungen die Waffen aus der Hand gewunden hatten, worauf später eine allgemeine Verfolgung trotz des gegebenen Versprechens gefolgt sei.

Der Plan des Feldzuges schien Erfolg zu versprechen; denn durch einen Einfall in Schlesien und durch die Aufstellung der Truppen an der Weser würde es dem Feind unmöglich gemacht, eine Armee gegen Ew. Majestät in Mecklenburg oder

[1]) Kriegshist. Arch. I. p. 250—31.

die Mark Brandenburg zu führen; er müsste denn absoluter Herr des Kurfürstenthums Sachsen sein; aber es würde ihm doch schwer fallen, so lange Magdeburg zu Ew. Majestät steht. Und durch den Anschluss der vier Armeen an einander würde der König mächtig genug, einer Armee die Spitze zu bieten, oder wenn der Feind durch Difficultäten zersplittert und gedrückt sei, zum Theil zu thun, was er wolle.[1]) Dies war eine Nachgiebigkeit gegen die Ansichten Gustav Adolf's. In einer ausführlichen Darlegung des deutschen Kriegsetats, welches sich über die Armee und über die Mittel zu deren Unterhalt verbreitete, trat die mit der überlegenden Vorsicht des Reichskanzlers mehr übereinstimmende Auffassung hervor, dass nämlich der König sich auf einen Vertheidigungskrieg beschränken solle. Es wurde die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass die knappen Mittel, die ausserdem niemals eingingen, wie sie veranschlagt worden, in keinem Verhältniss zu den Wünschen ständen. Für den Fall, dass der Feind für den nächsten Sommer eine grosse Macht auf die Beine bringe, könne Mangel an dem nöthigen Unterhalt für die schwedischen Truppen den ganzen Etat auf's Spiel setzen und die Consilia und Actionen Sr. Majestät aufs Aeusserste difficultieren. Für den Fall, dass der König nur das vertheidige, was er in den Händen habe, würde seine Stellung in Deutschland merklich befestigt und die Pläne des Feindes desperat werden, weil dessen eigene Länder die Lasten des Krieges tragen müssten, wozu die Feindseligkeiten von Seiten vieler Nachbarn kommen würden. Dann aber würde der König eine günstige Gelegenheit erhalten, gleichfalls seine Widersacher anzugreifen und einen ehrenvollen Frieden zu schliessen. Oxenstjerna hatte hauptsächlich sein Augenmerk auf die beiden Armeen bei Stralsund und Stettin gerichtet, die nach seinen Vorschlägen verstärkt werden müssten, weil sich die Mannschaft stets verringerte, wenn sie einige Monate im Felde gelegen hatte.

Oxenstjerna machte keine Schwierigkeiten, zu dem Kriegsetat des Jahres 1631 eine Summe von 300,000 Reichsthalern aus den Zöllen zu beschaffen. Allein die grossen Ansprüche, die in Betreff von Geldvorschüssen zugleich an ihn gestellt

---

[1]) Der Reichskanzler am 2. Novbr. 1630. Kriegshist. Arch. I. p. 590.

wurden, sowie das Verlangen von Getreide, Bekleidung und Munition, welches man gleichfalls an ihn richtete, überstiegen seine Hilfsmittel. Grubbe verlangt von Oxenstjerna Geld für die Armee.[1]) Der König machte gleichfalls dem Reichskanzler die Zumuthung, ihm eine ansehnliche Summe Geldes zu senden, nachdem er ausserdem vorher die Reiter aus Preussen geschickt hatte. Es waren Mittel nöthig, um wenigstens das Fussvolk „in Devotion" zu halten und es vor gänzlichem Untergang „zu conservieren". Eindringlichst erinnerte der König an eine Tuchlieferung für 100,000 Thaler für den Fall, dass kein baares Geld zu beschaffen sei. Auch wurden einige Hundert Last Roggen verlangt und ferner Hafer, welcher in Pommern sehr theuer war.[2]) Der Reichskanzler übersandte das Tuch zur Bekleidung der Leute und versprach gleichfalls Pelze, Schuhe, Strümpfe und acht Last Pulver zu beschaffen; mehr als dies könne er nicht beschaffen, wenn auch zwanzig Last verlangt wären. Der Kanzler hatte kein Geld und „Pulver sei nicht auf Credit zu bekommen". Merkwürdige Worte in einer solchen Lage.

Der preussische Etat war ganz und gar auf Pachtungen und Zölle begründet und dieselben hatten nicht die Hälfte von dem eingebracht, was berechnet war, und selbst für den Fall, dass sie so eingekommen wären, wie berechnet, wäre doch ein Mangel in Betreff der Anordnung entstanden. Alle Gläubiger blieben unbezahlt und zeigten sich malcontent. Die Dörfer waren dermassen verödet, dass aus denselben keine Contributionen zu beschaffen waren, wenn die Bevölkerung nicht zur Verzweiflung gebracht werden sollte. Sobald die Schifffahrt aufgehört hatte, konnte der Reichskanzler auf keine Geldeinnahmen mehr rechnen, wenn nicht noch eine geringe Contribution aus Elbing und Braunsberg sich erpressen liess. Da der Credit so hoch gespannt war, dass man ihn nicht noch höher steigern konnte, bevor ein Theil der Schuld getilgt war,

---

[1]) „Ich weiss wohl um die Difficultäten Ew. Gnaden, aber ich sehe, dass, nächst Gott, unsere einzige Hoffnung auf Ew. Gnaden Beistand steht". Schreiben vom 16. Octbr. 1630.

[2]) Gustav Adolf an den Kanzler vom 31. Octbr. 1630. Kriegshist. Arch., I. Nr. 151.

so würde es zu nichts nützen, dem König Vorschläge in Betreff eines neuen Entsatzes zu machen. Wenn die Möglichkeit sich zeigen sollte, dem Auftrage des Königs nachzukommen, würde der Reichskanzler es nicht an gutem Willen und Anstrengung fehlen lassen; allein er wagte nicht mehr, den Credit zu benutzen, „nachdem Salvius unter einem futilen Prätext, unter Kaufleuten nicht gebräuchlich, einige kleinere Wechsel auf Hamburg protestiert hatte". Oxenstjerna hatte die Reiter bezahlt und dieselben nach Pommern gesandt.[1]) Später wurden mehr Mannschaften abgesandt und der Reichskanzler warb neue Truppen an. Er leistete ferner dem Kriegsetat einen wichtigen Dienst dadurch, dass er die Leitung des Getreidehandels der Krone übernahm, welcher Handel mehr einbringen konnte, als die Pächter zahlten, was, wie man meinte, daran liege, dass Untreue und Ungeschick bei denjenigen Leuten obwalteten, welche den Getreideeinkauf besorgten.[2]) Der Reichskanzler hoffte durch diese Veränderung dem König nicht allein 300,000 Reichsthaler, sondern noch mehr zu verschaffen und ausserdem Schulden zu bezahlen und dem Credit aufzuhelfen. Hierbei setzte er jedoch voraus, dass Niemand ausser ihm sich in den Getreideeinkauf mischte und dass die Contracte, die mit einzelnen Personen abgeschlossen waren, aufgehoben würden.[3])

Die etwas umständliche Darlegung, die wir in Betreff der ökonomischen Angelegenheiten gebracht haben, wird durch die Wichtigkeit des Geldes bei einem Feldzuge gerechtfertigt, sowie durch das Missvergnügen, welches die Mittellosigkeit im schwedischen Lager verbreitete; und dies erklärt wiederum die lange Unthätigkeit, wenn auch andere Ursachen für die Ermattung der Kriegsführung angeführt werden könnten, namentlich die Nothwendigkeit, die Verstärkung von Preussen abzuwarten, Gedanken mit dem Reichskanzler und dem schwedischen Reichsrath auszutauschen, die Aufmerksamkeit auf die aus Regensburg eingehenden Schreiben und die Unterhandlung mit

[1]) Der Reichskanzler an Gustav Adolf den 28. Octbr. 1630. Kriegshist. Archiv, II. Nr. 587.

[2]) Grubbe an den Reichskanzler den 4. Octbr. 1630. O. S. Schwed. Reichsarchiv.

[3]) Der Reichskanzler an Gustav Adolf den 4. Januar 1631. Kriegshist. Achiv, II. Nr. 612.

verschiedenen Fürsten zu richten. Der kühne Feldzugsplan, welcher für das Jahr 1631 entworfen war, stand im Gegensatz zu dem langsamen Fortschritt, den die schwedischen Waffen während der letzten Monate des Jahres 1630 machten, da die Bewegungen im Felde zu einem Parteikriege zwischen den schwedischen Fourageuren einerseits und Kroaten und kaiserlich-deutschen Reitern andererseits herabsanken. Diese Fehden fielen meistentheils zum Vortheil der Truppen aus, welche vom Lager des Gustav Horn ausgeschickt wurden. Der Feind hatte die Absicht, Damm und Golnow zu überrumpeln, wo nur einige Reiter Hall's, aber kein schwedisches Fussvolk lag. Eine starke Abtheilung (3000 Mann), welche in dieser Absicht vom Lager bei Gartz ausgesandt wurde, liess eine Papiermühle bei Buchholz in Feuer aufgehen, steckte einige Dörfer in Brand, liess sich aber von der Ausführung ihres eigentlichen Auftrages abschrecken, weil der Feldmarschall Gustav Horn in der Nacht vor dem 14. September mit einer grösseren Truppenmenge von dem Lager bei Stettin aufgebrochen war. Die Kaiserlichen kehrten zurück nach Greifenhagen. Der schwedische Oberstlieutenant von Hoff rückte mit 120 Reitern auf Colberg, drang in die Vorstadt ein, nahm dort 24 Mann gefangen und erbeutete 100 Stück Vieh. Die kaiserliche Besatzung verfolgte die schwedische Abtheilung auf ihrem Rückzuge, bei welchem von Hoff ein Rittmeister und vier Reiter blieben, sowie sechs schwedische Reiter gefangen genommen wurden. Rittmeister Plato führte die übrigen Reiter zurück in ihre Quartiere und blieb auch in dem Besitz sowohl der 24 Kriegsgefangenen, als der 100 Stück Vieh. Conti beorderte am 23. September 400 Reiter und 16 Dragoner nach Colberg, um dort einige ihm gehörenden Sachen zu holen; allein als dieselben sich vier Meilen vor der Stadt befanden, erhielten sie die Nachricht, dass Colberg cernirt sei. Sie nahmen einen langen Umweg über Arnswalde, um nach Stargard zurückzukehren. Dessenungeachtet verloren sie 46 Mann, welche von einem Streifzuge unter Befehl von Yssler und Damitz von Horn abgesandt waren, um die Kaiserlichen zu verfolgen. [1])

Da es aber von Wichtigkeit war, dem König Nachricht

---

[1]) Kriegshist. Archiv. Nr. 578, 582.

zu verschaffen, ob kaiserliche Truppen aus dem Lager bei Gartz nach Mecklenburg gingen, so wurde am 6. October Oberst Dönhof mit 200 Reitern auf die Strasse nach Penkun gesandt, woselbst die Fourageure des Feindes in der Regel anzutreffen waren, diesmal aber unsichtbar blieben. Dönhof machte jedoch einige Gefangene, und auf dem Rückwege stiess er auf eine Abtheilung von 60—80 Croaten, welche geraubtes Vieh bei sich führten, eine Beute, die sie nun im Stiche liessen und selbst flüchteten. Rittmeister Sacken mit 30 Reitern verfolgte die Croaten bis an das feindliche Lager, was jedoch im Widerspruch mit der Instruction war, die er erhalten hatte. Dönhof war aber hinterdrein gerückt, um Entsatz zu bringen, und das Scharmützel, welches entstand, wurde von grosser Bedeutung, indem die ganze kaiserliche Reiterei aus dem Lager rückte und Dönhof und die ganze Mannschaft in die Flucht schlug. Major Thisenhusen kam mit 50 Reitern zur rechten Zeit, um den Feind aufzuhalten; allein die schwedischen Truppen vermochten auf die Länge keinen Widerstand zu leisten, sondern lösten sich in wilde Flucht auf, bei welcher Thisenhusen, Witzleben [1]), Sacken, Liljesparre und ein Lieutenant gefangen wurden. 50 Reiter wurden vermisst; 10 derselben waren gefallen. Gustav Horn schickte einen Trompeter in das kaiserliche Lager, um die Auswechselung der Gefangenen zu bewerkstelligen.

Der Marsch des Don Fernando Capua mit 1500 Reitern, 2000 Musketieren und 2 Kanonen, um die Besatzung Colbergs zu verstärken, rief schwedischerseits Truppenbewegungen hervor, die darauf berechnet waren, die Kaiserlichen von dem genannten festen Ort abzuschneiden. Kniphausen bekam den Auftrag, die Manschaften anzuführen, welche diesen Entsatz verhindern sollten, und er hatte die Absicht bei Rosentin, in der Entfernung einer Meile von Colberg 900 Mann aufzustellen, um Colberg zu blockieren, sowie 400 Mann nach Regenwalde, Cörlin, Cöslin und Belgard [2]) zu verlegen; er vermochte somit

---

[1]) Major Witzleben war mit 40 Pferden nach Mandalkow gerückt, um den Rückzug seiner Landsleute zu unterstützen. Vergl. kriegshist. Archiv, I. Nr. 504, II. Nr. 583.

[2]) Die Angaben über diese Truppenstärke weichen von einander ab. Kriegshist. Archiv, I. p. LIX.

den Feind mit 1100 Musketieren und 1500 Reitern anzugreifen, welche sich um Belgard sammeln sollten. Gustav Horn hielt es für nöthig, selbst nachdem er die Vertheidigung Stettins A. Lesslie mit einer Besatzung von 4000 Mann anvertraut hatte, selbst mit 1200 Reitern, 1400 Musketieren und 2 zwölfpfündigen und 6 dreipfündigen Kanonen ins Feld zu rücken. Der Feldmarschall meinte, die ganze Stärke Kniphausen's nöthig zu haben, und befahl deshalb, die Besatzung von obengenannten Ortschaften zurückzuziehen und dass Kniphausen bei Treptow zu den Truppen zu stossen habe, welche aus Stettin rückten. Diesem Letzteren wurde anbefohlen, sich in kein Treffen einzulassen und die Blockirung nicht zu sehr zu betreiben. Sperreuter mit 900 Mann sollte Colberg beobachten, und Munro in Schievelbein den Befehl über drei Compagnien Musketiere und zwei Trupps Reiter führen. G. Horn zog am 8. November von Stettin aus, und an der Stadt Gross-Gestein (Gross Jestin?), zwei Meilen südlich von Colberg, bewerkstelligten die beiden Heeresabtheilungen am 12. November ihre Vereinigung. Man schätzte sie auf 2700 Reiter und 2800 Mann Fussvolk. Der Feind, welcher vergeblich Schievelbein zur Uebergabe aufgefordert hatte [1]), marschierte mit klingendem Spiele heran, wie ausgesandte Truppentheile berichteten. Horn zog eiligst seine Truppen zusammen, und nachdem er recognosciert hatte, stellte er sich hinter einem Berge in Schlachtordnung auf. Die ganze Nacht blieb die schwedische Armee dort

---

Der Irrthum in dem Schreiben Kniphausen's bezüglich der Ortsnamen Cörlin und Regenwalde wird im Kriegshist. Archiv, I. p. LIX. beleuchtet. Vergl. II. Nr. 596. Man darf Cörlin nicht mit Cöslin verwechseln.

[1]) Drei Trupps Cürassiere und ebenso viele Croaten und 1000 Mann Musketiere wurden nach Schievelbein abgesandt, d. h. sofern die Angaben im Swedish Intelligencer (p. 64) zuverlässig sind. Zufolge dieser Quelle hatten die Bürger im geheimen Einverständniss mit Munro 200 kaiserliche Soldaten in die Vorstadt eingelassen, um sie in einen Hinterhalt zu legen, und dieser Plan gelang nach Wunsch. Munro an der Spitze der Besatzung machte die 200 Mann nieder und fügte ausserdem der Hauptstärke, die vor Schievelbein lag und in übertriebener Weise auf 1600 Mann geschätzt wurde, einen Verlust zu. In dem Schreiben Horn's und Kniphausen's wird nichts von der Niederlage der Kaiserlichen bei Schievelbein erwähnt.

stehen, und zwar in der Erwartung, dass die Kaiserlichen ihren Marsch nach Colberg fortsetzen würden. Musik schallte fast ununterbrochen aus dem feindlichen Lager Wartkow herüber, woselbst man das Wachtfeuer flammen sah. Um 3 Uhr des Morgens wurde ein Marsch aufgespielt, dessen Töne bald in der Ferne verklangen. Die ausgeschickten Kundschafter bestätigten, dass der Feind den Rückzug angetreten hatte. Als die schwedischen Truppen nachrückten, brachten sie mehrere Gefangene ein, von welchen einige um den Rückzug ihrer Landsleute wussten und die Angabe machten, dass dieselben einen Vorsprung von 2 Stunden hatten. Vier Compagnien unter Baudissin bekamen Befehl, sich der Avantgarde anzuschliessen, und hinter denselben rückten die Reiter eiligst vor. Nach der Cavallerie folgten 1000 Mann Musketiere unter Teuffel und Hepburn (Hebron). Der Zug schloss mit der Artillerie und dem übrigen Fussvolk. Die Avantgarde hieb viele Deutsche und Croaten ohne besonderen Widerstand nieder. Als das schwedische Heer sich näherte, verliess der Feind seine Stellung auf einer Anhöhe bei Stoltenberg und der Rückzug wurde von zehn Schwadronen Reiterei gedeckt. Jenseit der Stadt Falkenberg, dreiviertel deutsche Meilen von Stoltenberg, wurde eine Weile Halt gemacht, und als die Truppen Horn's sich näherten, zogen die Kaiserlichen ab. Der feindliche Nachtrab bestand um diese Zeit, wie die Kundschafter berichteten, aus nur sieben Schwadronen Reitern. Horn war genöthigt, dieser Angabe mehr zu vertrauen, als seinen eigenen Augen, weil ein dicker Nebel alle Gegenstände in einen undurchdringlichen Schleier hüllte und es unmöglich machte, genaue Nachrichten über die Stellung der Feinde einzuholen. Baudissin erhielt den Befehl, mit drei seiner Schwadronen die sieben kaiserlichen des Nachtrabes anzugreifen und dieselben auf das feindliche Fussvolk, welches das Centrum bildete, zurückzuwerfen. Er sollte eben den Feind beschäftigen, bis die schwedische Infanterie anlangte. Der Angriff gelang; allein in Folge eines Irrthums, den man dem Nebel und der Finsterniss zuschreiben muss, stiessen Baudissin's Truppen auf die Musketiere des Feindes, welche ein lebhaftes Gewehrfeuer gaben und, schliesslich von ihrer Cavallerie unterstützt, die Baudissin'schen Schwadronen zurücktrieben. Auch die kurlän-

dischen Abtheilungen, welche auf die kaiserlichen Musketiere losgingen, mussten zurückweichen; Oberst Hall an der Spitze seines Regimentes griff fünf feindliche Compagnien an, welche beim ersten Anlaufe nicht Stand hielten, und Ysseler nahm eine feste Stellung ein, in welcher er nähere Ordres abwartete.[1]) Es entstand und verbreitete sich trotzdem eine allgemeine Verwirrung unter den schwedischen Truppen, weil dieselben sich wegen des Nebels nicht sehen konnten, und es unmöglich war, Befehle zu geben und auszuführen. Wenn irgend ein Angriff ins Werk gesetzt wurde, stiessen die schwedischen Truppen stets auf feindliche Musketiere, welche sofort Feuer gaben; infolge dessen wich ein Theil der Reiterei zurück, allein sie blieben neben dem schwedischen Fussvolk stehen, welches sich in einer Entfernung von nur einigen Schussweiten befand. Der Feind drang auch nicht weiter vor, wahrscheinlich weil in seinen Gliedern gleichfalls Verwirrung herrschte. Der Vortheil muss jedoch, im Ganzen genommen, auf schwedischer Seite gewesen sein, denn Horn äusserte, dass nur der Nebel die Kaiserlichen vor einer vollständigen Niederlage geschützt habe. Horn hatte seine Absicht vollständig erreicht, er hatte den für Colberg bestimmten Entsatz verhindert. Er lagerte sich vor Carwin, diesseits von Cörlin (südwestlich von Cörlin). Dadurch bestätigt es sich, dass die schwedischen Truppen das Feld behaupteten; und hier waren alle Bedürfnisse zu beschaffen. Die Kaiserlichen kehrten in Verwirrung über Schievelbein und Dramburg nach Gartz zurück.[2])

Der Plan, in Mecklenburg einzudringen, „und Unseren Fuss der Elbe näher zu setzen", wurde aufgegeben, sowohl deshalb, weil die ganze Landschaft zwischen Wolgast und Ribnitz verödet war und auch deshalb, weil ein solcher Plan vom

[1]) Droysen (S. 197) hat eine nicht begründete Auffassung von Ysseler's Stellung. Chemnitz hat denselben Ausdruck wie G. Horn, nämlich „ferme" und nicht „ferne".

[2]) Die Quellen dieser Darstellung sind Schreiben Horn's und Kniphausen's an Gustav Adolf. Kriegshist. Archiv, II. Nr. 593—600. Swedish Intelligencer weicht bedeutend ab von den authentischen Quellen, denen wir hier gefolgt sind, und berichtet, dass die Kaiserlichen hatten wollen capitulieren und dass die Schweden aus Irrthum sich gegenseitig beschossen, sowie dass sie auf diesem Zuge keine Fahnen mit sich führten.

Feinde leicht hätte entdeckt und vereitelt werden können, denn es hätten alsdann preussische Truppen an zwei Stellen, namentlich bei Swine und Wolgast, übergesetzt werden müssen. Der König hatte nunmehr die Absicht, den Feind im Lager bei Gartz zu einer Schlacht zu zwingen, um dadurch später die Quartiere zu erweitern und Magdeburg zu entsetzen, woran ihm sehr viel lag. Das Fussvolk sollte von Wolgast aus nach Stettin marschieren, und nachdem der König die Truppen des Claus Didriksson (Sperreuter's) an sich gezogen, wollte er mit der Reiterei den preussischen Truppen entgegenziehen, um sich schliesslich bei Stargard mit G. Horn und mit dem stettin'schen Heere zu vereinigen. Darauf sollte auf Gartz marschiert werden. [1]) G. Horn und Teuffel, die um ihre Ansichten befragt wurden, traten dem Plane des Königs bei und bemerkten ausserdem, dass man jede Vereinigung beschleunigen müsse, damit die Kaiserlichen sich nicht in ihre festen Winterquartiere zurückziehen, oder sich gar mit ihren Truppen in Mecklenburg und um Magdeburg herum verstärken könnten. Wenn man die Ausführung des Planes verschiebe, könnte derselbe durch ungünstige Witterung bei der vorgeschrittenen Jahreszeit erschwert werden, und es sei überhaupt nicht leicht, die Reiterei im stettin'schen Lager zu unterhalten. [2]) Kniphausen konnte jedoch nicht von der Auffassung abgehen, die sich nachher geltend gemacht hatte, namentlich dass der König sich der Elbe nähern müsse, „und um dessen Erreichung ein blaues Auge wagen“. Das Land zur Rechten der schwedischen Quartiere war verödet und es schien wichtig zu sein, eine Erhebung in Magdeburg zu unterstützen, „deren Fäden unter der besonderen Leitung und dem Schutze der Vorsehung gesponnen wurden“. Man könne gleichfalls etwas erwarten von „der Cavallerie, welche kürzlich angelangt war und vor Ungeduld brannte, sich einen Namen zu erwerben und sich um den König verdient zu machen“. [3]) Verschiedene Vorschläge wurden ge-

[1]) Gustav Adolf an den Feldmarschall vom 23. Octbr. 1630. Kriegshist. Archiv, I. Nr. 146.

[2]) G. Horn an Gustav Adolf den 30. Octbr. 1630. Kriegshist. Archiv, II. Nr. 588.

[3]) Die Aeusserung bezieht sich wahrscheinlich auf das Regiment Baudissin, denn die übrige preussische Reiterei war noch nicht angelangt.

macht in Betreff des Weges, den die Truppen wählen sollten. Dieser war natürlich abhängig gemacht von den Bewegungen der Kaiserlichen. Wenn diese sich auf Colberg richten sollten, beabsichtigte Gustav Adolf auf Wolgast zu ziehen und dort die Vereinigung mit G. Horn's Mannschaft zu bewerkstelligen. Die schwedischen Truppen sollten, wenn der Feind in seine Winterquartiere ginge, bei Uckermünde an einander stossen, welches auch bei Pasewalk geschehen könne, weil man in der dortigen Umgegend auf gute Quartiere rechnete und die Reiterei dort leichter fouragieren könne, als bei Stettin. Ein früherer Plan, derjenige nämlich, nach Mecklenburg, oder nach der Elbe oder der Havel zu gehen, wurde auch wieder besprochen und sollte zum Gegenstande fernerer Ueberlegungen gemacht werden.[1]) Alle diese Vorschläge blieben aber zweifelsohne von dem Angriffe abhängig, welcher zuerst auf das Lager bei Gartz zu geschehen habe, und in Bezug auf welchen Gustav Adolf die besten Hoffnungen hegte, weil der Feind sehr geschwächt war.[2])

Nachdem der König aus Mecklenburg zurückgekehrt war, hielt er sich in Stralsund auf. In gespannter Erwartung und nicht vollkommen ruhig in Betreff des Ausganges des Treffens, welches zwischen der Mannschaft Horn's und der zum Entsatze Colbergs bestimmten Heeresabtheilung der Kaiserlichen voraus-zusehen war, eilte Gustav Adolf seinen Truppen entgegen, traf auch am 16. November in Greifenberg mit dem Feldmarschall Horn zusammen und begleitete die Truppen nach Stettin. Es verstrichen acht Tage, ehe der Feldzug eröffnet wurde, Horn rückte auf Gollnow und Stargard, um sich sämmtlicher Uebergänge über die Flüsse Ihna und Plöne zu sichern. Kniphausen führte seine Mannschaft von Colberg aus über Greifenberg nach Gollnow und begab sich selbst im Voraus dahin,

---

Kniphausen an Gustav Adolf den 5. Novbr. 1630. Kriegshist. Arch., II. Nr. 593. Kniphausen erkannte, dass er sich noch nicht in die richtige Frage hineingedacht habe, über welche seine Ansicht verlangt wurde, und dass „major mentis explicatio" erforderlich sei, um Näheres in Betreff des Zuges zu bestimmen.

[1]) Gustav Adolf an G. Horn, Stralsund den 3. und 6. Novbr. 1630. Kriegshistor. Archiv, I. Nr. 153, 155.

[2]) Gustav Adolf an den Pfalzgrafen Johann Casimir den 5. Novbr. 1630. Kriegshist. Archiv, I. Nr. 154.

um mit Horn zu überlegen. Diesem letzteren wurden die Absichten Gustav Adolf's mitgetheilt, dessen Pläne verschiedene Möglichkeiten berücksichtigten, namentlich in Betreff des Angriffs, welcher auf den Feind unternommen werden sollte. Der König hatte noch keinen bestimmten Entschluss gefasst, ob seine Cavallerie die feindlichen Reiter in ihren Quartieren aufsuchen sollte, bevor diese von Gartz aus Entsatz erwarten konnten, oder ob nicht das schwedische Fussvolk, nachdem es mit Mannschaft aus Stargard und Hinterpommern verstärkt worden, einen Sturm auf das Lager bei Gartz unternehmen sollte. bevor die kaiserliche Reiterei auf den vielen Strassen zurückkehren konnte. Ein Theil der kaiserlichen Cavallerie war in die Städte an der Oder verlegt, um sich dort ein wenig zu erholen, weil sie durch Krankheiten, Mangel an Verpflegung, sowie in Folge der strengen Jahreszeit gelitten hatte. Es wurde gleichfalls für möglich gehalten, die Brücke bei Gripenhagen zu zerstören und dadurch die kaiserlichen Truppen, die an beiden Ufern der Oder lagen, von einander abzuschneiden. Darauf würde es dem schwedischen Heere freistehen, entweder ein Unternehmen gegen das Lager bei Gartz, dessen Stärke man nicht über 6000 Mann schätzte, zu wagen, oder Gripenhagen zu erobern. Horn müsse eiligst seine ganze Mannschaft zusammenziehen, und der König konnte am 22. December in Gollnow erwartet werden.[1]) In einem Schreiben an den Pfalzgrafen Johann Casimir heisst es: „Wir sammeln nun unsere Leute an dem Flusse Ihna und beabsichtigen mit dem ehesten Waffen und Quartiere mit dem Feinde zu wechseln, welcher, wie alle Kundschafter Uns confirmieren, an Infanterie sehr schwach, an Cavallerie mit uns fast gleich ist“.[2])

Torquato Conti's Nachfolger war Hannibal Schaumburg. Dieser Letztere war eine ehrenwerthere Persönlichkeit, als der barbarische und raubgierige Italiener, welcher das ihm anvertraute Fürstenthum ausgeplündert hatte; allein als Feldherr

---

[1]) Gustav Adolf an G. Horn. Stettin den 29. Novbr. und 1. Decbr. 1630. Kriegshist. Archiv, I. Nr. 170, 171. G. Horn an Gustav Adolf. Greifenberg den 29. Novbr., Golnow den 1. Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv, I. Nr. 608, 609. Chemnitz, I. p. 93, 94.

[2]) Gustav Adolf an den Pfalzgrafen Johann Casimir den 5. Decbr. 1630. Kriegshist. Archiv, I. Nr. 175.

stand Schaumburg unter dem wälschen Heerführer, welcher, durch seine feste Stellung an der Oder, volle 6 Monate jeden Fortschritt der schwedischen Waffen verhindert und Gustav Adolf davon abgehalten hatte, irgendwelche nennenswerthe Eroberung zu machen. Conti hatte der Zügellosigkeit der Truppen durch die Finger gesehen, möglicherweise deshalb, weil es ihm an Mitteln gebrach, deren rechtmässige Ansprüche zu erfüllen, und sie somit selbst für ihre Bedürfnisse sorgen mussten. In Folge dessen aber war Pommern ruinirt. Und wenn Nichts zu nehmen war, waren die Truppen der Hungersnoth und dem Elend preisgegeben. In einem Schreiben von Schaumburg wird eine empörende Schilderung von dem betrübenden Zustande der Truppen und des Fürstenthums gemacht, und der Schreiber findet kaum Worte, die verzweifelte Lage zu schildern. „Sowohl Reiter als Fussvolk sind krank, entblösst und nackt, so dass ich mein Lebtage etwas Elenderes nicht gesehen habe. Es gebricht den Truppen an Lebensmitteln. Ganz Pommern ist dermaassen barbarisch behandelt, dass Meilen weit kein lebendes Wesen sich befindet, und noch weniger Unterhalt für Menschen und Thiere aufzutreiben ist. Einige Hundert, ja Tausend Pferde sind aus Mangel an Futter gestorben, und die Reiterei ist dermaassen heruntergekommen, dass sie keinen Dienst thun kann. Sofern nicht schleunige Hilfe aus dem deutschen Reiche anlangt, sehe ich keine Möglichkeit, die Armee zu erhalten, sondern Alles wird zerstört werden müssen. Und unsere Widersacher und die Herren der Liga, wie werden die dann im Stillen lachen und sich freuen, dass sie das Ziel erreicht haben, nach welchem sie lange gestrebt. Unser Feind ist stark und hat noch mehr Mannschaften von Preussen aus an sich gezogen. Wir können gegen dieselben Nichts unternehmen. Unser Kriegsheer hat nur Proviant für 11 Tage. Das Fussvolk ist dermaassen erschöpft, dass auf 8 bis 9 Regimenter keine 2—300 Mann gesunde Soldaten zu finden sind, die gegen den Feind zu gebrauchen wären. Ausserdem ist die Kälte hier so stark, dass ein Mensch sich kaum den Tag über auf offenem Felde aufhalten kann, und während der Nacht ist es natürlicherweise für die Soldaten, die in Lumpen herumgehen, noch schlimmer. Die Mannschaft, die aus dem deutschen Reiche hierher beordert ist, hat sich noch nicht einge-

funden. Ich bleibe hier liegen; ich muss mich darin ergeben, allein ich begreife nicht, wie man die Sache angreifen oder irgendwelche Aushilfe finden soll.“ [1])

Das hier erwähnte Schreiben drückte Misstrauen gegen die heimlichen Absichten des katholischen Bündnisses aus, welches den Entsatz unsicher machte. Es waltete möglicherweise ein Gegensatz oder Zersplitterung in den beiden Armeen, welche im Verein handeln sollten, wenn dieser Gegensatz auch nicht im officiellen Schreiben zu bemerken war. Einige der früheren Befehlshaber Wallenstein's hegten kein besonderes Vertrauen zu dem Vermögen Tilly's, sich Gehorsam zu verschaffen und wünschten, dass der Friedländer auf's Neue an die Spitze der kaiserlichen Armee treten könne. Für die Geschichte ist es nicht ohne Interesse, zu beobachten, dass eine geheime Spannung zwischen denjenigen Heeresabtheilungen stattfand, welche im Verein die Schweden zu bekämpfen hatten.

Die Mittellosigkeit, über die man klagte, war eine bekannte Sache und wurde durch ein Schreiben des Obersten Götz bestätigt. „Die Cavallerie ist jetzt in die Dörfer verlegt. Jedes Regiment hat ein Dorf angewiesen bekommen. Das Fussvolk befindet sich in den Städten: Gartz, Greifenhagen u. s. w. Die Neumark ist bis nach Küstrin hin ganz und gar ausgeplündert. Man hat dort in türkischer Weise gehaust, dem hier jedoch nicht vorzubeugen gewesen ist. Die Profossen, welche Götz ausgesandt hatte, um Ordnung zu halten, stiessen auf Abtheilungen zu Pferde und zu Fuss und waren sehr froh, wenn sie nur selbst mit heiler Haut zurückkehren konnten. Der schwedische König hielt sich jetzt in Damm auf. „Er macht grosse Vorbereitungen zu Feuerwerken“ und führt über 60 kleinere Kanonen mit sich. Sieben schwedische Infanterie-Regimenter befinden sich noch im Lager bei Stettin. Die Cavallerie steht bei Gollnow und Stargard. Kniphausen fiel in Ungnade, weil in Folge seines Versehens einige Cornete verloren gegangen sein sollen. [2]) Es wird allgemein in Stettin

---

[1]) „Im Hauptquartier Gartz“ d. 30. November 1630. Kriegshistor. Archiv. II. Nr. 607.

[2]) Oberst Sperreuter, welcher Colberg blockirte, hatte nur 60 Pferde bei sich, als er einen Kampf mit 700 kaiserlichen Reitern und 400 Mus-

und im schwedischen Lager erzählt, dass der König die Absicht hat, uns eine Schlacht zu liefern. Wenn wir gesammelt wären, würde er nicht viel gewinnen, aber wenn irgend ein Unglück passirt, ist es den vielen Desertionen zuzuschreiben. Tilly ist jetzt zum Generallieutenant des kaiserlichen Heeres ernannt worden, und Alles hängt von ihm ab, allein er hat bei weitem nicht die Autorität, wie Ew. Fürstliche Gnaden. Zum Ankauf von Proviant sind 100,000 Reichsthaler in Ducaten gesandt worden.“ [1])

Die Truppen Schaumburg's, 6000 Mann Fussvolk und 3000 Reiter, befanden sich in einer verzweifelten Lage und hatten viele Kranke. Die Armee verringerte sich gleichfalls durch Desertionen. Gustav Adolf rückte in's Feld mit beinahe 14,000 Mann [2]) und die schwedischen Garnisonen wurden auf über 13,000 gesunde Soldaten geschätzt. [3]) Es befanden sich über 2000 Mann im Heere, die krank und ohne Pferde waren. [4]) Das Heer selbst betrug 40,000 Mann. [5]) Der Angriff auf den Feind verzögerte sich, weil man noch auf die preussische Mannschaft warten musste, sowie auf die Verstärkung von J. Banér und von Tott. Stralsund und Stettin waren durch ge-

---

ketieren aufnahm, und er gab seiner Mannschaft das Lob, dass er noch nie die Reiterei besser habe fechten sehen. Ein Cornet wurde vom Feinde gefangen genommen und im übrigen belief sich der Verlust auf 29 Mann schwedischerseits. Sperreuter stand unter dem Oberbefehl Kniphausen's und beklagte sich bitter beim Könige über „die grosse affronte“, die ihm der Generalmajor zugefügt habe. Dies geschah vor dem Scharmützel. G. Horn bekam den Auftrag zu untersuchen, wie es sich mit diesem Streit verhielt. Sperreuter an Gustav Adolf den 3. und 25. Decbr. 1630. Kriegshist. Archiv, II. Nr. 610, 611. Gustav Adolf war mit lahmen Massnahmen nicht zufrieden, infolge deren die Sperrung dem nicht entsprach, was durch dieselbe beabsichtigt wurde. Sperreuter, welcher meinte, er habe zu wenig Mannschaft, wurde nach einem anderen Ort versetzt und auf seinen Wunsch zu Boetius nach Colberg gesandt. Irgend eine Unzufriedenheit mit Kniphausen ist in dem Schreiben des Königs nicht zu bemerken.

[1]) Götz an Arnim d. 29. December (n. St.) 1630. Kriegshistor. Archiv. Wien.

[2]) 7892 Mann Fussvolk und 6810 Reiter.

[3]) 11,526 Mann Fussvolk und 1810 Reiter.

[4]) 8990 Mann Fussvolk und 3342 Reiter.

[5]) 39,589 Mann. Kriegshistor. Archiv I. p. LXVI.

nügende Besatzung gesichert, die noch, wenn es nöthig war, verstärkt werden konnte.[1]) Die genannten wichtigen Plätze durften keiner Gefahr ausgesetzt werden für den Fall, dass der Feldzug unglücklich ablaufen würde. Die schwedischen Truppen waren am 23. December um Damm gesammelt und traten Tags darauf den Marsch auf Greifenhagen an, welche Stadt in einem tiefen, sumpfigen Flussthal[2]) liegt und ringsum von Anhöhen beherrscht ist. Die dortigen Befestigungswerke bestanden aus einer nicht besonders dicken Mauer, welche mit einigen Thürmen, aber ohne Flanken, versehen war. Die Mauer war durch einige Werke verstärkt, die in einer im Zick-Zack gehenden Linie aufgeworfen waren;[3]) dieselben waren von einem leeren Graben umgeben, und ausserhalb des Grabens erstreckte sich ein verfallener Wall, welcher der Stadt mehr zum Schaden als zum Nutzen gereichte. Am ersten Tage nach Ankunft der Truppen konnte kein Sturm unternommen werden, weil die 10 Stück Kanonen, die man erwartete, erst spät am Abend anlangten. Es fand jedoch ein unbedeutendes Gefecht statt, nach welchem der Feind sich in die Stadt zurückzog und die schwedische Armee im Walde bei Greifenhagen ihr Lager aufschlug. Am ersten Weihnachtstage wurde Gottesdienst gehalten und darauf einige Kanonen auf den höchsten Punkt hinaufgefahren, von wo aus sie die Stadt in der Entfernung eines Gewehrschusses beherrschten. Nachdem das Feuer so lange gespielt hatte, dass eine genügend grosse Bresche geschossen war, brachen die Musketiere, die bereits an der Mauer standen und zwar im Schutze des alten Walles, in die Stadt, die sie im Sturm eroberten. Nach einem anderen Bericht stiessen die Schweden auf tapfern Widerstand, indem die zerschossenen Pallisaden mit Querbalken belegt, durch welche die Brustwehr verstärkt wurde, während die Bresche mit Erdsäcken geschlossen war. Eine hinter der Mauer aufgeworfene Brustwehr gab gleichfalls einen vortheilhaften

---

[1]) Memorial für H. Bjelka u. A. d. 21. Novbr. Memorial für C. Banér d. 15. Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv Nr. 162, 177.

[2]) In einem tiefen Grund in einer Niederung an der Oder (eigentl. Reglitz). Grubbe's Schreiben v. 27. Decbr. 1630.

[3]) „Les Impériaux pour renfermer ces murs avaient construit quelques redans qui étaient le retrenchement le plus en usage alors."

Begriff von der Tüchtigkeit des Commandanten Don Fernando Capua in der Befestigungskunst. [1]) Die Besatzung Greifenhagens betrug 1500 Mann Fussvolk. Der Commandant Don Capua, welcher tödtlich verwundet war, sowie ein Major Anthony, ein Capitän Don Joseph und ein junger Graf Thurn und einige andere Officiere nebst 100 Mann wurden gefangen genommen. 40—50 Mann sprangen über die Klinge. [2]) Die Schweden bemächtigten sich drei kleiner, schöner Metallkanonen, und zu der Beute gehörten ferner grosse Vorräthe von Wein und Mehl. Wenn man einer damaligen Flugschrift Glauben beimessen darf, hatten die schwedischen Soldaten Erlaubniss bekommen, zwei Stunden lang Greifenhagen zu plündern.

Lesslie führte Musketiere und grobes Feldgeschütz mit sich, als er auf einigen Böten von Stettin aus die Oder hinauf bis zur Reglitzer Brücke fuhr, um den Kaiserlichen den Rückzug abzuschneiden. Die feindliche Reiterei hatte sich mit den Bagage-Wagen zuerst auf die Flucht begeben, allein es entstand auf der Brücke Verwirrung unter ihnen, indem die Pferde vor dem Kreuzfeuer der Schweden und der Kanonen, die an der Bresche der Stadt gespielt hatten, fielen. Die Bagage-Wagen blieben an der Reglitzer Brücke stehen, und es war für die Kaiserlichen eine schwere Aufgabe, den Rückzug fort-

---

[1]) „Les Suedois firent leur première attacque au Zollhauss. Le parapet, dont parte Gualdo, ruiné par le feu de 26 (?) pièces de canon, ne pouvait être mieux reparé qu'il fut par les soins de Commandant: de poutres mis en travers bauchoient les voisdes que le canon avait fait dans les pallisades. Ces poutres servoient en même temps de revetément au parapet, et les saçs à terre dont alles étoient chargées, bauchoient les brèches. L'epaulement élevé à la haute derrière la muraille fait egalement l'honneur au courage et à l'intelligence de Don Ferdinand de Capoue" Anmerkungen zu Gualdo Priorato.

Infolge eines Schreibens von Arnim hatten die Schweden Greifenhagen an einem anderen Punkte gestürmt als an welchem sie es beschossen, weil sie vermutheten in der letzteren Richtung einen stärkern Widerstand zu finden. Arnim an den Herzog von Mecklenburg. Boizenburg, d. 29. Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv. Wien.

[2]) Arnim schreibt: „Ist ..... etwa bei 700 Soldaten niedergehauen." Grubbe äussert, dass einige Hunderte vom Feinde niedergehauen und gefangen wurden. Dem Swedish Intelligencer nach (p. 71) wurde Greifenhagen 4 Stunden lang von den Schweden geplündert.

zusetzen, was jedoch, wenn auch mit vielem Verlust, geschah. Die Schweden eroberten eine Redoute auf der andern Seite der Brücke.[1]) Schaumburg hielt am folgenden Morgen mit dem grössten Theil seiner Reiterei und mit einigem Fussvolk Greifenhagen gegenüber und zwar in Schlachtordnung. Gustav Adolf hatte auf ein Zusammentreffen mit den Kaiserlichen gerechnet, als er am 26. December eine ihrer Schanzen in der Nähe des Dorfes Marewitz angriff. Diese Schanze war ein reguläres Viereck, gut angelegt und mit gutem Wassergraben umgeben. Sie lag in einem Morast und war ziemlich stark besetzt. Die Schanze übergab sich, sobald die an Zahl nicht grosse schwedische Abtheilung sich ihr näherte, und wurde von deren Reitern besetzt. Als die Schweden sich mit einigen kleinen Kanonen näherten, räumten die Kaiserlichen mehrere andere Redouten und eilten auf Gartz zu, nachdem sie einige Häuser der Stadt, sowie die Gartz zunächst gelegene Brücke in Brand gesteckt hatten.[2]) Getreide-Vorräthe und Munition gingen in Flammen auf, einige Kanonen wurden in den Fluss versenkt, andere wiederum gesprengt, da man kein Mittel zu ihrer Fortschaffung besass.[3])

Es ist leicht begreiflich, dass Schaumburg mit einer heruntergekommenen, missvergnügten und durch Krankheit geschwächten Armee sich in keine Schlacht einlassen konnte. Er trat den Rückzug so eilig wie möglich über Schwedt und Küstrin nach Frankfurt an der Oder an. Die Bande der Kriegszucht waren gänzlich gelöst; es bildeten sich Abtheilungen von 6—800 Reitern, die sich selbst ihren Anführer

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 408. Bericht, was bei der Eroberung der beiden Passe Greyffenhagen und Garz vorgelauffen. Swedish Intelligencer berichtet, dass die Mannschaft des Lesslie und die schwedischen Truppen, welche Greifenhagen gestürmt hatten, einander aus Irrthum beschossen.

[2]) Schreiben Grubbe's vom 27. Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv. I. Nr. 508. Einleitung p. LXVI—VIII.

[3]) Chemnitz, I. p. 95. Laut „Bericht eines Pommern" sprengten die Kaiserlichen einige Häuser in die Luft, und in anderen schlugen sie den Boden aus den Wein- und Bierfässern, so dass die schwedischen Soldaten bis an die Kniee in Wein- und Bierströmen wateten, die die Keller füllten.

wählten und die Officiere verjagten.[1]) Für den Fall, dass die Schweden schneller marschirten, als die Kaiserlichen, und die Schanzen an der frankfurter Brücke eroberten, befürchtete man, dass die ersteren in Schlesien einfallen würden.[2]) Einige Tausend schwedische Reiter waren nach Landsberg und Küstrin abgeschickt, um die Kaiserlichen von dem Uebergange über die Oder und die Warthe abzuhalten. Der König selbst zog auf Pyritz zu, woselbst der Feind eine Besatzung von 1400 Mann hatte, während viele seiner Leute in die Neumark verlegt waren. Die Kaiserlichen steckten Pyritz in Brand, desgleichen einige Dörfer in der Nähe und „salvirten sich mit Reiterei". Die Schweden folgten ihnen auf den Fersen. „Die ganze Strasse zwischen Pyritz und Landsberg liegt voll von todten Landesverderbern und Se. Königliche Majestät hat sämmtliche Bagage zu fünfhundert Wagen, von welchen Baudissin allein dreihundert Wagen errungen hat, erbeutet." Der Magistrat von Königsberg in der Neumark ging Gustav Adolf entgegen und geleitete ihn unter Freudenbezeigungen in die Stadt. Der Commandant von Küstrin verschloss dem Sieger die Thore, wodurch es unmöglich wurde, den Feind weiter zu verfolgen.[3]) In den Kirchen Stettins wurden Dankgebete für den Erfolg der schwedischen Waffen abgehalten und überall in Deutschland jubelten die Evangelischen, als die Thaten des Schwedenkönigs ihnen zu Ohren kamen. In Lübeck „hört man jetzt weiter nichts in allen Strassen und Gassen als Wunder über Wunder und zwar Alles von Gustav dem Grossen". Und man wünschte, dass Gott auch in Zukunft dem Könige

---

[1]) Mit einer Armee, die sich im Zustande der Auflösung befand, war es unmöglich in Vorpommern einzudringen, und Schaumburg konnte niemals daran gedacht haben, einen solchen Versuch zu wagen. Das, was Droysen (Gustav Adolf II. p. 209) in dieser Beziehung äussert, dürfte aller Begründung entbehren.

[2]) Arnim an den Herzog von Mecklenburg d. 29. Decbr. 1630.

[3]) Es ist somit unbegründet, wenn Droysen (II. p. 209), äusserte, dass der König selbst in die Umgegend von Landsberg gerückt sei, die Strasse daselbst recognosciert und sich erst später nach Pyritz gewendet habe. Der Marsch auf Landsberg wurde einige Tage später angetreten (am 31. Decbr.) und stand nicht im Zusammenhang mit der Verfolgung des Feindes. Kriegshistor. Archiv Nr. 180.

Glück bescheren möge. „Magdeburg hat jetzt ein zweimal so grosses Herz, wie vorher.[1])

Es war Freude im Volke, in der Gemeinde, — um hier die dreisten, aber vielsagenden Worte Richelieu's zu gebrauchen — welche Gustav Adolf als einen neuen Messias betrachtete. Ein glücklicher Feldherr jedoch, welcher eine Krone trug, wurde von den mächtigeren protestantischen Fürsten mit Misstrauen betrachtet. Wir werden bald mehr über diese Verstimmung berichten. Sachsen und Brandenburg vertrauten nicht ganz den materiellen Kräften und dem Glücke des schwedischen Königs, und sie hegten gleichfalls Furcht, dass derselbe ehrgeizige Eroberungspläne habe, welche diesen Kurfürsten Schaden und Verlust bringen könnten. Ferner befürchteten sie einen Bruch mit dem Kaiser, wenn sie sich an seinen Feind anschlössen. Hatten sie sich doch als Reichsfürsten nach den Grundgesetzen des deutschen Reiches zu richten und ihre Pflichten gegen das Vaterland und gegen den Kaiser nicht zu verletzen. Sie bebten zurück vor einem gewaltigen Umsturz und vor allen Massnahmen, welche die Grenzen der Gesetzlichkeit überschritten. Es hing von dem Waffenglück ab, ob die weniger mächtigen Fürsten sich Gustav Adolf anschliessen würden, wozu sie nicht abgeneigt waren, namentlich nicht, seitdem die Machtlosigkeit der dritten Partei durchschaut war. Hiervon später Näheres.

Vorbereitungen zum Feldzug an der Elbe.

Wir wollen jetzt unsere Aufmerksamkeit auf ein anderes kaiserliches Kriegsheer und auf das Waffenglück an der Elbe richten. Tilly hatte anfangs November 1630 das Commando über die österreichischen Streitkräfte übernommen und er musste einige Zeit in Regensburg verbleiben, um dort die nothwendigen Mittel zur Besoldung der Mannschaft zu beschaffen, Walmerode sollte dem Oberbefehlshaber als Generalcommissar beitreten. Es würde unbegreiflich erscheinen, dass eine so lange Zeit,

---

[1]) Relation von Salvius an den Reichsrath. Lübeck d. 10. Januar 1631. Kriegshistor. Archiv II. Nr. 613.

unterdess die Waffen Gustav Adolf's sich über Pommern verbreiteten, verloren ging, wenn man damit unbekannt wäre, mit welcher Langsamkeit die öffentlichen Verhandlungen und Kanzleiarbeiten in Deutschland in älteren Zeiten betrieben wurden. Die Truppen, welche an 45 Plätzen in Westfalen und Niedersachsen vertheilt waren, wurden zusammengezogen, damit Tilly mit einer bedeutenden Macht ins Feld rücken könne, und alsdann wären die festen Plätze gesichert. Der kriegserfahrene Heerführer hatte sich die Ansichten Pappenheims angeeignet und betrachtete Magdeburg als Fundament und Centrum eines Krieges in Norddeutschland, ohne welchen ein solcher Krieg keine Aussicht auf ein glückliches Ende habe. Tilly hielt hierüber eine Berathung mit den Unterbefehlshabern im Rathhause zu Hameln ab und zwar zu Anfang des December 1630. Es war kein Mangel an Vorwand zu einem feindlichen Auftreten gegen eine Reichsstadt, die sich in Unterhandlungen mit dem schwedischen Könige befand, und deren Garnison zu wiederholten Malen Ausfälle gegen die kaiserliche Mannschaft, die in das Stift Magdeburg verlegt war, unternommen hatte. Tilly verlegte im December das Hauptquartier nach Halberstadt und machte anfänglich den Versuch, auf dem Wege der Unterhandlungen die Magdeburger dahin zu bringen, dass sie sich unterwürfen. Er bemühte sich gleichfalls von Schlesien aus, Landsberg zu verproviantiren, welcher Ort von Gustav Adolf bedroht wurde. Er rechnete auch auf die Getreidevorräthe Schlesiens, um aus denselben seine eigene Armee versehen zu können, weil auf Beiträge aus den Kreisen in Deutschland nicht zu rechnen sei. Geld für die Kriegskasse floss aus Wien und von Seiten des Kriegscommissärs Ossa in reichlicherem Masse als früher zu, wenn dasselbe auch nicht genügte, alle Bedürfnisse auf die Länge zu verschaffen, denn um den Sold eines Monats zu zahlen, bedurfte es 250,000 Florin. [1]) Tilly musste sich der Oder nähern und mit Aufmerksamkeit den Kriegsplan des schwedischen Königs verfolgen, in Folge dessen der Angriff auf Magdeburg verschoben wurde. Die Kaiserlichen gewannen einige Vortheile in Betreff der kleineren Ortschaften des Stiftes und standen durch einen der Capitäne

[1]) Hurter, X. p. 293—96, 336—38, 353.

des Administrators, Namens Alemann, in Verbindung mit den kaiserlich Gesinnten in Magdeburg, so dass sie sich Kenntniss von den Plänen ihrer Feinde zu verschaffen wussten.[1]) Wir wollen hier einige Mittheilungen über die Lage der bedeutenden Reichsstadt machen, die von einer feindlichen Armee bedroht wurde, sowie auch in Betreff einiger weniger bedeutenden Kriegsunternehmungen.

Die Blicke Gustav Adolf's waren auf Magdeburg gerichtet, woselbst der Hofmarschall vermeinte, die Sachen bis zum Frühling „mainteniren" zu können, sofern man ihn mit 4000 Reichsthalern unterstützte.[2]) Der König beeilte sich, Falkenberg von der Eroberung der beiden Strassen zu benachrichtigen, welcher später ein Theil von Hinterpommern und der Neumark gefolgt war, und dass der Feind in grosse Confusion gebracht sei. Gustav Adolf wollte den Missmuth der Kaiserlichen benutzen, er wollte seinen Sieg verfolgen und „ich suche deshalb bei Euch Succurs". Falkenberg möge deshalb guten Muthes sein und mit dieser Nachricht die Bürgerschaft und die Truppen aufzumuntern suchen.[3]) Eine Woche später langte eine Nachricht von Magdeburg an, wo „unsere Sachen ziemlich wohl stehen, wenn auch einige widerwärtige Consilia zuweilen vorfallen. Der Marschall besitzt jetzt 4000 Mann Fussvolk und einige Hundert Pferde. Er hat kürzlich mit grossem Verluste für die Kaiserlichen ihr Magazin Hammersleben (Neu-Haldensleben?) erobert.[4]) Tilly, sowie andere feindliche Truppen sind einige Male dagewesen, sind aber zurückgeschlagen worden. Der Marschall hat einmal einen Einfall in die Quartiere der Kaiserlichen unternommen, 800 Mann niedergehauen und andere Truppen in einen Morast hinaus getrieben, sowie mehrere an-

---

[1]) Walmerode an den Kaiser, Halberstadt d. 2. Januar (n. Styls) 1631. Staatsarchiv in Wien.

[2]) Schreiben Grubbe's v. 4. Decbr.

[3]) Gustav Adolf an den Marschall d. 28. Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv I. Nr. 178. Der König schrieb gleichfalls an die Stadt Magdeburg und warnte die Bürger vor den listigen Vorspiegelungen des Feindes. Von der Waffengewalt hätten sie nicht sonderlich zu fürchten. Der König werde ihnen bald beistehen. Chemnitz p. 108.

[4]) Schreiben Grubbe's d. 5. Januar 1631.

dere Abtheilungen in die Flucht geschlagen.[1]) Durch Ueberrumpelung (den 20. December a. St.) in einer finsteren Nacht eroberte Oberst Schneidewin mit 1000 Mann Neu-Haldensleben (Alwensleben).[2]) Der kaiserliche Generalwachtmeister von Wirmünd rückte später gegen diesen Ort, allein ohne Kanonen vermochte er Nichts auszurichten. Holck cernirte Haldensleben und führte acht Kanonen mit sich. Durch Unterhandlungen bewirkte die Besatzung des Administrators freien Abzug, indem sie sich verpflichtete, keinen Dienst bei den Feinden des Kaisers zu nehmen und ihre Pferde, Waffen und Munition abzugeben. Eine Eroberung, die in dem Schreiben Falkenbergs mit Befriedigung genannt wird, ging bald verloren. Die Magdeburger nahmen Revanche durch Besetzung von Egeln. Die Lage in Magdeburg erweckte allerdings Bekümmerniss in Betreff der Zukunft. Markgraf Christian Wilhelm war weder geliebt, noch besonders geachtet und hatte keinen Einfluss auf die Bürgerschaft, welche offen ihr Missvergnügen darüber äusserte, dass der schwedische König sich nicht beeilte, die Stadt zu entsetzen. Halbe Massnahmen, übertriebene Ansprüche auf fremde Unterstützung, Mangel an Aufopferung, wenn die Rede von der Vertheidigung Magdeburgs war, prophezeiten nichts Gutes für die bedenkliche Zeit, da ein ernstlicher Kampf eintreten müsse. Spiessbürgerlicher Geist verknüpfte sich mit einem stumpfen Blick für die Gefahren der nächsten Zukunft. Magdeburg war nicht zu vertheidigen, wenn nicht die Besatzung durch gute Quartiere und gute Verpflegung gegen Krankheiten geschützt wurde und Gelegenheit bekam, ihre gesunkenen Kräfte zu erfrischen. Der Administrator hätte aus Nachlässigkeit oder Kurzsichtigkeit unterlassen, die Vorräthe in Magdeburg zu sammeln, die im Erzstifte sich befanden, und dieselben fielen nun in die Hände der Kaiserlichen. In der Stadt war Proviant reichlich vorhanden, allein die Bürger forderten baare Zahlung und wollten weder an Munition vorschiessen, noch den Soldaten Quartiere geben. Die Besatzung

---

[1]) Infolge einer Angabe aus dem kaiserlichen Lager war Schneidewin 740 Mann stark; und nach einem andern Bericht hatte er 650 Mann und 2 Kanonen. Wirmünd an Wallenstein d. 6. Decbr. 1630. Schreiben Holck's v. 7 Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv zu Wien.

[2]) v. Wirmünd's und Holck's Schreiben. Chemnitz, I. p. 106, 107.

wurde deshalb in die Vorstädte Sudenburg und Neustadt gelegt, woselbst die Sterblichkeit unter der Mannschaft bedeutend war, zweifelsohne weil man nicht in genügender Weise für ihre Bedürfnisse gesorgt hatte. Falkenberg bewirkte endlich im Januar 1631, dass 600 Mann in die eigentliche Stadt einquartiert wurden. Der Hofmarschall fand bei dem Magistrat mehr Bereitwilligkeit für seine Wünsche, als bei der gemeinen Bürgerschaft, welche letztere zwei Ausschüsse gebildet hatte, die Theil an den Berathungen des Rathes und wichtigeren Fragen nahmen; auch die Stadtviertel und die Gilden hatten ihre Deputirten dort. Die Stimmenmehrheit war entscheidend für die Beschlüsse.[1]) Bei einer solchen demokratischen Verfassung wurde das System der Sparsamkeit bis aufs Aeusserste getrieben, und wenn auch die niedere Bürgerschaft in Hingebung an die evangelische Lehre das Interesse der Schweden wahrnahm und sich dem Administrator anschloss, so verweigerte sie doch, irgend welche Opfer zu bringen, was sie auch infolge des Vertrages mit Gustav Adolf nicht nöthig hatte. Es entstand allmählich eine gewisse Kälte gegen den König, weil es gar zu lange mit dem versprochenen Entsatz dauerte. Die Magdeburger wünschten gute Tage zu haben und unbelastet von Contributionen und dergleichen zu bleiben. Die Bürger waren nicht gesonnen, selbst unter die Waffen zu treten und unterstützten auch nicht die Soldaten, die sie vertheidigen sollten. Die Dörfer, die den kaiserlichen Erpressungen mehr ausgesetzt waren, dachten daran, sich zur Wehr zu setzen. „In diesen Ortschaften sieht es sonderbar aus, und es dürfte zu einem allgemeinen Aufruhr kommen. Das verrückte Magdeburg rechnet auf die schwedische Hilfe und ist noch immer für längere Zeit verproviantirt. Die Unsicherheit (in den Dörfern?) ist so gross, dass der eine Wolf den andern auffrisst. Und da man dort ebenso wenig Ackerbau, als Handel treiben kann, so ist es unmöglich, die Folgen solcher Zustände vorauszusehen.[2]) Tilly liess dem Rath Magdeburgs ein Schreiben zustellen, durch welches er denselben benachrichtigte, dass er vom Kaiser mit

---

[1]) Chemnitz, I. p. 105—106.

[2]) J. Ahrmann an den Herzog Albrecht, Halberstadt, d. 2. Februar 1631. Kriegshistor. Archiv zu Wien.

dem Oberbefehl in Niedersachsen betraut sei. Er würde nichts lieber sehen, als dass das Erzstift und die angrenzenden Gebiete und Länder von dem Druck des Krieges befreit würden, so dass die Unterthanen ihren früheren Wohlstand wiedergewinnen könnten. Er ermahnte die Magdeburger von ihren unverantwortlichen Plänen abzustehen, zu welchen sie ohne Zweifel durch „feindhässige Leute" verleitet worden seien. Sie sollten nicht länger im Aufruhr gegen den Kaiser verharren, weil sie keine Ursache hätten, ihm Widerstand entgegenzusetzen. Wenn diese wohlgemeinte Ermahnung zu Nichts führe, seien die Magdeburger für die Verödungen verantwortlich zu machen, die in den fürstlichen Besitzungen der Nachbarschaft stattgefunden hätten, und die Bürger selbst müssten alsdann ihren unausbleiblichen Untergang vor Augen haben. Alle diejenigen, die sich gegen den Kaiser aufgelehnt hätten, seien durch die gerechten Fügungen Gottes hart bestraft worden. — In der Antwort von Seiten des Rathes wurde von den Lasten der Stadt und von deren Devotion für den Kaiser gesprochen und man beklagte sich gleichfalls darüber, dass die Religionsfreiheit bedroht sei. Man bat Tilly, die Magdeburger nicht zu beunruhigen, bis eine Resolution von dem Kaiser angelangt sei. Tilly und Pappenheim nahmen einige Zeit eine abwartende Stellung ein; die Waffen ruhten wegen des strengen Winters und auch deshalb, weil die Heerführer die Unternehmungen von Kursachsen und Kurbrandenburg überwachten. [1]) Magdeburg war nicht kaiserlich gesinnt; hatte aber nicht Voraussicht genug, um die Grösse der Gefahr zu ahnen; es herrschte dort Mangel an Gemeinsinn und der Vortheil des Einzelnen wurde höher geschätzt, als das allgemeine Wohl. Bürger mit Krämergesinnung waren keine Krieger. Man fand in Magdeburg nicht die geringste Spur von der Hochherzigkeit und dem Heldenmuth, welche die freien Städte des Alterthums zum Kampfe gegen die Uebermacht bewaffnet hatten.

Eins der Hindernisse, welche sich dem Entschlusse Gustav Adolf's, Magdeburg Entsatz zu bringen, entgegengestellt hatten, war allerdings verschwunden; die Kaiserlichen waren aus ihrer festen Stellung bei Gartz vertrieben, und es war dem König

[1]) Bensen, Das Verhängniss Magdeburgs, p. 374—75.

möglich, seine Eroberungen längs der Oder auszudehnen; allein die Neutralität Brandenburgs legte noch immer die Truppenbewegungen der Schweden in der Richtung mehr oder weniger lahm, in welcher sie sich bewegen mussten, um Magdeburg unterstützen zu können. Es war nicht möglich, verschiedene wichtige Plätze unbesetzt im Rücken liegen zu lassen, wenn das schwedische Heer einen längeren Marsch antrat. Es mussten zuerst Stützpunkte an der Oder gesucht werden. Die Schwierigkeiten und Bedenken, welche Gustav Adolf's Zug nach der Elbe aufhielten, entsprangen der Stellung des Königs zu den protestantischen Kurfürsten. Diese verwickelten Unterhandlungen werden den Gegenstand unserer Darstellung bilden, wenn wir die politischen Auftritte des Jahres 1631 schildern. Für den Augenblick beschränken wir uns darauf, zu bemerken, dass ein Schreiben des Königs an den Reichskanzler, in welchem er seine letzten Erfolge im Felde bespricht und von dem Bedürfniss einer ferneren Verstärkung durch 2- bis 3000 Mann aus Preussen spricht, durchaus nicht Magdeburg vergisst, dessen Entsatz das Ziel künftiger Waffenbewegungen werden solle. [1]) Als die Kaiserlichen von Greifenhagen und Gartz vertrieben wurden, that Gustav Adolf einen wichtigen Schritt zur Erweiterung des Kriegsschauplatzes. Derselbe genügte jedoch nicht, um die Armee zu sichern, und bevor weiter vorgegangen wurde, musste der König sich Küstrin, sowie einen festen Platz an der Elbe gesichert haben, um einen Stützpunkt für seine Unternehmungen auf dem beabsichtigten Zug zu gewinnen, und um nicht von einem Rückzuge abgeschnitten zu werden, wenn ein solcher nothwendig werden sollte. Der König musste gleichfalls der Mitwirkung von Seiten der beiden protestantischen Kurfürsten sicher sein. Es hielt schwer, ja es war fast unmöglich, Kurbrandenburg und Kursachsen dahin zu bringen, dass sie einen beherzten Entschluss fassten, durch welchen sie sich bei dem Kaiser in Verdacht bringen würden und aus welchem sie in der nächsten Zukunft Gefahr befürchten könnten, wenn es Gustav Adolf an Erfolg fehlen sollte. Es wurde

---

[1]) Gustav Adolf an den Reichskanzler d. 28. Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv I. Nr. 179.

viel kostbare Zeit mit Unterhandlungen vergeudet, und es stand nicht in der Macht des Königs, Magdeburg beizuspringen.

Die Schilderungen dieser Schwierigkeiten stehen im Zusammenhang mit den folgenden Ereignissen, mit diplomatischen Unterhandlungen und mit dem Waffenglück an der Oder. Indem wir diese Entwickelung der Pläne Gustav Adolf's abwarten, Pläne, die von den Magdeburgern nicht begriffen wurden, weil sie sich vorstellten, dass der Weg offen sei und der schwedische Entsatz unverzüglich erfolgen müsse, bemerken wir hier nur, dass die Hoffnungen unerfüllt blieben, ohne dass die Schuld und Verantwortung dafür dem Schweden-König aufzubürden sind, sowie dass ein Jeder im Kriege, sei er eine grössere oder kleinere Macht, vor allen Dingen auf seine eigenen Hilfsmittel und nicht auf die seiner Verbündeten zu rechnen hat.

Wir beschliessen die Darstellung der kriegerischen Auftritte des Jahres 1630 mit einigen Angaben über die deutsche Flotte: Vier der kaiserlichen Schiffe in Wismar liefen am 18. November aus, um vier schwedische Kriegsschiffe, mit welchen Peter Blom an der Rhede von Wismar geankert hatte, zu verjagen. Der schwedische Admiral wartete die Ankunft des Feindes am „Hanebald" ab. „Die Schiffe des Feindes hatten jedoch besseren Wind als die unserigen und thaten ihr bestes, um unsere Schiffe zu entern." Das Admiralschiff des Feindes, welches ein besserer Segler war als die übrigen,[1]) kam zuerst heran und wurde von den schwedischen Schiffen dermassen begrüsst, dass es nicht lange Stand hielt. Aus einem Bericht von Ryning an den König wäre zu schliessen, dass sämmtliche kaiserlichen Kriegsschiffe in den Hafen von Wismar zurückgekehrt seien; allein einer anderen Angabe zufolge war das Admiralschiff so hoch in den Wind gerathen, und die verfolgenden schwedischen Schiffe so nahe, dass es den Hafen nicht erreichen konnte, sondern nach Travemünde entfloh, worauf das feindliche Kriegsschiff in dem Hafen von Lübeck schwedische Besatzung bekam.

---

[1]) Das Admiralschiff „König David" führte 32 Metall-Kanonen. Vergl. de Roy's Schreiben, Wismar, d. 6. Januar 1631. Kriegshistor. Archiv zu Wien. Nach Chemnitz, p. 91, befanden sich 40 Metall-Kanonen am Bord.

Das Letztere ist jedoch nicht der Fall gewesen, sondern Lübeck hat sich in den Besitz des Schiffes gesetzt und als Salvius darauf bestand, es als gute Prise ausgeliefert zu bekommen, weigerten die Lübecker sich. Salvius vergleicht das Schiff mit einem Stück Wild, welches der Jäger auf seinem Gebiete gehetzt und nun später auf das Gebiet Anderer verfolgt hat. Die Lübecker liessen sich durch diese Beweisführung nicht überzeugen, sahen sich vielmehr für berechtigt an, das Admiralschiff zu behalten, um so mehr, als dasselbe früher mehrere Kauffarteischiffe mit Ladung, die den Bürgern Lübecks gehörten, aufgebracht hatte, und es nun billig sei, dass diese letzteren zum Ersatz ihrer Verluste gelangten.[1]) Gabriel de Roy behauptete, dass nur ein einziges Lübeck'sches Schiff, welches mit Getreide beladen aus Schweden gekommen war, in die Hände der Kaiserlichen gefallen sei und dass dieses Schiff nach angestellter Untersuchung freigegeben worden sei. Infolge dessen bestand man darauf, dass das Kriegsschiff mit Kanonen und Takelage den Kaiserlichen ausgeliefert werden solle. Hierauf folgte keine Antwort. Gabriel de Roy verliess Wismar und Adrian von der Düssen, welcher 12 Jahre die holländische Flotte in Indien commandirt hatte, trat an die Stelle de Roy's und bekam die Oberaufsicht über die kaiserlichen Schiffe in Wismar.[2])

In Ermangelung wirksamer Unterstützung von Seiten der Hansestädte konnte eine deutsche Reichsflotte nicht gebildet und bemannt werden, auch brauchte man Zeit, um hinreichend erfahrene Seeleute auszubilden. Diejenigen Kriegsmittel, welche die österreichische Regierung und die Ligisten beschafften, mussten nothwendigerweise für das entblösste Kriegsheer zu Lande verwendet werden. Durch eine kräftige Mitwirkung von Seiten Spaniens und namentlich der spanischen Niederlande würde allerdings Manches zum Nachtheil Schwedens geschehen können; aber dann wären auch die Landungstruppen in Bereitschaft zu halten, um ein entfernt liegendes Reich anzugreifen,

---

[1]) Relation des E. Ryning, d. 26. Novbr. 1630. Kriegshistor. Archiv II. Nr. 606. Chemnitz, I. p. 91, 92.

[2]) G. de Roy's Schreiben v. 6. Januar 1631. Undatirter Brief ohne Unterschrift (1631). Kriegshistor. Archiv zu Wien.

welches an Vertheidigungsmitteln nicht arm war. Die Kaiserlichen waren nach ihrer Niederlage bei Gartz und Greifenhagen von der Ostsee entfernt, und Schlesien könnte nun eher als Schweden mit einem feindlichen Einfall bedroht werden. Die Truppen Spaniens waren durch den Krieg mit den Holländern, sowie ferner durch den Feldzug der Schweden in Deutschland, woselbst die Interessen der beiden Kronen sich feindlich berührten, genügend beschäftigt. Bei voller Achtung, die der Forscher bereitwilligst der ausgezeichneten spanischen Infanterie-Phalanx und dem berühmten Heerführer Spinola zollt, muss man jedoch gestehen, dass die Macht Spaniens sich im Abnehmen befand und nur in der Entfernung einen Glanz verbreitete, namentlich durch die Erinnerung an das, was dieses Reich früher gewesen war. Kräftige Massnahmen zu einem Angriffskriege mit Benutzung der Hilfsquellen, die noch zu Gebote standen, waren nicht zu befürchten von Seiten „der Schattenkönige zu Aranjuez“ und von Ministern, bei denen sowohl Tüchtigkeit als Glück vermisst wurde. Und so lange die kaiserlichen Kriegsschiffe im Hafen von Wismar blockirt lagen, konnte von einem Kriege zur See nicht die Rede sein. Die Feindseligkeiten beschränkten sich auch auf ein einziges Gefecht.

Bündniss Schwedens mit England und Frankreich.

Die Hilfe aus England wurde infolge der Geldverlegenheit dieses Reiches verzögert. Gustav Adolf gab dem Reichs- und Kammerrath in Schweden den Auftrag, auf sechs Monate Credit, dem Hamilton 72 Schiffspfund Pulver, 1800 Musketen, 250 Bandoliere, 2500 Waffen und 1000 Piken zu verschaffen. Es war von grossem Gewicht, dass die schottische Anwerbung zur rechten Zeit unterstützt wurde, und dass diese Lieferung, die man Tripp oder De Heer überlassen könnte, wenigstens im Monat März 1631 stattfand.[1]) Kurz nach diesem Befehle gelangte Archibald Ranchin mit einem Schreiben vom englischen

---

[1]) Schreiben Gustav Adolf's v. 24. Novbr. 1630. Kriegsgeschichtl. Archiv Nr. 168.

König und von Hamilton nach Schweden, und dieses Schreiben erinnerte an die Munition und forderte grössere Unterstützung, da Hamilton 20,000 Mann aufzutreiben hoffte. Der Brief Karl I. enthielt hauptsächlich Complimente. Nachdem Hamilton auf eigene Kosten 7 Kriegsschiffe mit 30 Kanonen ausgerüstet hatte, liess Gustav Adolf es sich angelegen sein, die Schiffe anzuschaffen, die noch erforderlich waren. Die englische Hilfssendung war für die Wesergegenden bestimmt, und Lesslie sollte mit seiner Kriegserfahrung und seinem Rath Hamilton beistehen. Gustav Adolf wünschte vergebens ein näheres Bündniss mit Grossbritannien. Die schottischen Ausrüstungen verzögerten sich infolge der Verschwörung eines Barons Okhaltey, welcher Hamilton durch eine unwahre Anklage wegen Hochverraths zu stürzen suchte. Dies war jedoch nur allerlei unbegründetes Gerede, wurde verbreitet vom schottischen Obersten Mackay und zuerst erzählt in Stockholm bei einem Trinkgelage von Seiten des hamiltonschen Abgesandten. Als hier nämlich einige der Gäste sich darüber beklagten, dass die Papisten in England sich gut mit König Karl I. ständen und dass sie dort sehr überhand nähmen, erinnerte der Abgesandte Hamilton's daran, dass bald ein anderer kommen und die Papisten verjagen würde, worauf er ein Glas für den König Jacobus leerte, er aber meinte Jacob Hamilton. Diese Erzählung war jedoch immerhin eine unerwiesene Anschuldigung, die nur für die Person gravirend sein konnte, welche die Worte geäussert hatte; es fiel auch nicht der geringste Schatten auf Hamilton, im Gegentheil, er stand in noch grösserer Gunst als vorher bei Karl I. Indess wurde die Ausschiffung der Truppen bis in den Sommer 1631 verschoben. 6000 Mann waren beisammen. Die Schiffe wurden durch Sturm verhindert, nach der Weser zu gehen und liefen statt dessen durch die Ostsee, bis in die Oder. [1])

Für Frankreich war es wichtiger, als für Grossbritannien, so schnell wie möglich sich mit Schweden durch das Versprechen gegenseitiger Unterstützung zu verbünden, um mit Erfolg den Kampf gegen das Habsburger Haus ausfechten zu können. Richelieu war unzufrieden mit den Vertrags-

---

[1]) Schreiben Grubbe's v. 4. Decbr. 1630. Kriegshistor. Archiv Nr. 168, 286, 614, 650, 685, 689.

Bedingungen, die die französischen Gesandten in Regensburg am 18. October 1630 unterzeichnet hatten. Die Bestätigung des Königs wurde daher verweigert, um keine Einwilligung zu einem Artikel zu geben, der die französische Regierung verpflichtete, keine Unterstützung an die Feinde des Kaisers gelangen zu lassen. Pater Joseph ermahnte Charnacé, alles aufzubieten, um einen solchen Sturm zu erwecken, dass das österreichische Haus in seinen Grundvesten erschüttert würde. Der Gesandte sollte auf's Neue die Unterhandlungen mit dem schwedischen König eröffnen.[1]) Charnacé begab sich erst zwei Monate nach dem genannten Auftrag zu dem König ins Hauptquartier Bärwalde; das Bündniss zwischen der schwedischen und französischen Krone wurde dort am 13. Januar (1631) abgeschlossen. Den Inhalt des Vertrages haben wir im Vorhergehenden besprochen. Im schwedischen Lager hoffte man mehrere Bundesgenossen zu gewinnen, da die neuen Kräfte und Hilfsquellen die Aussicht eröffneten, den Krieg zu einem glücklichen Ausgang zu führen. Gustav Adolf weigerte sich lange, Bayern und den Ligisten Neutralität zuzugestehen, weil er mit Tilly's Handlungsweise bei Ratzeburg und mit der Cernirung Magdeburgs unzufrieden war. Die Neutralität wurde auf Gustav Adolf's Freunde und Bundesgenossen beschränkt und sollte den genannten Fürsten nur dann gewährt werden, wenn ihre Truppen die evangelischen Besitzungen und namentlich Bremen räumten.[2])

Wie sehr dies Bündniss auch auf einseitigen Vortheil Frankreichs berechnet war, so verschaffte es doch Gustav Adolf die Gelder, die er nöthig gebrauchte, und das Vertrauen in seine materiellen Hilfsmittel steigerte sich dadurch so, dass er die Aussicht hatte, mehrere neue Bundesgenossen zu bekommen. Diese Hoffnung wurde jedoch durch Tilly's Auftreten im nördlichen und mittleren Deutschland vereitelt. Bei einem so tüchtigen, angesehenen, in Siegen ergrauten Heerführer, der auf's

---

[1]) Hurter, X. p. 221—222; 338—339.

[2]) Schreiben Grubbe's vom 18. Januar 1631. Kriegshistor. Archiv Nr. 615.

Beste verpflegten, widerstandsfähigen kaiserlichen Truppen wurde es Gustav Adolf schwer, neben seinen Eroberungen die Erwerbung neuer Bundesgenossen im Auge zu behalten.

Stellung Gustav Adolf's zu den mächtigeren protestantischen Fürsten.

Betrachten wir die Stellung Gustav Adolf's zu den mächtigeren protestantischen Fürsten, so finden wir, dass Johann Georg von Sachsen eigentlich ein Freund des Kaisers war, für Aufrechterhaltung der Reichsconstitution und für gesetzliche Formen eiferte. Von seinen Maximen und optimistischen Voraussetzungen ging der Kurfürst durchaus nicht oder wenigstens höchst ungern zur That über, selbst dann nicht, wenn die Gefahr ihn dazu ermahnte, eine bestimmte Stellung in dem Kampfe einzunehmen. Die sächsische Bedächtigkeit schläferte man mit Hoffnungen ein, die zwar mit der Friedensliebe des Kurfürsten, aber nicht mit der politischen Lage übereinstimmten. Bei seinen Trinkgelagen des Abends fasste Johann Georg wohl zuweilen dreiste Entschlüsse, welche aber stets am Morgen mit dem Nebel der Bacchanalien verflogen waren und den Kurfürsten so machtlos und unentschlossen wie vorher liessen. Unmässigkeit im Trinken war fast überall in Deutschland Hofsitte, und vielleicht am meisten in Dresden und Berlin, und darf man einem Briefschreiber glauben, [1]) so fanden sogar gewaltsame Auftritte während des Rausches statt. In seinem Familienkreise war Johann Georg despotisch; doch kann man einen gewissen Rechtssinn einem Fürsten nicht absprechen, welcher hohe Achtung für die Reichsverfassung hegte und der aus Patriotismus am liebsten allen ausländischen Einfluss vernichtet gesehen hätte. Sein Anschluss an den Kaiser war jedoch nicht

---

[1]) Der Kurfürst „hat bei einem Bankett in Merseburg, welches dort sämmtliche Fürsten abhielten, seinen besten Trumpeter todtgestochen." E. Persson an Axel Oxenstjerna den 25. März 1620. (C. S.) Hammarstrand, S. 238. Man muss jedoch die Briefe unbedeutender Personen mit Vorsicht benutzen, weil dieselben oft unbegründete Gerüchte aufschnappen.

vollkommen uneigennützig; der Vortheil oder die Sicherheit Kursachsens galt ihm mehr als die evangelische Sache, welche erst dann von ihm beherzigt wurde, als er seine Staaten bedroht sah. Johann Georg griff persönlich mehr als sein Amtsbruder an der Spree in die Politik ein, infolge dessen nahm aber Sachsen auch eine so schwankende und unentschlossene Haltung an, bis der Krieg und die Macht der Begebenheiten Johann Georg zwangen, sich zu ermannen und ein Bündniss mit Gustav Adolf einzugehen.

Georg Wilhelm von Brandenburg gehörte zu den schwachen Fürsten, welche lieber die Regierung ihren Rathgebern überlassen, als selbst die Last der Krone zu tragen, doch wurde er von zwei entgegengesetzten politischen Richtungen hin- und hergezogen, von denen die eine unter dem Einflusse Schwarzenbergs stand und die andere ihr Organ im Gesetze und den übrigen protestantischen Ministern fand. Georg Wilhelm trat nur dann mit Selbstständigkeit auf, wenn er seine Rathgeber wechselte und den ersten Schritt that, sich an ein neues politisches System anzuschliessen. Der schwache und kränkliche Kurfürst ist eine melancholische Persönlichkeit, der man Theilnahme zollen muss, weil er das Unglück seines Landes und seiner Zeitgenossen mit fühlte und sich nicht zufrieden geben konnte, dass eine fremde Waffenmacht die gesetzliche Ordnung mit Füssen trat. Brandenburg hatte um diese Zeit kein genügend grosses Kriegsheer und wurde deshalb ein Raub der kriegführenden Mächte. Es wurde zuviel Geld mit Belustigungen vergeudet, und man behauptete, dass der Günstling Burgsdorf bedeutende Summen unterschlage. Er beherrschte den Kurfürsten ganz und machte auch kein Geheimniss daraus. Da Burgsdorf jedoch eine tüchtige Persönlichkeit war und auch unter der Regierung Friedrich Wilhelms Dienste leistete, so wollen wir uns nicht weiter bei dem Carricaturbild aufhalten, welches ein parteiisches Pasquill von dem Günstling des Kurfürsten entworfen hatte, der allgemein gehasst wurde; mit wie viel Recht, können wir nicht entscheiden.

Georg Wilhelm war unbedeutender und unthätiger als der sächsische Kurfürst; allein die brandenburgischen Regierungsräthe, die in der Regel die Regierung führten, wenn Schwarzenberg abwesend war, fassten die politische Lage mit grösserer

Klarheit und Sicherheit auf, als das Dresdener Cabinet, welches sich mit der Vorstellung beruhigte, dass man mit Hilfe der Reichsconstitution den Gewaltthätigkeiten zuvorkommen und die bewaffnete Macht niederschlagen könne. In Cöln an der Spree betrachtete man die Sachen mit mehr praktischer Berechnung, und man erkannte die Nothwendigkeit, gemeinsame Sache mit den Evangelischen zu machen, ohne dass man doch vor der Hand ein Bündniss mit den Schweden eingehen wollte.[1]) Die Unterhandlungen führten jedoch zu keiner männlichen Handlungsweise; die Neutralität war die Losung des Tages. Um diese Zeit stand neben Georg Wilhelm ein kraftvoller und scharfblickender Staatsmann und Heerführer, der so ungerechter Weise verkannte Arnim,[2]) welcher den Dienst des Kaisers verlassen hatte und sich nun in Berlin ohne amtliche Beschäftigung aufhielt. Arnim trat für die Bildung einer dritten Partei in Deutschland auf, welche das Gleichgewicht zwischen dem Kaiser und Gustav Adolf halten und die Reichsverfassung und die Rechte der Fürsten vertheidigen sollte. Das bestimmtere Auftreten, welches Brandenburg im Vergleich zu Kursachsen charakterisirt, ist allein Arnim und dem Einfluss der Minister in diesem Lande zu verdanken, nicht aber dem schwachen Georg Wilhelm. Auf Seiten Kursachsens brachte man es nur zu einer langen Folge von Unterhandlungen, die sich in halbe Beschlüsse und in eine schwankende Haltung auflösten. Brandenburg wich einer Annäherung an die Schweden aus, bestand dagegen auf der Nothwendigkeit, dass die deutschen Stände sich aneinander schlössen. Bei der Zusammenkunft in Zabeltitz im August 1630 hatten die brandenburgischen Minister den Zusammentritt der obersächsischen Stände und der Gesandten der Seestädte vorgeschlagen, bei welchem man sich über gemeinsame Beschlüsse einigen sollte, um sich gegen den schwe-

---

[1]) Die innern Verhältnisse am brandenburgischen Hofe in den Jahren 1626—1630 sind sehr wenig bekannt. Dass Schwarzenberg ein Verräther war, ist ausgemacht. An einigen europäischen Höfen verbreitete man sogar vor Gustav Adolf's Erscheinen in Deutschland die Nachricht, dass er einen Confessionswechsel des Kurfürsten betreibe.

[2]) Cosmar, Untersuchung der gegen Ad. v. Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen; p. 32, 34, 46. Arnim wird in dieser Arbeit, I. und V. Theil I., S. 396—404 erwähnt.

dischen König vertheidigen zu können, sowie auch, um sich dem Druck von Seiten des katholischen Bündnisses zu entziehen und sich von dem Restitutionsedict loszusagen. Die sächsischen Räthe antworteten, dass man dem Kaiser gehorsam sein müsse, doch könne man ihm Vorstellungen machen. Es wurde vermuthet, dass der Kaiser nicht auf ein Bündniss mit den Kurfürsten bestehen und auch nicht die Uebergabe ihrer festen Plätze von ihnen fordern würde. Man könnte Proteste gegen die Ausführung des Restitutionsedictes erheben. Der schwedische König würde unzweifelhaft Kurbrandenburg nicht zu einem Bündniss mit ihm zwingen, und man sah die Abschickung einer Gesandtschaft an Gustav Adolf ebenso wenig für räthlich an, als die Einberufung der Kreisstände, weil dergleichen Schritte geeignet seien, beim Kaiser und den katholischen Fürsten Verdacht zu erwecken. Von einer bestimmten Erklärung sah man ab und bedauerte nur, dass der König von Schweden keine Geneigtheit zeige, einen Mittelweg einzuschlagen. [1])

Ein brandenburgischer Rathsherr von Leuchtmar wurde im November 1630 an Gustav Adolf nach Ribnitz gesandt, um Neutralität zu erbitten. Hierauf wurde geantwortet, dass der Kurfürst seine Strassen dem König öffnen, dem schwedischen Heer Contribution entrichten, es mit Proviant versehen und Lauf- und Sammelplätze für die schwedische Anwerbung herstellen solle; ferner wäre er verpflichtet, die Kaiserlichen von den Strassen und Festungen zu entfernen, die er ihnen geöffnet, und ihnen Winterquartier, Contributionen und Laufplätze zu verweigern, wenn er der schwedischen Armee nicht gleichfalls solche zur Verfügung stellte. Der Gesandte reiste mit dieser Antwort ab und Georg Wilhelm gewann Zeit für seine Unschlüssigkeit; es wurde kein Entschluss gefasst, bis zwei Monate später neue Unterhandlungen eröffnet wurden.

Johann Georg begann dem Kaiser gegenüber eine männliche Sprache zu führen und war darauf bedacht, im Verein mit den übrigen evangelischen Ständen die noch immer drücken-

---

[1]) Helbig, Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, S. 24 und 25.

den Lasten und Beschwerden in Ueberlegung zu ziehen. Dieses für den Augenblick kräftigere Auftreten wurde veranlasst durch die Weigerung Ferdinand II., in Betreff des Restitutionsedictes ein Zugeständniss zu machen, sowie dadurch, dass er auch Hilfstruppen gegen die Schweden und Contributionen aus Kursachsen gefordert hatte und darauf bestand, dass die Kaiserlichen in Sachsen ihren Unterhalt bekämen. Der Kaiser stimmte später den Ton herab und suchte den Kurfürsten mit der Versicherung zu beruhigen, er habe nicht die Absicht, seine Forderungen höher zu schrauben, als sie ihm von der Reichsverfassung zugestanden würden. Er wolle keine „füglichen Mittel“ verweigern und in Betreff der Ausführung des Restitutionsedictes solle Milderung stattfinden.[1]) Ferdinand II. hatte gewünscht, Johann Georg in Regensburg zu sehen, und in einem Schreiben der katholischen Kurfürsten wurde derselbe Wunsch ausgedrückt; allein er wurde nicht beachtet, weil Sachsen mit Feindseligkeiten bedroht war und der Kurfürst somit sein Land nicht verlassen konnte, welches durch die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Soldateska viel zu leiden hatte. Klagen über dergleichen Unordnungen wurden dem Kaiser aus allen Gegenden Deutschlands gemeldet und er müsse auf Abhilfe dieser Beschwerden dringen. Johann Georg gab ausserdem zu verstehen, dass er sich zu nichts verpflichten würde, was nicht in Uebereinstimmung mit der Reichsverfassung sei, und behielt sich eine Auseinandersetzung mit den Evangelischen vor.

Die Verbote, welche der Kaiser gegen Unterstützung des Reichsfeindes erlassen hatte,[2]) brachte Johann Georg in seiner Eigenschaft als Kreisoberster wohl auf anderen Gebieten, aber nicht in seinem Kurfürstenthume zur Anwendung. Die neutrale Haltung wurde nicht aufgegeben, als Gustav Adolf sich bemühte, durch Herzog Wilhelm von Weimar den Kurfürsten zu gewinnen. Später wandte sich D. von Falkenstein mit einem Schreiben an den kursächsischen Stallmeister von Taube, dessen Bruderssohn Dienste in der schwedischen Armee genommen hatte. Das Schreiben enthielt die Versicherung, dass Gustav

---

[1]) Schreiben vom 23. Aug. und 19. Septbr. n. St. 1630.

[2]) Mandata avocatoria und inhibitoria.

Adolf nicht die Absicht habe, die Verfassung und Freiheit des deutschen Reiches irgendwie anzutasten. 40,000 Mann Schweden und eine gleich starke Anzahl der übrigen Bundesgenossen würden bald den Frieden herstellen können. Der König beabsichtige ferner, alle Besitzungen, die ihm zufielen, ohne Schadenersatz zurückzugeben, sowie in Allem nachzugeben, was zum Besten des Gemeinwohls gereiche und nicht zum Schaden seiner Reputation oder seines Reiches sei; endlich versprach er, dass der Sohn des Kurfürsten Magdeburg erhalten solle. Taube erhielt indessen Befehl, das Schreiben Falckenberg's nicht zu beantworten.

Die beabsichtigte Zusammenkunft mit den evangelischen Ständen wurde aufgeschoben, weil die Ligisten als Vermittler auftraten und sich bereit erklärten, zwar nicht über das Restitutionsedict, aber doch über die „Excesse", die bei dessen Durchführung geschehen sein sollten, zu unterhandeln. Es wurde deshalb eine Zusammenkunft in Frankfurt a. M. zu Anfang Februar 1631 vorgeschlagen. Der sächsische Kurfürst beschloss, diese Einladung anzunehmen, aber mit seinen Bundesgenossen zu berathschlagen. Johann Georg wich jedoch allen entscheidenden Schritten aus und ging nicht auf den Vorschlag Charnacé's ein, dass die protestantischen Kurfürsten kein Bündniss mit den Ligisten eingehen sollten, weil Frankreich versprach, ersteren zur Satisfaction und einer ruhigen Stellung zu verhelfen. Hierauf wurde geantwortet, dass die Reichsconstitutionen, wenn diese nur aufrecht erhalten würden, die Stände beider Confessionen hinreichend mit einander verbänden.[1])

Nachdem Johann Georg sich dazu bestimmt hatte, an der Zusammenkunft Theil zu nehmen, war von dem evangelischen Convent, welchen Hoe von Hoenegg in einem ihm abgeforderten Bedenken vorgeschlagen hatte, keine Rede mehr. Man hat sich eine übertriebene Vorstellung von dem Einflusse gemacht, den Hoe von Hoenegg auf den Kurfürsten ausgeübt haben soll. Die Documente der Archive bestätigen das, was von dem Einflusse des sächsischen Hofpredicanten auf die politische Haltung des Kurfürsten erzählt wird, durchaus nicht. Allein hat man auch seinen politischen Einfluss überschätzt, so mag

---

[1]) Maximilian an Johann Georg den 12. Septbr. Vergl. Helbig, S. 26.

dessenungeachtet ein vertrauteres Verhältniss bestanden haben, ohne dass Spuren desselben in officiellen und authentischen Schreiben zu entdecken sind, denn in jenen Zeiten hatten die geistlichen Rathgeber stets etwas zu sagen. Soviel ist gewiss, man hat Hoe von Hoenegg für einflussreicher angesehen, als er in Wirklichkeit war.

Johann Georg wurde durch die Beschlüsse, welche auf dem Regensburger Fürstentage gefasst wurden, verstimmt, namentlich deshalb, weil der Abschied des Kaisers von Bewilligungen und Beiträgen der Kreise sprach, zu welchen sämmtliche Kurfürsten ihre Einwilligung gegeben haben sollten, obgleich solchen Beiträgen von Dresden aus keine Zustimmung gezollt wurde. Die Zugeständnisse, welche die Katholischen Ferdinand II. abgezwungen hatten, beunruhigten Johann Georg, welcher eine papistische Uebermacht fürchtete, die die Evangelischen sehr niederdrücken könnte. Er änderte seine Ansicht in Betreff der Unterhandlungen mit den katholischen Fürsten und entschloss sich, erstere in Frankfurt nicht zu besuchen, sondern statt dessen in Leipzig eine Zusammenkunft mit seinen Religionsgenossen abzuhalten.[1])

Johann Georg hielt sich vorläufig in einer gewissen Entfernung vom schwedischen Könige, und es war nur unbegründetes Gerücht, dass Kursachsen gewünscht hätte, eine Verbindung mit Gustav Adolf einzuleiten.[2]) Der Kurfürst brauchte

---

[1]) Helbig, S. 26—31.

[2]) „Wir erwarten nun täglich einen Dr. Chemnitium, welcher von Hamborgh nach Regensborgh gesandt war, und jetzt von dem Grafen v. Solms und einigen Anderen an seine K. Maj. gesandt ist; es heisst, derselbe wird K. Maj. eine Conjunction mit Kur-Sachsen und sämmtlichen evangelischen Ständen in Deutschland anbieten und dass Kur-Sachsen K. Maj. eine Million Reichsthaler subministriren will, opera Brandensteinii, welcher den zehnten Theil davon als Belohnung verlangen wird. Trotzdem hält K. Maj. dies alles für verdächtig und hat, soweit mir bekannt ist, weder mit Kur-Sachsen noch Brandenburg irgend welche Beziehungen, sondern baut mehr auf die Anderen." Grubbe an die Reichs-Canzlei den 20. Novbr. 1630. Ausserdem wird erzählt, „dass Dr. Chemnitius die Vollmacht verlangte, mit einigen evangelischen Fürsten und Ständen betreffs eines Bündnisses mit dem schwedischen König zu unterhandeln und dass Graf Brandenstein Gustav Adolf bei Kur-Sachsen 100,000 Rthlr. gegen Interessen und gute Sicherheit verschaffen würde; doch so, dass er eine

selbst sein Geld zu Rüstungen, und sein Unwille gegen alle weitgehenden Maassregeln, wie seine Scheu, die Grenze der Gesetzmässigkeit zu überschreiten und die Reichsverfassung zu verletzen, hielten ihn ab, sich mit dem Feinde des Kaisers einzulassen.

Brandenburg war etwas entschlossener als Kursachsen, ohne jedoch einen bestimmten Schritt zu thun. Der Kanzler Goetze entwickelte bei der Zusammenkunft in Annaburg vom 21.—27. December 1630 die Gründe, welche für einen Aufschub des Versammlungstages in Frankfurt und für die schleunige Einberufung der Evangelischen sprachen. Die letzteren würden durch die Siege des Schwedenkönigs gesichert und könnten auf dessen Bereitwilligkeit rechnen, weshalb sie sich auch noch nicht ihm anschliessen sollten, sondern nur Vortheil aus der günstigen Lage ziehen. Denn wenn dies versäumt würde, könne später nichts der zerfahrenen evangelischen Sache wieder aufhelfen. Man dürfe auf kein Entgegenkommen von Seiten der Katholischen rechnen, wenn man dieselben nicht durch Handlungen überzeuge, dass man nicht länger von den Papisten Gewaltthätigkeiten ertragen würde und daran dächte, sich Gustav Adolf zu nähern.

Wenn diese Aeusserungen mit dem Vorschlag in Zabeltitz zusammengehalten werden, so ergiebt sich, dass Brandenburg im Verlaufe von 4 Monaten den Gedanken an Widerstand gegen die Schweden aufgegeben hatte und von ihren Siegen Vortheil zu ziehen wünschte, ohne noch gemeinsame Sache mit Gustav Adolf zu machen.

Kurbrandenburg, dessen Besitzungen vom Krieg näher berührt und den Gewaltthätigkeiten und Erpressungen des Krieges mehr ausgesetzt waren, musste ein grösseres Interesse haben, die Verhandlungen mit Gustav Adolf wieder aufzunehmen. Es war von Gewicht, das Missvergnügen des Königs über die Sperrung der Passage bei Küstrin zu besänftigen. Seine Ansprüche auf Pommern gaben Grund zu Befürchtungen für die Zukunft, und die brandenburgische Regierung wünschte deshalb, sich mit dem fremden Eroberer auf freundschaftlichen

Tonne Goldes davon bekommt. Alles, was dieser thut, ist vom Grafen v. Solms betrieben, welcher auch dabei seinen Vortheil sucht". Schreiben Grubbe's vom 4. Decbr. 1630. (O. S. Schwedisches Reichsarchiv.)

Fuss zu stellen, und zwar um so mehr, weil sie hoffte, das Erbrecht des Kurfürsten auf das Herzogthum geltend machen zu können. Als der Kurfürst von seinen Kollegen den Auftrag erhalten hatte, als Vermittler zwischen Gustav Adolf und dem deutschen Reiche aufzutreten und einen Friedenstractat mit dem Kaiser vorzuschlagen, hatte er einen willkommenen Vorwand für eine Gesandtschaft. Der Kanzler von Goetze[1]) erklärte, nachdem er bei Gustav Adolf Zutritt erhalten, dass Küstrin den Schweden nicht hätte geöffnet werden können, ohne dass sich der Kurfürst dem Verdacht heimlichen Einverständnisses mit einem fremden Monarchen ausgesetzt hätte. Ohne sich jedoch an solche Verdächtigungen zu kehren, verspreche Johann Georg, dass es jetzt und fürder dem Könige frei stehen sollte, mit seinem ganzen Heere zu ziehen, wohin er wolle, sofern der Kurfürst die Versicherung erhielte, dass die Hauptstadt und die festen Plätze Spandau, Küstrin, Peitz und Driesen keinen Angriffen ausgesetzt und die für die Hofhaltung des Kurfürsten und den Unterhalt seiner Garnisonen nöthigen Mittel ihm nicht entzogen werden sollten. Georg Wilhelm begnügte sich jedoch nicht mit diesen Bedingungen, sondern erhob Ansprüche auf sämmtliche Einnahmen aus dem ganzen Lande und forderte gleichfalls, dass den Unterthanen nichts von ihrem Eigenthume entrissen werden dürfe; endlich, dass ihm beim Friedensschlusse alle seine Besitzungen ohne irgend welche Schädigung zurückgegeben werden sollten.

Gustav Adolf drückte seine Befriedigung darüber aus, dass es durch die Vorstellungen, welche der brandenburgische Kurfürst bei der Zusammenkunft in Regensburg hatte machen

---

[1]) Goetze hatte in der Rathskammer der Kurfürsten empfohlen, dass man gegen die Katholiken eine selbständige Haltung einnehmen müsse. Zu diesem Rathe wurde der Kanzler durch den Eindruck bestimmt, den er von den Berathungen in Regensburg erhalten hatte. Und bei der Zusammenkunft in Annaburg (21.—27. Decbr. 1631) machte Goetz geltend, dass man die gegenwärtige Gelegenheit, die durch das Auftreten der Schweden und der Generalstaaten auf dem Kriegsschauplatze geboten sei, benutzen solle. Wenn auch die Ansicht des brandenburgischen Kanzlers sich nicht geltend machen konnte, so war doch seine Person dazu geeignet, die Unterhandlungen mit Gustav Adolf zu leiten. Vergl. Ranke, p. 215—16.

lassen, gelungen sei, einige Neigung für den Frieden zu erwecken und den allgemeinen Verdacht zu beseitigen, als ob der König von Schweden mit Waffenmacht und nicht auf friedlichem Wege seine Absichten erreichen wolle, und ohne Ursache, wie man vorgab, als Feind des deutschen Reiches aufgetreten sei. Gustav Adolf habe sich vergeblich bemüht, die Kriegsflamme zu ersticken, und wenn er zu den Waffen gegriffen, um die Ruhe seines Reiches zu sichern, so könne dies auch zum Besten des römischen Reiches ausschlagen.

Zur Sicherheit der schwedischen Krone sei es erforderlich, dass jedwede verdächtige Neuerung an der Ostsee abgeschafft[1]), dass die Anverwandten des Königs wieder in ihre Fürstenthümer eingesetzt und diese Länder von unchristlichen Erpressungen befreit würden, kurz das römische Reich müsse mit seiner alten Verfassung und mit profanem und Religionsfrieden aufrecht erhalten werden. Gustav Adolf war einer friedlichen Beilegung der Streitigkeiten geneigt, in soweit eine solche mit gutem Gewissen zu erreichen sei und das Ansehen des Königs nicht schädigte, unter der Voraussetzung, dass der Gegner nicht hartnäckig an Aeusserlichkeiten hinge. Von Seiten der Kurfürsten wurde ein Vorschlag zu Friedensbedingungen gefordert, der dem König im Geheimen zugestellt werden könne; er weigere sich, selbst den ersten Schritt zu thun, und dies mit um so mehr Recht, als seine Absichten offenkundig seien und durch den Vertrag mit Frankreich noch klarer würden. Die Bestimmungen in dem genannten Vertrage besagten, was das römische Reich von Gustav Adolf zu erwarten habe, und dass der König wünsche, in Freundschaft mit den Katholiken, wie mit den evangelischen Ständen zu leben, so lange diese keinen Theil an dem Kriege nähmen und seine Feinde, weder öffentlich, noch insgeheim, unterstützen. Der brandenburgische Kurfürst wurde daran erinnert, dass er durch seine parteiische Handlungsweise, in der er dem Könige den Weg nach Küstrin versperrte und Landsberg dem Feinde überlassen hatte, Miss-

---

[1]) .... „Die an der Ostsee vorgenommenen verdächtigen Neuerungen wurden dann aboliert.“ Hier sind die Einziehung Mecklenburgs von den früheren Herzögen und die Verlegung kaiserlicher Schiffe in den Hafen von Wismar gemeint.

trauen erwecke. Endlich lenkte man die Aufmerksamkeit auf Tilly's „Attentat“ gegen den König und gegen Magdeburg, weshalb die Ligisten gewarnt würden, nichts zu thun, was Gustav Adolf veranlassen könnte, sich von freundschaftlichen Versicherungen nicht leiten zu lassen. Der König würde verdächtige Actionen so auffassen, wie sie wirklich wären und wolle sich deshalb gegen Feindseligkeiten sichern.

Es sei höchst auffällig gewesen, dass der Kurfürst dem König den Zutritt zur Küstriner Strasse versperrt habe, da doch dieselbe den Feinden des letzteren geöffnet worden war, so oft sie es wünschten, selbst kürzlich, als sie nach Schlesien flüchteten. Es streite gegen die Neutralität, dass Gustav Adolf's Heere mitten im Siegeslaufe aufgehalten, die Feinde dagegen vor Untergang geschützt worden waren; es könne dem Könige nicht verdacht werden, dass er mit gleicher Münze zahle und Feindschaft mit Feindschaft erwidere. Man bezweifele indess nicht, dass die Zusammenkunft der Evangelischen diese Scharte auswetzen könne, und wenn das allgemeine Wohl durch dort gefasste Beschlüsse befördert würde, solle seine Durchlaucht keine Veranlassung finden, sich über eine Uebereilung zu beschweren, und würde der König alsdann auch den schmerzlichen Eindruck einer parteiischen Handlungsweise leichter verwinden können. Verliefe die Zusammenkunft ohne Resultat, so habe der König noch mehr Veranlassung, den Schimpf zu rächen, der ihm angethan sei, und eine geeignete Stellung einzunehmen, die ihm die Strassen öffnete.[1]) Gustav Adolf suchte seinen Vorschlag weniger missliebig zu machen, indem er zugestand, dass Küstrin sowohl mit Mannschaft des Kur-

---

[1]) Auszug aus der Antwort Gustav Adolf's auf den Vorschlag des Kurfürsten, welcher durch den Kanzler v. Goetz mitgetheilt wurde, Marwitz, den 3. Jan. 1631. Schreiben Grubbe's an die Schwed. Reichs-Canzlei. Helbig und Dalmers. (C. S. Schwed. Reichsarchiv.) Eine schriftliche Resolution wurde nicht gegeben (vergl. Grubbe's Schreiben vom 10. Jan.) betreffend die Friedensunterhandlungen mit dem deutschen Reiche. In Bezug auf den Küstrin'schen Pass wurde am 3. Jan. 1631 eine Resolution für Goetze ausgefertigt. Goetze's Bericht vom 9. Jan. führt, mit einiger Abweichung, die Aeusserungen des Königs an; z. B., dass die Fürsten nur dann dem Kaiser Gehorsam schuldeten, wenn er seine Capitulation hielt. Cfr. Droysen, II. S. 251.

fürsten, als mit schwedischen Truppen besetzt werden solle und versprach, beim Friedensschlusse die Festung nebst Neumark und Pommern zurückzugeben. Da der König durch den strengen Winter verhindert war, auf Landsberg zu marschieren, so zeigte er sich auch in einem anderen Punkte nachgiebiger und versprach, in einigen Tagen über die Friedensbedingungen zu „resolvieren“. Goetze bat, der König möge sich nicht gar zu sehr beeilen, den Kurfürsten zu einem Bündnisse zu zwingen; es sei möglich, dass nicht nur Georg Wilhelm, sondern auch einige katholische Fürsten zu einem Bündnisse mit Gustav Adolf zu bewegen seien, wenn hiermit nicht zu streng „procediert“ werde.“

Der Kurfürst möchte gern Kursachsen mit in's Schlepptau nehmen, aber es würde Zeit erfordern, dasselbe zu gewinnen. Alle Gespräche Goetzen's liefen auf solche Vertröstungen hinaus. Gustav Adolf bemerkte, dass der Kurfürst von allen Seiten nur Schaden von der Neutralität haben könne; er möge sich sofort bestimmen, ob er ein Freund des Königs zu sein wünsche, indem er dann ohne Mühe Pommern und Neumark zurückerhalten würde.

Goetze wollte sich aus der Verlegenheit ziehen, weil er für den Augenblick den Wünschen Gustav Adolf's nicht entgegenkommen konnte und machte deshalb reiche Versprechungen für die Zukunft. Ob es ihm Ernst mit seinen Vertröstungen war, ist schwer zu entscheiden. Gewiss ist nur, dass Kurbrandenburg sich nur im Vereine mit Kursachsen an Gustav Adolf anschliessen wollte. Die Antwort, welche Oberst Joachim Mitzlaff in Berlin erhielt, als er im Auftrage des schwedischen Königs dorthin gesandt wurde, war eine bestimmte Ablehnung des angebotenen Bündnisses. Gustav Adolf's Vorschlag wurde von einer Ermahnung an Georg Wilhelm begleitet, das Unrecht zu beherzigen, welches sowohl er selbst, als die übrigen evangelischen Fürsten erlitten, und zur Wiederherstellung der Reichsverfassung beizutragen. Da der Kurfürst einer der vornehmsten Pfeiler des Reiches und der Sprosse eines erhabenen Hauses sei, käme es ihm zu, nach dem Beispiele seiner Vorväter die günstige Gelegenheit, um seine eigenen Rechte und die der übrigen Stände zu vertheidigen. Durch das angebotene Bündniss könne Georg Wilhelm sein Land gegen alle Erpres-

sungen sichern; man würde ihm oder seinen Nachfolgern Pommern abtreten, wenn später die Frage des Erbrechtes in genanntem Lande in Betracht zu ziehen sei. Auf diese Anerbietungen wurde aber kein Gewicht gelegt; die Pflichten des Kurfürsten gegen den Kaiser und das Reich liessen ihm keine Wahl hinsichtlich eines Bündnisses mit dem Erbfeinde des Kaisers, und ausserdem müsse er erst mit Kursachsen berathschlagen, zu welchem Lande er in verwandtschaftlichem und freundschaftlichem Verhältnisse stehe. Georg Wilhelm verweigerte, sich von den übrigen Evangelischen zu trennen; er führte den ihm von den übrigen Kurfürsten gegebenen Auftrag, Friedensunterhandlungen mit dem Schwedenkönige einzuleiten, nicht aus; ein Bündniss mit Gustav Adolf könne er deshalb nicht eingehen, weil er sich nicht als parteilich hinstellen wolle. Er fände auch bei dem Wechsel des Kriegsglückes keine Sicherheit in dem fraglichen Bündnisse. Etwas Menschliches könne auch den König treffen, Gift und kaltes Eisen könne auch auf ihn seine Wirkung üben, und wenn der König nicht länger an der Spitze stehe, würde die Lage, wenn sie auch jetzt günstig sei, einer durchgreifenden Veränderung unterliegen. Gustav Adolf solle nicht weiter hartnäckig auf solchen Conjunctionen bestehen und auch nichts Feindliches gegen den Kurfürsten unternehmen, denn alsdann behandele er die erschreckten Evangelischen, die er retten wolle, härter als diejenigen Mächte, gegen welche er seine Glaubensgenossen in Schutz nehmen wolle. Wenn der König von Schweden den Krieg nach Brandenburg verlegte, sollte ihm „Pass und Repass" unter den Bedingungen überlassen werden, dass er die Hauptstadt und die Festungen nicht angriffe, den brandenburgischen Garnisonen den Unterhalt nicht abschnitte; dass es ferner dem Kurfürsten freistehe, alle nöthigen Anordnungen als Landesherr zu treffen, und dass bei einem Friedensschlusse alle Plätze ihm ohne Ersatz wieder zurückgestellt würden. Die Gegenwart sei Zeuge gewesen, dass Besitzungen eingezogen und auf fremde Fürstengeschlechter übertragen worden wären. Diese Confiscationen könnten als Grundlage betrachtet werden, auf welche die kaiserliche Macht sich stützte. Infolge der traurigen Zustände in Brandenburg würde der König durch das vorgeschlagene Bündniss nur geringen Vortheil haben, während das-

selbe dem Kurfürsten grossen Schaden brächte; wenn auch nicht gerade den Verlust seines Landes, so doch die Unannehmlichkeit der Verheerung mehrerer Landschaften durch den Krieg.[1])

Der kaiserliche Generalwachtmeister Virmont hielt sich in Berlin zur selben Zeit auf wie Joachim Mitzlaff, und zwar unter dem Vorwande, dem Kurfürsten einen Neujahrsglückwunsch zu überbringen; allein sein geheimer Auftrag ging dahin, jeden Anschluss an Gustav Adolf zu verhindern und einige brandenburgische Regimenter zur Unterstützung gegen die Schweden zu erhalten. Die Dazwischenkunft des Gesandten war jedoch nicht nöthig, um den Kurfürsten von einer Verbindung, die ihm gar zu bedenklich schien, abzuhalten.

Die Vorstellungen, welche von Berlin aus gemacht wurden, um den sächsischen Hof zu thatkräftigem Auftreten im Interesse des Friedens zu veranlassen, beantwortete man mit Vorspiegelungen einer glücklicheren Lage, die aber von der Wirklichkeit, die man täglich vor Augen hatte, Lügen gestraft wurden; der wahre Sachverhalt der Dinge drängte zum Aeussersten, zur Benutzung der Waffenmacht.

Im Widerspruche hiermit äusserte Johann Georg, dass der schwedische König sich schon werde beruhigen lassen und der Kaiser dem bedrückten Reiche Frieden schenken werde. Er hoffte ferner, dass Gott gewiss das nothbedrängte Schiff der Kirche bewahren werde.[2]) Mit solchen allgemeinen Redensarten, die, was die beiden ersten Voraussetzungen betrifft, nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich hatten, versuchte der sächsische Kurfürst, die Gesandten von der Spree hinzuhalten, als sie um Unterstutzung anhielten, und gewann so Zeit für seine Rathlosigkeit, die ihn veranlasste, aus Liebe zum Frieden und aus Achtung vor der bestehenden Ordnung und den Forderungen des Gesetzes sich Gustav Adolf nicht zu nähern.

---

[1]) Puncta dessen, was .... J. Mitzlaff den 2. Jan. hauptsächlich angebracht. Abfertigung Mitzlaff's, Cöln a. d. Spree, 4. Jan, Droysen, II, p. 252—253. Chemnitz, I. p. 114—15.

[2]) „Das bedrängte Kirchenschifflein". Gustav Adolf hatte den Kurfürsten vergeblich ermahnt, sich seines Vorgängers Moritz würdig zu zeigen. Helbig, p. 32.

Mittellosigkeit und das freundschaftliche Verhältniss zum Kaiser, wenn dieses jetzt auch etwas abgekühlt war, hielten Johann Georg davon ab, das Schwert zu ziehen. Kursachsen und Kurbrandenburg konnten auch ihre Pflichten als Reichsfürsten nicht vernachlässigen. Tilly hatte sich mit seinen Truppen in die Nähe ihrer Fürstenthümer und in diese selbst gelagert, und dies alles erweckte Unentschlossenheit. Johann Georg versprach, den Convent zusammenzurufen, und damit war Gustav Adolf für den Augenblick zufrieden.

Brandenburg giebt vor, „gut gelaunt zu sein", aber man weiss doch nicht, was man glauben soll. Kursachsen ist hartnäckig nach alter Weise, und unsere consilia gehen uno tenore dahin, dass man eine aufrichtige Resolution haben will." [1])

Die Vertraulichkeit mit Brandenburg ging bald in Kälte und Misstrauen über, indem Schwarzenberg durch seinen Einfluss beim Kurfürsten einen näheren Anschluss an Gustav Adolf verhinderte und im Vereine mit dessen Feinden alles that, was zum Nachtheile des Königs gereichen konnte. Dies entdeckte man durch aufgegriffene Schreiben, welche man dem Kurfürsten übersandte, damit die Anschläge zu seiner Kenntniss gelangen und er sich vor solchen gefährlichen Rathgebern leichter hüten könne.

Schwarzenberg genoss das Vertrauen der kaiserlichen Regierung, weil er stets im Interesse der Habsburgischen Politik gearbeitet und sich bemüht hatte, freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Wiener Hof und dem Kurfürsten zu unterhalten. Man weiss jedoch nichts Näheres über die geheimen Unterhandlungen, welche den Inhalt der in Gustav Adolf's Hände gefallenen Schreiben ausmachten.

Der Kurfürst hatte um diese Zeit viele Gründe zum Missvergnügen und zu Klagen über die kaiserlichen Soldaten, welche Contributionen in den Kreisen in der Nähe Berlins forderten und keine Rücksicht auf den bestimmten Wunsch Georg Wilhelm's nahmen, dass die Einkünfte dieser Gebiete zur Löhnung seiner eigenen Garnisonen verwendet werden sollten. Als die Zahlungen ausblieben, musste die deutsche Mannschaft entlassen werden, sie nahm dann Dienst beim schwe-

[1]) Schreiben Grubbe's den 17. Jan. 1631.

dischen König. — Bei dieser allgemeinen Unsicherheit musste der Kurfürst Schutz innerhalb der Mauern seiner Hauptstadt suchen. Er hatte die Absicht, seine befestigten Plätze selbst zu vertheidigen und sie nicht einer fremden Macht einzuräumen, obwohl der Kaiser Küstrin zu besetzen wünschte.[1]) Die Flügel des brandenburgischen Adlers waren gar zu sehr gestutzt, als dass Georg Wilhelm die Grenzen seines Landes gegen eine fremde Kriegsmacht hätte vertheidigen können, und er weigerte sich, in ein Bündniss einzutreten, weil es nicht in seiner Gewalt stände, demselben gerecht zu werden. Die kaiserlichen Befehlshaber, deren Truppen der Kurfürst sein ganzes Land geöffnet hatte, mochten wohl einen Vertheidigungsplan gegen einen feindlichen Einfall entworfen haben; indess erhielt Georg Wilhelm keine Mittheilung davon. Er beabsichtigte jedoch nicht, den Truppenbewegungen, die zu diesem Zwecke unternommen wurden, ein Hinderniss in den Weg zu legen, sofern diese nicht die Hauptstadt oder die Festungen in gefährlicher Weise blossstellten.[2]) Er habe von dem Kurfürsten den Auftrag erhalten, mit dem Schwedenkönig zu unterhandeln, und infolge dessen sei es seine Schuldigkeit, nicht den Verdacht einer Gustav Adolf feindlichen Gesinnung gegen sich zu erwecken. Noch aus einem anderen Grunde war es am vorsichtigsten, der Uebermacht nicht zu trotzen: denn Pommern und Neubrandenburg konnten alsdann dem deutschen Reiche leicht verloren gehen, und es würde schwer halten, diese Gebiete zurückzuerobern, da ihre Grenzvertheidigung durch viele Seen und Flüsse erleichtert wurde. Das römische Reich musste auch fürchten, von anderer Seite einen gefährlichen Nachbar zu erhalten, wenn der Kurfürst Preussen verlöre. Um seinen freundschaftlichen Gesinnungen gegen das Oberhaupt des Reiches stärkeren Ausdruck zu geben, berief Georg Wilhelm sich auf seine Handlungsweise während einer

---

[1]) Tilly sollte in dieser Angelegenheit mit dem Kurfürsten unterhandeln, durch „ein solches Subjectum, so der Sachen gewachsen und Ihrer Liebden nicht unannemblich seyn". Schreiben an Tilly d. 5. Februar 1631. Wiener Staatsarchiv.

[2]) Hier ist sicher eine Kriegsunternehmung Gustav Adolf's gemeint, die man hindern müsse. Die Schwäche macht sich zuweilen der Doppelzüngigkeit schuldig.

früheren Zeit, und auf die Dienste, die er dem kaiserlichen Kriegsheer geleistet hatte, als er demselben die Küstriner Strasse für seinen Durchmarsch öffnete.[1] Die Klagen über Ausschreibungen von Contributionen von Seiten der Kaiserlichen und über die Plünderungen dieser Truppen wurden nach Verlauf eines Monats in etwas dringenderer Weise wiederholt. Man hatte trotz der Gewährleistung persönlicher Sicherheit die Besitzungen des Kurfürsten und seiner Gemahlin nicht geschont. Nachdem in vielen Flecken und Städten die Häuser in Flammen aufgegangen und unmenschliche Grausamkeiten verübt worden waren, waren die armen Einwohner geflüchtet. Der Schwedenkönig hatte sich vieler solcher öden Orte bemächtigt und war so eilig nach Küstrin marschiert, dass es dem Kurfürsten, der vorher nicht die geringste Kenntniss von diesem Marsche hatte, eine Ueberraschung gewesen.

Georg Wilhelm hatte nichts von schwedischen Anwerbungen gehört. Wenn solche vorgenommen würden, hiess es, so stehe es nicht in der Gewalt des Kurfürsten, dieselben zu verhindern; viele Leute, die nichts zu leben hätten, suchten möglicherweise Dienst im schwedischen Heere, und wenn der Kurfürst auch Verbote dahin erlassen wollte, so könnten doch solche nicht an Orten angeschlagen werden, welche die Schweden besetzt hielten, und nirgends, wo kaiserliche Truppen stationiert wären, gehorchte Jemand dem Kurfürsten. Der Kaiser möge diese Bedrängniss und Gefahr des Landes beherzigen, sowie die stets gezeigte Treue und Devotion und die wichtigen Dienste, welche der Kurfürst während des Krieges geleistet habe. Der Kaiser möge nun auch die nöthigen Mittel anwenden, den Kurfürsten zu schützen.[2]

Die freiere Sprache Georg Wilhelm's erklärt sich durch die Zuversicht, die man infolge des Zusammenhaltens bei der Leipziger Zusammenkunft gewonnen hatte. — Wie sehr nun der Kurfürst auch Grund hatte, über das Auftreten der Kaiserlichen in Brandenburg missvergnügt zu sein, so vergass er

---

[1]) Brandenburg. Kurfürst an Tilly. Cöln an d. Spree $^{26}/_{16}$ Januar 1631. Wiener Staatsarchiv.

[2]) „Solche Mittel ergreiffen, damit ich würklich und in der That daraus ehest errettet werden möge". Brandenb. Kurfürst an den Kaiser. Leipzig, d. 26. Februar 1631. Wiener Staatsarchiv.

doch deshalb seine Verpflichtungen gegen das Oberhaupt des Reiches nicht, und der Wunsch, sowohl beim Kaiser wie bei Gustav Adolf gut zu stehen, liegt klar am Tage, wenn man die hier mitgetheilten Schreiben mit der Erklärung Goetze's vergleicht, als er mit dem Könige von Schweden unterhandelte. Georg Wilhelm gab auch dem Wiener Hofe schöne Worte und rechnete dafür auf Rettung durch den Kaiser, dessen Kriegsleute den Zug der Schweden nach der Mark verhindern sollten. Die dritte Partei, die Arnim befürwortete, sollte die Rüstungen betreiben, um sich Achtung bei beiden kriegführenden Mächten zu erwerben und das Gleichgewicht zwischen ihnen zu halten. Georg Wilhelm hatte sich bis jetzt vor diesen gebeugt, indem er beide seiner Ergebenheit versicherte, erklärlich durch die Unfähigkeit, fremden Armeen irgendwie Widerstand zu leisten. Allein eine selbstständige Haltung wurde doch nicht erreicht, wenn man auch anfing, etwas freier zu reden.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Zusammenkunft in Leipzig und auf die dort gepflogenen Verhandlungen, welche resultatlos blieben.

Die Zusammenkunft in Leipzig und deren Folgen.

Der sächsische Kurfürst schrieb die Zusammenkunft auf den 6. Februar (n. St.) aus und benachrichtigte davon sowohl den Kaiser, als die katholischen Kurfürsten, welche gebeten wurden, die Zusammenkunft in Frankfurt zu verschieben. Diese Bitte wurde beifällig aufgenommen, und zwar in der Hoffnung, dass Johann Georg jetzt für die Wiederherstellung des Friedens und für Anerkennung des Restitutionsedictes arbeiten würde. Eine friedliche Absicht war es, die den sächsischen Kurfürsten seine Religionsgenossen zusammenrufen und die Unterhandlungen vorbereiten liess, welche weiter in Frankfurt verhandelt werden sollten; allein nicht alle Fürsten theilten die Gedanken und Ansichten Johann Georg's. Die katholischen Kurfürsten theilten nicht die Ansicht, dass die Ausführung des Restitutionsedictes verschoben werden solle.[1]) Viele

[1]) Der sächs. Kurfürst an den Kaiser. Dresden, d. 3. Januar 1631.

feindliche Berührungspunkte mochten auch einer Erbitterung Raum geben, die ihre Erklärung findet in den drohenden Zeitverhältnissen und der reizbaren Stimmung, die die Evangelischen mitbrachten, und so kam es dahin, dass eine Zusammenkunft, die Widerstandskraft hätte erwecken sollen, sowohl von Seiten des Kaisers, wie seiner Räthe und Tilly's mit Misstrauen betrachtet wurde; sie äusserten sich sämmtlich unbefriedigt über den in Frage stehenden Convent. Ferdinand II. forderte ferner den beiden protestantischen Kurfürsten eine Erklärung ab, ob sie sich an den Kaiser und das Reich, oder an den schwedischen König anschliessen wollten. [1]) Der Kaiser war zwar so frühzeitig von der Ausschreibung der Zusammenkunft unterrichtet worden, dass er diese hätte verbieten können; allein ein Verbot wurde als bedenklich betrachtet, und nur der Landgraf Georg von Darmstadt, ein eifriger Anhänger des Hauses Oesterreich, ertheilte den Rath, die Zusammenkunft, an welcher er keinen Theil nahm, auf religiöse Beschwerdepunkte zu beschränken und keinen Entschluss zu fassen, der den Katholiken verdächtig erscheinen könne. Denn sobald streitige Ansprüche zum Gegenstande der Verhandlungen gemacht würden, würden die Gemüther Feuer fangen und Niemand an Aussöhnung denken.

Unter den vielen Theilnehmern an der Zusammenkunft (13 Fürsten und Grafen und eben so viel Gesandte von den Reichsständen kamen in Leipzig an) waren es weder die mächtigeren Landesherren, die einen Kurhut zu verlieren hatten, noch die Gesandten der freien Reichsstädte, welche es versuchten, Ernst mit den Berathschlagungen zu machen; es waren im Gegentheile die weniger bedeutenden Fürsten und die jüngeren Söhne berühmter Fürstengeschlechter, die alle ihre Hoffnungen auf den Krieg setzten, die mit dreisten Entschlüssen und in religiöser Begeisterung zusammenstanden, oder die mit auflodernden Ehrgeize und dem Gefühle persönlicher Ueberlegenheit und Aussichten auf eine glänzende Zukunft thatkräftig auftraten.

Die Vermittelung in dem Streite mit den Katholiken war nur ein Vorwand für eine Zusammenkunft, die „eine nähere Zusammensetzung der Gemüther und Waffen" bezweckte. Chemnitz, p. 134.

[1]) Hurter, X. p. 342–43.

Herzog Bernhard von Weimar schlug vor, ein Bündniss einzugehen, wie das in Schmalkalden. Man müsse Gut und Blut wagen, um die unterdrückte politische und kirchliche Freiheit zu retten. Die vielen Schreiben an den Kaiser und die katholischen Stände richteten nichts aus. Herzog Wilhelm von Weimar und viele andere der Anwesenden schlossen sich den hier angedeuteten Ansichten an.[1])

Die sächsischen Fürsten thaten alles, um eine Flamme zu ersticken, die mit gewaltsamem Feuer drohte und den Freunden des Bestehenden und des goldenen Mittelweges bedenklich war. Der Kurfürst hatte in vieler Beziehung nachgegeben, um die Wünsche seiner Glaubensgenossen zu befriedigen: mit vorsichtigen Warnungen müsse man alle Uebertreibungen unschädlich machen. Und selbst das Aufbrausen der Theologen predigte nur tauben Ohren, wie viel auch sonst die Stimme des Klerus in dem protestantischen Lager und bei den fürstlichen Anhängern des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses galt. In einem Vortrage, welcher Erbitterung gegen die katholische Kirche athmete, hatte Hoe von Hoenegg seinen Text entwickelt, den er dem 83. Psalm entnahm,[2]) und bemühte er sich, durch seine Kampfrufe die Gemüther aufzuregen.

Die Rede des sächsischen Kanzlers, mit welcher die Zusammenkunft eröffnet wurde, war durchaus nicht in Uebereinstimmung mit diesem aufreizenden Kampfrufe. Der Kanzler bezeichnete es als die Aufgabe der Zusammenkunft, das Wort Gottes zu vertheidigen, allein er legte auch Gewicht darauf, dass man der Majestät des Kaisers Achtung zeigen müsse und betonte nebenbei die Befestigung der Reichsverfassung, sprach ferner von der Rettung der deutschen Freiheit und Wiederherstellung des Vertrauens zwischen katholischen und evangelischen Ständen, welches nahe daran wäre zu erlöschen, und legte schliesslich der Versammlung die Herstellung des Friedens ans Herz. Die Verhandlungen nahmen eine bedenk-

---

[1]) Röse, Herzog Bernhard der Grosse. p. 141.

[2]) „Gott schweige doch nicht also, und sei nicht so stille. Gott halte doch nicht so inne, denn siehe die Feinde toben, und die dich hassen, richten den Kopf auf; sie machen listige Anschläge, und rathschlagen gegen deine Verborgenen. Wohl her, sprechen sie, lasst uns sie ausrotten, dass sie kein Volk seyen“.

liche und zweifelhafte Haltung an, und man war in Ungewissheit über den Ausgang derselben.[1]) Die immer wieder fortgesetzten Erpressungen, unter denen das evangelische Deutschland seufzte, und das Verlangen nach Aufhebung des Restitutionsedictes waren die Hauptgegenstände der Berathschlagung. Der Kanzler von Goetze trug auf eine Vertheidigungsverfassung an, welche nach einem eingereichten Vorschlage durch drei zu bildende Heere unterstützt werden sollte. 25,000 Mann seien nöthig, um die beiden sächsischen Kreise zu schützen, 15,000 rechnete man auf Franken und Schwaben, sowie 10,000 für die Weser- und Main-Gegenden. Es wurde vorgeschlagen, die Officiere evangelischen Bekenntnisses, die beim Kaiser und der Liga in Dienst getreten waren, zurückzurufen. Die Länder der protestantischen Fürsten sollten für Durchmärsche verschlossen werden, wenn die kaiserlichen Truppen aus Italien zurückerwartet würden. Diese Vorschläge wurden von Johann Georg bekämpft, und zwar deshalb, weil mehrere evangelische Stände bei der Zusammenkunft nicht zugegen oder vertreten seien, und weil einige der Abgesandten der Stände keine Vollmacht hatten. Kursachsen versprach 11,000 Mann anzuwerben und, soweit es möglich sei, auch die übrigen Stände in demselben Kreise zu unterstützen und zu vertheidigen. Der Kurfürst wollte das Augsburgische Glaubensbekenntniss bis auf's Aeusserste[2]) vertheidigen, wenn jemand versuchen sollte, es zu unterdrücken, aber nebenbei dem Kaiser gehorsam bleiben. Es wurde vorgeschlagen, alle weiteren Berathschlagungen einer Commission zu übergeben. Diese Halbheiten befriedigten einen Theil der anwesenden Fürsten nicht, welche bemerkten, dass die Unterstützung, die von Seiten eines Kreises geschehe, nichts nützen würde, sofern nicht eine nähere Verbindung zwischen den verschiedenen Kreisen eintrete. Eine genügende Anzahl wohlwollender Reichsstände hätte sich hier eingefunden, so dass man an einem gemeinsamen Werke zu arbeiten beginnen könnte; es sei nicht räthlich, so lange zu warten, bis das Augsburgische Glaubensbekenntniss unterdrückt sein würde; es müsse Hilfe geschafft werden, wenn irgend ein Reichsstand

---

[1]) Hurter, X. p. 344—45.

[2]) „Bis zum letzten Athemzuge". Helbig, S. 36, 37.

mit Execution angegriffen oder in anderer Weise belästigt würde, wie man auch nicht den Ständen Unterstützung verweigern könne, die während ihrer Unterdrückung sich in Unterhandlungen mit den Schweden eingelassen. Magdeburg, welches sich mit der Bitte um Unterstützung an den Leipziger Convent gewandt hatte, müsse Beachtung finden. Im Uebrigen hielt man es für nöthig, sich für gemeinsame Maassregeln in Betreff der vielen Angelegenheiten zu bestimmen, welche der sächsische Kurfürst in seinem Vortrage nicht berührt habe, und hierdurch würde es dem vorgeschlagenen Ausschusse möglich werden, wenn er, wie beantragt, in 6 Wochen zusammentrete, ohne weitere Instruction Entschlüsse zu fassen. — Man drang auf ein gutes Verhältniss mit Frankreich und Schweden, und selbst ein Bündniss mit Gustav Adolf wurde vorgeschlagen. Dieser Vorschlag ging von Brandenburg aus, allein diese Punkte schienen Johann Georg Besorgniss erregend, gefährlich und weitaussehend zu sein. Se. Durchlaucht war daran gewöhnt, in seinen Actionen vorsichtig und „mit grösster Raison zu verfahren“, und es wurde angefragt, wie weit jeder seine freiwilligen Beiträge ausdehnen würde. Ein Vertheidigungswerk, wie es für nöthig erachtet würde, könne nur mit über 40,000 Mann betrieben werden. Kursachsen würde 11,000 Mann, Brandenburg 5000 Mann stellen, der westfälische Kreis eine achtmal so grosse Kriegshilfe, der schwäbische 15,000 Mann ausrüsten, die Stadt Strassburg 1500 und der Rheinkreis 10,000 Mann.

Der sächsische Kurfürst versprach die Anwerbungen gegen alle die Hindernisse zu schützen, welche kaiserliche Befehle ihnen in den Weg legen könnten — soweit ein solcher Schutz gesetzlich sei, und derselbe Vorbehalt wurde gemacht, als vorgeschrieben wurde, dass die Stände den Mitgliedern des Convents, die in irgend welche Gefahr gekommen, beistehen sollten. Es war das Verdienst Brandenburgs, dass überhaupt ein Vorschlag in Betreff der Rüstungen gemacht wurde, und der Gedanke an ein Bundesheer ging von Arnim aus, welcher 32,000 Mann wünschte und dabei betonte, dass die Löhnung mit sechsmonatlichem Vorschusse bezahlt werden sollte. Es wurde in Leipzig eine bedeutend grössere Anzahl Truppen bewilligt, als Arnim vorgeschlagen hatte, und man zeigte sich ebenso bereitwillig, als die Geldunterstützung zum Gegenstande der Berathschlagung

gemacht wurde. Der obersächsische Kreis erhöhte seine monatlichen Beiträge von 20,000 auf 28,000 Gulden, und einige Stände in Niedersachsen versprachen als einen Anfang 7000 Gulden.

Zu Mitgliedern des Ausschusses, welcher alle sonst noch nöthigen Maassregeln in Betreff der Organisation des Vertheidigungswerkes zu treffen hatte, wurden ausser den beiden Kurfürsten Pfalzgraf August vom Rhein, einer der weimarischen Herzöge, Markgraf Christian von Bayreuth, der Herzog von Württemberg, Wilhelm von Hessen-Cassel, Christian von Zelle und auch der dänische König in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein gewählt. Hierzu kamen noch zwei Mitglieder der Grafenbank und die Gesandten der freien Reichsstädte.

Von einem näheren Bündnisse wollte man abstehen, weil ein solches in Streit mit der Reichsverfassung wäre. Ein eigentliches Bündniss könne erst dann zur Sprache kommen, wenn der Kaiser den Vorstellungen kein Gehör gebe, und wenn die katholischen Fürsten alle Anerbieten, die zu einem Vergleiche führen könnten, zurückwiesen. Dass überhaupt ein Vertheidigungswerk beschlossen wurde, war der einzige Gewinn der Zusammenkunft, und dem energischen Auftreten der brandenburgischen Räthe von Goetze, Knesebeck und Loeben wurde der Einfluss zugeschrieben, welchen das Schreiben Arnims von Berlin aus auf den bei anderen Gelegenheiten so schwankenden Kurfürsten Georg Wilhelm ausübte. Der genannte tüchtige und kriegserfahrene Heerführer war zuerst der Begleiter des Kurfürsten nach Leipzig, allein er nahm keinen Theil an den Berathungen. Nachdem Arnim aber in die Spreegegend zurückgekehrt war, warnte er Johann Georg vor der Gefahr, welche drohte, wenn der Schwedenkönig sich vor Tilly zurückziehen müsse, und sprach die Ueberzeugung aus, dass der Kurfürst, weil Magdeburg schwerlich zu retten sei, sich rüsten müsse, sein eigenes Land zu vertheidigen. Dies wurde am 26. März geschrieben und gleich darauf wurde Georg Wilhelm ermahnt, mit Entschlossenheit aufzutreten, weil „die geistlichen Kurfürsten infolge der Leipziger Zusammenkunft nicht gerade gutes Muthes seien, wenn dort aber nichts ausgerichtet würde, sie bald wieder Muth fassen würden". Diese freimüthig gemachten Warnungen widersprechen der Beschuldigung, die man gegen Arnim erhoben, dass er von Wallenstein bestochen

worden wäre und das, was bei der Zusammenkunft der Evangelischen hätte ausgerichtet werden können, zu Nichte machte.[1]) Goetze und die beiden anderen Räthe waren Schwarzenbergs Gegner und unterstützten Arnim bei dessen Bemühungen, dem schwachen Kurfürsten Muth einzusprechen. Am 18. März (a. St.) wurde von dem Leipziger Convent eine Beschwerdeschrift an den Kaiser verfasst, in welcher man die Aufhebung des Restitutionsedictes forderte und auf Befreiung von den anbefohlenen Contributionen drang; ferner wurde darin auf die Kreisordnung verwiesen, welche den Ständen das Recht gebe, Vertheidigungsmaassregeln gegen Kriegsbeschwerden zu treffen. Schliesslich versicherten die Theilnehmer an der Zusammenkunft den Kaiser ihrer unverbrüchlichen Treue. Der officielle Ton des Schreibens sollte Ehrfurcht und Unterthänigkeit ausdrücken, allein dies schloss dennoch verschiedene spitze Aeusserungen mit Andeutungen auf willkürliche Maassregeln zur Schmälerung der Rechte der Stände nicht aus. Die deutsche Freiheit, hiess es, sei in unerhörter Weise unterdrückt, die starken Pfeiler des religiösen und profanen Friedens merklich untergraben und die Reichsconstitution, Kreisverfassung und andere gesetzliche Ordnungen seien dermassen zurückgesetzt worden, dass es den Anschein habe, als wären sie abgeschafft. In einem Privatschreiben Johann Georg's wurde der Kaiser gebeten, die deutsche Freiheit, die Gerechtsame der Kurfürsten und die Grundgesetze des Reiches aufrecht zu erhalten, und zugleich die Versicherung aufrichtiger und inniger Ergebenheit gegen das kaiserliche Haus gegeben.[2])

Ein Schreiben an die katholischen Kurfürsten besprach die barbarischen Zerstörungen vieler schöner Länder, wies auf die dreifach gesteuerten Steuern und auf die Verwirklichung des Restitutionsedictes hin, wünschte Befreiung von den Er-

---

[1]) Dies ist eine Ansicht Gfrörer's, die sich auf lose Combinationen von Wahrscheinlichkeiten stützt, und die durch die oben angeführten Schreiben widerlegt wird, die sowohl von Scharfsinn, als auch von Willenskraft und Aufrichtigkeit zeugen. Vergl. Helbig p. 39. Gfrörer, Gustav Adolf und seine Zeit p. 785.

[2]) Chemnitz, p. 135—36. Londorp, Acta publica, IV. p. 143. Theatrum europ. II. p. 309. Helbig, p. 37. Das Schreiben wurde an den Kaiser am 4. April (a. St.) abgesandt.

pressungen, sowie von allen den Executionen, die auf das Edict folgen sollten. Die Kurfürsten müssen thätig sein, um Abhilfe dieser Beschwerden und auch um Frieden herbeizuführen. Durch die äussersten Mittel würden die mächtigsten Regierungen dem Untergange geweiht, und, wenn eine friedliche Vermittelung nicht eintrete, das römische Reich in bedeutende Gefahr gerathen. Wenn fremde Mächte sich in diesen Streit mischten, würde dieser oder jener Stand, ohne Rücksicht auf Religion, Elend und Untergang zu befürchten haben. [1])

Wie viel man auch in Leipzig sprach und schrieb, blieb doch noch hinreichende Zeit für Wohlleben und Fröhlichkeit übrig. Die Fürsten überliessen ihren Räthen die Geschäfte und machten sich fröhliche Tage. „Die Herren sind sehr lustig und fröhlich gewesen, ganz wie Kinder dieser Welt“, so schreibt ein Augenzeuge. „Sie trieben allerhand Scherz und hielten Trinkgelage ab, um das Wort Gottes und die deutsche Freiheit zu vertheidigen. Diese Helden des Bechers sind von denselben Sorgen beschwert, wie der Bischof, welcher sich die Finger an dem Braten verbrennt: „Quid non patimur propter regnum Christi.“ [2]) Diese humoristische Schilderung dürfte mit einiger Treue das Hofleben der damaligen Zeit im nördlichen Deutschland wiedergeben.

Die Theologen, die durch ihre Frömmigkeit und ihren Tiefsinn dogmatische Systeme und Schulen gebildet und die Welt durch ihren Einfluss auf Hoch und Niedrig aufgehetzt hatten, waren auch jetzt nicht unthätig. Sowohl Anhänger des Augustinischen Lehrbegriffes als Calvinisten waren unter den Hofpredigern, wie unter den Professoren anzutreffen, und der bekannte Hoe stand an der Spitze derer, die eine Vermittelung zwischen beiden Kirchen versuchten, obwohl er zehn Jahre früher einen Abscheu vor den Nachfolgern Calvin's zu erkennen gegeben hatte, grösser als vor Arianern und Türken. Trotz der Erbitterung zwischen Lutheranern und Reformirten liess man es sich jetzt sehr angelegen sein, auch für eine Vereinigung der beiden Bekenntnisse zu arbeiten. Mit der Unter-

---

[1]) „Was die protestirenden an die katholischen vier Kurfürsten geschrieben haben“. Leipzig, d. 24. März 1631. Staatsarchiv. Wien.

[2]) Helbig, p. 40.

suchung der Lehrsätze waren die geistlichen Herren ebenso eifrig und fleissig beschäftigt, wie die Fürsten und ihre Minister sich mit Berathungen über die Kriegsrüstungen und über die Stellung der Stände zum Kaiser und dem katholischen Bündnisse anstrengten. Der Ideenaustausch auf theologischem Gebiete ergab jedoch kein anderes Resultat, als dass jeder bei seiner Ansicht blieb, keiner von seiner These und seinem Standpunkte abging. Die Fürsten selbst besassen keine theologische Gelehrsamkeit und liessen diese Streitigkeiten und Disputationen zu, um ein stärkeres Zusammenhalten auf politischem Gebiete zu erzielen, falls eine Uebereinstimmung zwischen den entgegengesetzten Lehrmeinungen herbeigeführt werden würde. Mit einem Machtspruche war gar nichts auszurichten, weil hier Fürsten gegen Fürsten standen und keiner von ihnen das alte Wort: „Cujus regio illius religio“ geltend machen konnte. Die Theologen näherten sich einander hinsichtlich des Lehrbegriffes von den beiden Naturen in Christo und der Gnadenwahl; und man hoffte, auch über das Abendmahl zu gleichen Ansichten zu gelangen. Es wurde jedoch offen anerkannt, dass man auf keiner Seite irgend etwas thun würde, um die kirchlichen Lehrmeinungen zu schädigen, sondern nur bemüht sein würde, die Punkte zu erforschen, in denen die beiden Bekenntnisse übereinstimmten. Einiger Unwille war jedoch vorhanden, und den Calvinisten warf man vor, dass sie im Widerspruche mit der Uebereinkunft die Verhandlungen hatten in die Oeffentlichkeit gelangen lassen. Die Hartnäckigkeit, mit der sie auf ihrer Meinung bestanden, verhöhnte man, indem man sagte, sie hätten die alte Violine mit nach Leipzig geführt, um darauf mit einem neuen Bogen zu geigen. Wenngleich nun die Anhänger beider Kirchen sich in Betreff kirchlicher Meinung nicht vereinigen konnten, so kam man doch überein, in Zukunft einander mit christlicher Liebe begegnen zu wollen; ein positives Ergebniss hatten dagegen die zwanzig Tage fortgesetzten Religionsgespräche nicht.

Die Unsicherheit, die nun einmal im Gefolge des Krieges war, und die Nothwendigkeit, die vielen protestantischen Fürsten, die sich als Gäste in Leipzig eingefunden hatten, gegen eine Ueberraschung und gegen Verrath von Seiten ihrer Feinde zu schützen, erklären die ausserordentlichen und übertriebenen

Vorsichtsmaassregeln, die ergriffeu wurden, um möglichen Gewaltthätigkeiten vorzubeugen und über Ruhe und Ordnung zu wachen. Es wurde unbekannten Fremden nicht erlaubt, sich in Leipzig aufzuhalten. Man wollte keine Kundschafter in seiner Nähe haben; während der Nächte wurden die Strassen Leipzigs mit Ketten gesperrt, die Stadtthore mit starken Wachen besetzt, und der Kurfürst nahm selbst die Schlüssel zu den Thoren an sich. Aber wenn auch Fremde mit Misstrauen betrachtet und entfernt wurden, so konnte man doch die Gesandten nicht abweisen, die von ausländischen Mächten ankamen. Dem Marquis Cheaumont, einem Gesandten der französischen Regierung, gelang es, durch die überzeugenden Gründe seiner mündlichen Darlegung Einfluss auf den Landgrafen Wilhelm, auf die weimarischen Herzöge und auf den Markgrafen von Baden-Durlach zu gewinnen, so dass diese Fürsten einem Anschlusse an Frankreich und Schweden geneigt wurden. Cheaumont machte kein Geheimniss aus dem Plane des Pariser Cabinets, das Haus Oesterreich von der kaiserlichen Würde zu verdrängen. In Württemberg tauchte die Frage auf, ob man nicht ein Bündniss mit Schweden eingehen solle. Landgraf Wilhelm von Cassel gab Tilly die Antwort, wenn es diesem Heerführer gelingen sollte, ins Reine mit dem sächsischen Kurfürsten zu kommen, dessen Beispiel seine Verbündeten bestimmte, so würde es später leicht sein, diese Fürsten einschliesslich des Landgrafen zu gewinnen; allein trotz dieser schönen Worte machte Wilhelm von Hessen-Cassel einige Zeit darauf einen Einfall ins meiningensche Gebiet und verheerte mehrere Bezirke. Der Leipziger Convent beobachtete im Ganzen genommen eine friedliche Haltung. Allein man rüstete, um einer bewaffneten Neutralität Achtung zu verschaffen. Diese Benennung ist bezeichnend für das wirkliche Verhältniss, wenn auch nicht diplomatisch berechtigt.

Ein Gesandter aus Venedig stellte sich gleichfalls in Leipzig ein und wirkte in einer dem Kaiser feindlichen Richtung. Er spiegelte den evangelischen Fürsten eine monatliche Unterstützung von 500,000 Zechinen vor.

Graf Solms und Martin Chemnitz versuchten vergeblich, eine Beziehung zwischen Gustav Adolf und dem Leipziger Convent herbeizuführen. Solms schlug vor, wenn die evangelischen

Fürsten es bedenklich fänden, einen offenen Anschluss an den König von Schweden anzubahnen, könnten sie auf eigene Hand ein Kriegsbündniss errichten und mit den Waffen in der Hand sich selbst vertheidigen. Doch müssten die Fürsten jedenfalls Gustav Adolf's Auftreten gerechtfertigt finden oder wenigstens dasselbe nicht desavouieren. Die evangelischen Stände sollten auf ihrem Gebiete die Anwerbungen von Seiten der Kaiserlichen und der Liga verhindern, Durchmärsche und Einquartierungen nicht erlauben, dagegen dem Schwedenkönige die Begünstigung erweisen, ihm ihre Strassen und auch ihre Städte und Festungen zu öffnen, wenn dies zur Sicherheit und für den Rückzug nöthig sein sollte. Der König wünschte nur Unterstützung von den evangelischen Truppen für den Fall, dass eine feindliche Uebermacht ihn gar zu sehr belästigen sollte. Auf diesen Vorschlag folgte jedoch keine Antwort.

Solms schlug ferner vor, dass der sächsische Kurfürst allein oder in Verbindung mit den übrigen evangelischen Ständen Magdeburg entsetzen sollte, und damit sie leichter ein Vertheidigungsbündniss schliessen könnten, würde Solms den König überreden, eine Diversion zu unternehmen, sobald der Kurfürst in dieser Hinsicht seine Wünsche zu erkennen gegeben hätte. Johann Georg gab folgende Antwort: Der Schwedenkönig möge sich verpflichten, keine Feindseligkeiten gegen die Evangelischen auszuüben, ihre Anwerbungen nicht zu verhindern und ihnen auch den Unterhalt ihrer Truppen nicht erschweren. Der König solle seine sämmtlichen Eroberungen wieder herausgeben, im Nothfalle den Evangelischen zu Hilfe kommen und keinen Frieden schliessen, wenn die genannten Stände nicht Ersatz erhielten. Die Evangelischen versicherten ihn unter diesen Voraussetzungen ihrer Freundschaft, und dass sie gegen Caution dem König Pass und Repass bewilligen, sowie das schwedische Kriegsheer mit Lebensmitteln versehen würden. Der sächsische Kurfürst bedankte sich in einem Schreiben an Gustav Adolf für die Freundschaftsversicherungen, welche die beiden schwedischen Gesandten ihm überbracht hätten, und fügte hinzu, dass es ihm lieb sein würde, wenn er, um seine Freundschaft zu bethätigen, dem Könige irgend welchen Dienst erweisen könne. Schliesslich wurde mitgetheilt, dass die Mitglieder des Convents an den Kaiser geschrieben hätten, um die gefahrdrohende Lage

des Reiches zu verbessern und einen allgemeinen und beständigen Frieden hervorzurufen.[1])

Dies hiesse gegen geringe Opfer das Höchste fordern und sich in trügerische Hoffnungen auf einen friedlichen Ausgleich mit der habsburgischen Politik einwiegen. Denn die habsburgische Politik vertrug keinen Widerstand ihrer Zerstörungspläne und „Reformen" in katholischer Richtung. Die Kurzsichtigkeit blieb bei halben Maassregeln stehen und bebte vor einem muthigen Entschlusse zurück.

Auch Doctor Chemnitz setzte die Unterhandlungen fort, weil Gustav Adolf gern ein Bündniss mit den evangelischen Ständen abgeschlossen hätte, um mit gemeinsamen Kräften den Krieg zu Ende zu führen. Wenn dies Anerbieten auf Bedenklichkeiten stossen sollte, forderte der König Geldunterstützung, Contributionen, Durchmärsche und Einquartierung, sowie Oeffnung aller Strassen und Festungen für die schwedischen Truppen.

Als aber auch dieser Vorschlag verworfen wurde, versuchte es der Gesandte, einzelne Stände zn gewinnen, indem er mit jedem einzelnen unterhandelte; und es war ihm hier vor allen Dingen wichtig, den sächsischen Kurfürsten auf seine Seite zu ziehen. Der Krieg müsse auf das Gebiet der katholischen Fürsten verlegt werden, damit die Freunde des Königs nicht länger durch Erpressungen belästigt würden, die nicht zu vermeiden wären, so lange ihre Länder den Schauplatz des Feldzuges abgäben. Die Protestanten sollten sich mit Gustav Adolf vereinigen, in dessen Absicht es nicht liege, die Verfassung des römischen Reiches zu verändern oder mit Waffenmacht dem Worte Gottes den Weg zu bahnen, sondern nur durch Aufrechterhaltung des religiösen und profanen Friedens seine Religionsgenossen zu sichern. Johann Georg lehnte jedoch jede Verbindung mit Gustav Adolf ab und gab den Gesandten des Königs schöne Worte, war aber zu keinem entscheidenden Schritte zu bewegen, durch den er offen mit dem Kaiser bräche Irgend welche Geldunterstützung wurde von Sachsen nicht gewährt.[2]) Später leisteten 15 Reichsstände Beiträge zur schwe-

[1]) Droysen, II. S. 294—295.
[2]) Hurter, p. 347—349. Chemnitz, p. 137—140. Der Unterhändler

dischen Kriegskasse in einem Betrage von 1,732,460 Gulden. Dies war die einzige Folge der Verhandlungen in Leipzig.

Der letzte Entschluss der Zusammenkunft, ein Defensivbündniss zu bilden, wurde am 12. April 1631 (n. S.) gefasst.

Tilly befürchtete, dass die Evangelischen in Leipzig die Brücke bei Dessau anzugreifen beabsichtigten, und zog sich deshalb nach Fehrbellin zurück. Im schwedischen Hauptquartier, woselbst man keine Mittheilungen von den obengenannten Fürsten bekam, befürchtete man, dass Tilly ihre „guten Intentionen" vernichten würde, bevor sie zur Reife gelangt. Doch hätten sie dem wohl selbst vorbeugen können, wenn sie mit dem Schwedenkönige hierüber correspondirt hätten und darauf eingegangen wären, dass man communibus consiliis die Sache angriffe. Allein, heisst es, man weiss nicht, woher die Einbildung kommt, die bei einem Theile eingerissen ist, dass man weder warm noch kalt sein dürfe, was viel Gutes verhindert und die „Progressen" des Feindes unterstützt hatte. Trotzdem aber wird Se. Majestät, obgleich nicht darum gebeten, nicht unterlassen zu helfen, um alles wieder in ein gutes Geleis zu bringen. [1])

Die Hoffnungen auf einen Anschluss an den Schwedenkönig gingen nicht in Erfüllung, was leicht erklärlich ist, wenn man sich erinnert, welche Absichten die dritte Partei hegte; und versetzt man sich in die Lage eines Kurfürsten, welcher Mitglied des deutschen Reiches ist, mit dem Kaiser als obersten Landesherren und ganzen Bergen von Fundamentalgesetzen und Constitutionen zur Leitung eines staatsrechtlichen Verfahrens und mit einer noch lebhaften Erinnerung an das Missgeschick, welches erst Friedrich V. von der Pfalz wegen seiner Felonie, und später die mecklenburgischen Herzöge und alle die übrigen traf, die sich an die Feinde des habsburgischen Hauses angeschlossen hatten, so wird man es Kurbrandenburg und Kursachsen nicht verdenken, dass sie sich von einer Unterstützung der gewagten Pläne Gustav Adolf's um so mehr fern

---

Chemnitz war der Vater des Geschichtschreibers. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, dass ein Bündniss mit den Evangelischen zu erreichen sein würde. Vergl. Schreiben Grubbe's d. 18. April 1631.

[1]) Schreiben Grubbe's. Uckermark, d. 22. März 1631.

hielten, als sie an das Glück des Königs noch nicht recht glaubten.

Es soll gern zugegeben werden, was ein Gustav Adolf wohlwollender deutscher Geschichtsschreiber sagt, dass, wenn nämlich ein der evangelischen Kirche vortheilhafter Friede durch ein Bündniss zwischen dem Könige und Kursachsen zu Stande gekommen, das deutsche Vaterland dann nicht von all' den Leiden heimgesucht worden wäre, die von den folgenden 18 Kriegsjahren unzertrennlich blieben;[1]) allein die historische Wirklichkeit ist eben das Nothwendige, und deshalb sehen wir ab von den leeren Idealen. Dass die beiden Kurfürsten sich auf nichts einlassen wollten, hatte zur Folge, dass Magdeburg unterging, und somit erntete die protestantische Sache von der Zusammenkunft in Leipzig keinen Vortheil, wenn wir nicht, von einem allerdings untergeordneten Standpunkte aus den Gewinn für etwas schätzen wollen, welcher Gustav Adolf ferner durch Geldunterstützung und durch die Anwerbung wurde, welche infolge der Theilnahme der evangelischen Stände für die Pläne und das Glück des Königs mit vielem Erfolge in den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreisen angestellt wurden.[2]) Der bayrische Fürst schilderte die Gefahr dieser Anwerbungen, weil viele Mannschaft dem Aufrufe folgte, so dass zwei neue Regimenter Fussvolk und zwei Reiterregimenter angeworben wurden und später noch für 5 Cavallerieregimenter, die in den Dienst des schwedischen Königs treten sollten, Patente ausgestellt wurden, und die Schreckbilder verdoppelten sich, als man auf fremde Truppen aus England und Holland rechnete; endlich kam noch dazu, dass Kursachsen sechs Regimenter einberief und viele Officiere und Gemeine Wartegeld bekamen, damit sie sich bereit hielten für den Fall, dass man ihrer bedürfe.[3])

Die Stimmung war in den beiden sächsischen Kreisen eine erregte, und man befürchtete allgemeinen Aufruhr.[4])

---

[1]) Helbig p. 28, 29.

[2]) Schreiben Grubbe's d. 18. April 1631.

[3]) Der bayrische Kurfürst an den Kaiser. München, 14. Februar 1631. St.-Archiv, Wien. Gustav Adolf veranschlagte 64,000 Rdr. zur Werbung. Kriegshistor. Archiv Nr. 191.

[4]) Gutachten der Deputirten-Räthe. Wien, 17. März 1631. St.-Archiv.

Der Kaiser hatte lange zuvor (am 5. Februar) die beiden evangelischen Kurfürsten vor kriegerischen Rüstungen gewarnt.

Kurmainz machte Johann Georg darauf aufmerksam, dass das in Leipzig beschlossene Vertheidigungswerk die Sache bis aufs Aeusserste triebe und Gefahr und Weitläufigkeit anstatt Ruhe und Vertrauen hervorriefe. Dasselbe sehe nicht auf das Beste des Kaisers, indem man seinen Truppen die Mittel zum Unterhalt und Quartier verweigere. Nur Ausländer, die ins deutsche Reich eingefallen, könnten irgend einen Vortheil von den Rüstungen ziehen. Kursachsen müsse Vertrauen in das Versprechen des Kaisers setzen, dass derselbe allen Lasten und Beschwerden abhelfen würde, und solle eine Zusammenkunft der Stände der beiden Glaubensbekenntnisse abwarten, die Schweden aus Deutschland zu entfernen und einem Bruche mit dem Kaiser vorzubeugen suchen.

Die katholischen Kurfürsten hielten eine Zusammenkunft in Dinkelsbühl und beschlossen, das verbündete Heer mit 11,000 Mann zu verstärken und aus allen Kräften dem Kaiser beizustehen. Man hatte sich die Stimmung und die Ansprüche der protestantischen Fürsten nicht klar gemacht, da man es noch für unmöglich hielt, das gute Verhältniss unter ihnen herzustellen und trotzdem das Restitutionsedict durchzusetzen. [1]) Auf beiden Seiten wurden Vorbereitungen zu einem Feldzuge getroffen, welcher über die Stellung der Parteien zu einander entscheiden sollte. Es waren weitumfassende und dreiste Pläne, mit fünf Armeen den Feldzug zu führen und den Kriegsschauplatz auszudehnen. Für den Augenblick musste der König sich auf zwei Abtheilungen beschränken.

Tilly's Marsch an die Oder.

Gehen wir wieder zur Schilderung der Kriegsereignisse über, so haben wir die Truppenbewegungen zu betrachten, welche nach dem Rückzuge der Kaiserlichen von Greifenhagen und Gartz stattfanden.

---

[1]) Hurter, 350—52.

Tilly stand an der Spitze von 24,000 Mann und war mit allem Kriegsbedarf versehen; in seiner Kriegskasse befanden sich 400,000 Gulden. Die im Zustande der Auflösung befindlichen pommerschen Truppen konnten die Hauptarmee mit 34,000 Mann verstärken; allein woher sollte diese Armee die nothwendigen Lebensmittel nehmen? Aus Halberstadt waren alle Vorräthe weggeführt; man marschierte auf die Oder.

Es entstand nun die Befürchtung, dass die Pläne Gustav Adolf's sich auf Schlesien richten würden, wenn es ihm nämlich zuvor gelang, sich Landsbergs, des Schlüssels dieser Landschaft, zu bemächtigen. Der Kaiser überliess es Tilly's „dexteritet", die Maassregeln zu ergreifen, die zur Sicherung der Erbländer nöthig waren. Montecuculi, der in Schlesien commandierte, konnte dem Feinde nur fünf Compagnien entgegenstellen, und als er an Tilly um Unterstützung schrieb, hatte er nicht sofort Antwort erhalten. Dem Vorschlage Montecuculi's, Glogau zu räumen, trat Wallenstein entgegen. Obwohl dieser sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, blieb er den Kriegsereignissen doch nicht fremd und bekam stets Nachrichten von der Armee, namentlich weil der Kaiser und dessen Feldherren das Urtheil des Friedländers über die Feldzugspläne zu hören wünschten.

Für den Fall, dass Glogau geräumt würde, könnte der Schwedenkönig leichter Frankfurt a. O. und Landsberg überraschen und die Strasse nach Schlesien besetzen, allein „ich lasse mir nicht einreden, dass der Schwedenkönig in diese Provinz einrückt, so lange er Graf Tilly im Rücken hat". Es würde eine allgemeine „Mutination" entstehen können, wenn die kaiserliche Armee durch mangelhafte Führung den Muth verliere. Den Schweden würde sich Gelegenheit bieten, auch ferner Erfolge zu gewinnen, und die Missvergnügten im Reiche würden sich an sie anschliessen.[1])

Tilly erkannte, dass an der Oder der wichtigste Schauplatz des Krieges sei, und zog in Eilmärschen nach diesem Flussgebiete, nachdem er (3. Jan. n. St. 1631) die Werke vor Magde-

[1]) Schreiben an Tilly, Wien den 14. Januar. Montecuculi's Schreiben, Glogau den 14. Jan. Wallenstein's Schreiben den 28. Jan. 1631. Kriegsarch. Wien.

burg untersucht und ein Beobachtungscorps dort zurückgelassen hatte. Es stand schlecht in Landsberg, dessen Garnison Mangel hatte am Nothwendigsten, weshalb Tilly Hilfe von Seiten der schlesischen Stände wünschte. Montecuculi, welcher mit Cavallerie verstärkt wurde, sollte die Beschaffung der nöthigen Beiträge aus Schlesien befürworten und am 2. Februar mit Tilly in Frankfurt a. O. zusammentreffen. Wallenstein schrieb sowohl an den Kaiser, als an einflussreiche Leute in Böhmen und Schlesien, damit die Soldaten durch deren Mitwirkung ihren Unterhalt aus den genannten Ländern erhalten sollten. Das von Allem entblösste Mecklenburg konnte kein Getreide mehr liefern, und Wallenstein erkannte, dass grosse Verwirrung entstehen könne, wenn die Armee nicht mit dem nothwendigen Unterhalte versehen würde.[1])

Der ligistische Befehlshaber konnte jedoch nur erinnern und ermahnen, da der Kriegshofrath und die Kriegsverwaltung nicht für Beschaffung der Lebensmittel gesorgt hatten. In einer Zeit, wo nur schlechte Communicationsmittel vorhanden waren, blieb es unmöglich, aus entfernten Orten schnell Proviant zu schaffen, und die Reiterei Cratze's hatte die ganze Umgegend von Landsberg dermaassen ausgeplündert, dass doch nichts mehr zu finden war. In solcher Nothlage konnte von einer kühnen Waffenthat nicht die Rede sein; man konnte nicht angriffsweise zu Werke gehen, sondern die Kaiserlichen mussten sich darauf beschränken, die bedrohten Strassen gegen den siegreichen Schwedenkönig zu vertheidigen. Von allen Seiten machte man sich eine zu grosse Vorstellung von den Hilfsquellen des Gegners. Der vorsichtige ligistische Feldherr unterschätzte die Eigenschaften seines Gegners nicht, er zweifelte an der Beständigkeit des Glückes und wusste, wieviel ein tüchtiger Feldherr ausrichten kann, wenn er zugleich König ist und vollkommen freie Hand hat.

Der bayerische Kurfürst wandte sich mit seinem Vertrauen an Tilly und wünschte, dass dieser Feldherr ein Auge auf die gefährlichen Absichten des Feindes habe und soweit möglich, dessen Pläne bekämpfe.[2]) Tilly führte 24,000 Mann

---

[1]) Tilly's Schreiben den 31. Decbr. 1630; den 1. Jan. 1631. Wallenstein's Schreiben den 12. Febr. (Kriegsarch. Wien.)

[2]) ....„Dass Ihr auch den Feind und dessen gefährliche dissegni ein wachsames Aug zu halten, Euch auch Eurer hochlöblichen Vigilanz

nach der Odergegend und vereinte sich mit der Armee Schaumburg's, welche 12,000 Mann stark war; allein die letztgenannten Truppen waren entmuthigt, missvergnügt und thaten ihre Pflicht nicht; es fehlte auch an Lebensmitteln, Bekleidung und Sold; Bespannung für die Feldgeschütze war ebenfalls nicht zu bekommen, weil die Bauern die Dörfer verlassen und ihre Pferde anderswo in Sicherheit gebracht hatten. Wenn es in den Angaben heisst, dass Tilly nicht mehr als 2—3000 Mann bei sich gehabt hätte, so sind darunter wahrscheinlich die Truppen zu verstehen, welche sich den schwedischen Quartieren näherten; die Hauptstärke stand wahrscheinlich zwischen Oder und Elbe. Weil die Liga nicht anerkennen wollte, dass sie ihre neutrale Stellung aufgegeben, so gab sie vor, dass es kaiserliche Truppen seien. Bei der Musterung der Schaumburg'schen Truppen war Tilly weder mit Truppen und Officieren, noch mit Ordnung und Kriegszucht zufrieden. Er soll geäussert haben: Das sind keine Leute, die sich mit den Schweden schlagen können; mit solcher Gesellschaft kann ich das Ansehen nicht aufs Spiel setzen, das ich so lange aufrecht erhalten habe. Der bedächtige Feldherr war „melancholisch und malcontent, nachdem er die Kriegsleute in Augenschein genommen hatte“.

Die Soldaten waren gleichfalls unzufrieden und riefen nach Geld. Der vorsichtige ligistische Heerführer berechnete seine ungenügenden Streitkräfte und sah sich ausser Stande, Gustav Adolf zurückzutreiben, namentlich weil dieser ihm an Reiterei überlegen war. Dies erklärt die Unthätigkeit in den beiden feindlichen Lagern während des Januar 1631. Der bayerische Kurfürst versprach Tilly Verstärkung von Fussvolk und Reiterei zu senden. Diese Unterstützung wurde mit dem Vorbehalte gegeben, dass wichtige Punkte und Posten nicht von Reiterei entblösst werden dürften. Es wurde für nothwendig erachtet, dem Feinde einen starken Widerstand zu leisten, so dass die Kriegsflamme sich nicht über das übrige Deutschland verbreite, wo dieselbe infolge der erbitterten Stimmung leicht grosses

---

nach angelegen sein lassen müsset, wie demselben, soviel die Zeit und Gelegenheit zugiebt, nach Möglichkeit resistirt werden möge.“ Br. den 7. Decbr. 1630. Kur-Pfalz, Bayerisches Landes-Arch. zu München, IX. Th.

Unglück heraufbeschwören könne.[1]) Da die Truppen ihrem Untergange entgegensehen würden, wenn man sie nicht mit Proviant versähe, so wurde gebeten, dass der Kaiser aus Böhmen und Schlesien dem Heere diese Bedürfnisse verschaffe. Zwei Wochen später war nicht ein Viertel der pommerschen Truppen mehr vorhanden, und die übrig waren, hatten weder Bekleidung, noch Lebensmittel. Tilly warnte davor, die Armee Mangel an allen Bedürfnissen leiden zu lassen, wodurch sie vernichtet werden würde, und wenn der Feind seinen Angriff auf mehrere Punkte zugleich richtete, so wäre eine grössere Anzahl Truppen nöthig, um den Schweden die Spitze zu bieten. Da das katholische Bündniss nicht so viel Mannschaft herbeischaffen könne, sei es nothwendig, dass der Kaiser starke Anwerbungen vornehmen liesse und auch mit Italien Frieden schlösse, damit das Kriegsvolk, welches noch südlich der Alpen stehe, in Deutschland verwendet werden könne. Der Kaiser war mit dem bayerischen Fürsten vollkommen einig in dieser Ansicht von den Mitteln, die zu benutzen wären, um das Kriegsglück wieder an Oesterreichs Fahnen zu ketten und dem Schwedenkönige die Spitze zu bieten.[2])

Die Räthe in Wien meinten, dass zu einer Zeit, wo man sowohl einen ausländischen Feind bekämpfe, als auch in Deutschland allgemeinem Aufruhre vorzubeugen habe, der Unzulänglichkeit der Streitkräfte nur dann abzuhelfen sei, wenn die beiden Linien des habsburgischen Hauses sich mit Vertrauen an einander schlössen und so die Benutzung sämmtlicher Hilfsquellen Spaniens und Oesterreichs möglich würde. Es wurde dem Kaiser anheim gegeben, dass er sich in dieser Angelegenheit an den Erzherzog Leopold in Tyrol, an die Infantin Isabella in Brüssel und vor allem an den spanischen König selbst wenden möchte. So solle auch eine Gesandtschaft an Maximilian

[1]) .... „Und also dem Feinde zeitlich, ehe er noch weiter vorbricht oder etwa heroben in dem Reiche von den verbitterten Gemüthern, ein neues gefährliches Feuer, darzue es sich dan gutermassen ansehen lässt, entzündet wirt, begegnet, und selbiger wiederumb getrieben wird“ .... Kurfürst Max an den Kaiser. München den 30. Jan. 1631. Staatsarchiv zu Wien.

[2]) Kurfürst Max an den Kaiser den 14. Febr. 1631. Antwort Ferdinand's II. den 5. März 1631. Staatsarchiv zu Wien.

von Bayern gesandt werden, um von demselben Hilfe und Rath zu erbitten, wie den feindlichen Plänen und Diversionen entgegenzutreten sei. Es sei ferner nöthig, dem Kurfürsten vertrauliche Mittheilungen zu machen für den Fall, dass er Frieden vorschlüge. Endlich wurde bemerkt, dass es Frankreich nicht Ernst mit dem Frieden sei, um so weniger, als der erste Artikel im Friedensvertrage mit dem Kaiser durch das Bündniss der französischen Regierung mit dem schwedischen Könige übertreten sei. Ferner wurde gefragt, ob man nicht im Namen sämmtlicher katholischen Stände sich beim päbstlichen Stuhle beschweren könne. Dies genügte jedoch nicht; man könnte vielleicht durch eine Diversion, an welche man schon früher gedacht, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen und möglicherweise mit Erfolg, weil eine starke Erschütterung infolge politischer Umtriebe die Ruhe in diesem Reiche bedrohte. Der Kaiser brauchte Truppen und Geld, und da die Kreise nicht bereitwillig ihre Beiträge zahlten, so mussten Kreistage zusammenberufen werden, um die Eintreibung dieser Mittel zu besorgen. Sämmtliche katholischen Stände müssten ein Vertheidigungsbündniss eingehen, welches der drohenden Gefahr entsprechend einzurichten sei. [1])

Verschiedene kleinere Streifzüge in Mecklenburg und Pommern; Einnahme Demmins und Neubrandenburgs.

Dies liess den Zusammenhang der Dinge von einem umfassenden Gesichtspunkte betrachten. Allein diese Rathschläge spielten in die nächste Zukunft hinein, und wenn auch die ligistischen Truppen mit den nöthigen Hilfsmitteln versehen waren, so klagte man doch im Lager Schaumburg's über Mangel an dem Nothwendigsten. Die Verproviantirung in dem ausgesogenen Lande hielt sehr schwer, wenn auch die Croaten es

[1]) Deputirten-Räthe-Gutachten, den 17. März 1631. Staatsarch. Wien. Arma Suecica, p. 85. Chemnitz, p. 115—116.

nicht unterlassen hatten, Kriegsbeute einzusammeln. Bei einem Parteikriege, welcher zwischen ihnen und den schwedischen Truppen geführt wurde, vermochte mancher Landsknecht sich zu bereichern, wenn er seinen croatischen Gegner übermannte, denn die Croaten hatten ihre Leibgürtel mit Gold und Silber angefüllt, an ihrem Rücken glänzten silberne Knöpfe, und das Pferdegeschirr, Pistolen und Säbel waren mit Silber beschlagen. Selbst an der Brust trugen die Croaten grosse Platten von Gold und Silber.

Gustav Adolf hatte erst die Absicht, Landsberg anzugreifen, allein er gab dies wieder auf infolge der strengen Kälte und weil es mit Schwierigkeiten verknüpft war, der Mannschaft genügenden Proviant zu verschaffen, und auch weil „der Feind uns etwas zu stark war“. Die Truppen ruhten in den Quartieren der Neumark aus, aber unterdessen wurden verschiedene Streifzüge unternommen, auf welchen die Schweden stets vom Glücke begünstigt waren. Bei einem solchen Streifzuge, den G. Horn nach Landsberg ausdehnte, befand sich ein kaiserlicher Oberst Namens Wallenstein mit allen seinen Officieren auf der Jagd und musste sich durch schnelle Flucht aus dem Walde retten, um nicht in die Hände der Schweden zu fallen. Eine kaiserliche Abtheilung von 300 Reitern, die sich auf Fouragierung befand, wurde überrascht und zum grössten Theile niedergehauen. Die Schweden nahmen 100 Gefangene und sämmtliche Pferde des Feindes weg.

Der Fähnrich Ulrich Braun überfiel eine Croatenabtheilung mit 20 Mann; die Abtheilung bestand aus einem Obersten mit 200 Reitern, und Braun kehrte zurück mit dem Cornet des Feindes, nachdem seine Mannschaft viele von den Croaten niedergemacht hatte. Braun wurde zum Capitän befördert und bekam die goldene Kette als Ehrengeschenk. Lesslie rückte mit 500 Mann und 4 Kanonen auf das Schloss Lökenitz, dessen Befehlshaber sich zu Unterhandlungen herbeiliess, nachdem acht Schüsse gegen die Festung abgefeuert waren. Dieser Platz war seiner Lage wegen von Wichtigkeit.

Das Verhältniss der deutschen Befehlshaber zu Gustav Adolf wechselte je nach dem Kriegsglücke und nach persönlicher Stimmung. Der König legte grosses Gewicht darauf, sich des Wohlwollens und der Ergebenheit Teuffel's zu versichern, und

als dieser Oberst sich zurückgesetzt meinte, pochte er auf den unbezahlten Sold der Mannschaft. Von Kniphausen heisst es, „dass der Mond bei ihm auch schon im Abnehmen sei". Der Rheingraf solle sich bis auf weiteres in seinem Quartiere halten, und es wurde ihm nicht erlaubt, beim Könige zu erscheinen; letzterer hatte sich aber eine ganze Nacht beim Rheingrafen aufgehalten, wahrscheinlich um über die Kriegsangelegenheiten zu berathschlagen. Die gerichtlichen Verhandlungen mit dem dänischen Prinzen waren die Veranlassung, den Rheingrafen fern zu halten, namentlich weil Gustav Adolf Christian IV. von Dänemerk nicht vor den Kopf stossen wollte.[1]) Die excessive Affection des Königs für Baudissin ist nicht so gross wie früher: „Nam nihil vehemens durabile".

Die Ruhe in den Quartieren war von keiner langen Dauer. Am 17. Januar a. St. wurde Kriegsrath gehalten, und man vermuthete, dass es einen Zug nach Demmin gelte, wenn Tilly, welcher im Anmarsche war, „uns nicht turbiert". Gustav Adolf sammelte die Truppen bei Damm am 26. Januar und nahm die neuen Festungswerke von Stettin in Augenschein, äusserte aber sein Missvergnügen darüber, dass man die Arbeit nicht so weit gebracht hatte, wie sie berechnet war. G. Horn wurde mit 7000 Mann in der Neumark zurückgelassen, und umständliche Vorschriften wurden für die verschiedenen Möglichkeiten mitgetheilt, wenn der Feind zum Beispiel dem Könige nachsetze, oder sich gegen den Feldmarschall wende; im letzteren Falle sollte Horn Soldin und Königsberg in der Neumark besetzen, seine Mannschaft nach Stargard ziehen und sich einiger Orte in der Nachbarschaft bemächtigen, einer Schlacht aber ausweichen und nur dem Feinde den Weg versperren. Auch für Kniphausen wurden verschiedene Ordres ausgefertigt; dessen Corps war erst dazu bestimmt, die Verbindung zwischen dem Könige und Horn zu vermitteln; allein die erstere Abtheilung wurde später dazu gebraucht, die Truppen Gustav Adolf's zu verstärken, nachdem diese vor Demmin angelangt waren. Kniphausen sollte vier sechspfündige Kanonen mit sich führen.[2])

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 617.

[2]) Schreiben Grubbe's vom 17. Jan. Kriegshistor. Achiv, Nr. 199, 185, 186, 201, 204, 210, 213.

Als Gustav Adolf mit 8000 Mann Fussvolk und 4000 Mann Reiterei aufbrach, war es sein Plan, einige der pommerschen Ortschaften anzugreifen und, wenn sich dazu Gelegenheit bieten sollte, Magdeburg zu entsetzen. Die kaiserliche Besatzung (acht Compagnien) in Neubrandenburg capitulierte am 2. Februar und zog von dannen „mit Fahnen, Gewehren und Bagage".

Der Rittmeister Joachim Moltke aus Mecklenburg rückte mit 36 Reitern und soviel Bauern, als er zusammenbringen konnte, gegen Malchin, dessen Besatzung aus zwei Compagnien Dragoner bestand. Moltke liess überall um die Stadt herum Feuer anlegen, liess brennende Lunten an den Bäumen befestigen, was andeuten sollte, dass eine grössere Truppenmacht angelangt sei. Es wurde ein Trompeter abgeschickt, um die Besatzung Malchins aufzufordern, sich zu ergeben und ohne Waffen aus der Stadt zu ziehen, der schwedische König stehe mit einem grossen Kriegsheere vor Malchin. Dieser Aufforderung wurde Folge geleistet, die 200 kaiserlichen Dragoner wurden von 36 Reitern Moltke's umzingelt und auf Wagen ins schwedische Lager geführt, woselbst sie sofort in Gustav Adolf's Dienste traten. Derselbe Moltke wurde oft auf Streifzüge nach Pommern und Mecklenburg gesandt.[1])

Demmin war ein wichtiger Ort wegen seiner Lage an der Peene, und weil dort die Tollense und die Trebel in die Peene fallen, und die Stadt auch einigermaassen befestigt war. Das Schloss lag in einiger Entfernung in einem Sumpfe, und der Weg nach demselben führte über eine enge Strasse mit verschiedenen Brücken. Mitten im Sumpfe erhob sich ein Thurm, welcher die Umgegend beherrschte. Oestlich von Demmin zwischen der Tollense und der Peene erhoben sich Anhöhen und flossen kleine Bäche, die einige Mühlen trieben. Die schwedische Reiterei versperrte den Weg nach Demmin auf mecklenburgischer Seite, die übrigen Truppen legten sich nahe unterhalb der Stadt an den Schlosssee. Duca de Savelli führte in Demmin den Befehl über zwei kaiserliche Regimenter in einer Stärke von 1700 Mann. Dieser Italiener war seiner Raubgier wegen berüchtigt, und man kannte ihn überall in den Ortschaften, wo

---

[1]) Arma Suecica, p. 91.

er commandierte, als einen Barbaren.[1]) Er hatte mächtige Freunde in Wien, war aber seiner Stellung nicht gewachsen und vermochte nicht die Aufträge auszuführen, die ihm anvertraut wurden. Das Schloss von Demmin war mit 400 Mann Fussvolk von dem Regimente Holck besetzt. Kniphausen, welcher Ordre bekam, gegen die Festung zu ziehen, führte seine Mannschaft über den zugefrorenen Sumpf, setzte die zerstörten Brücken wieder in Stand und führte später Kanonen ins Feld, mit denen er das Schloss beschoss. Die Musketiere unternahmen einen Sturm, welcher aber misslang; die Kaiserlichen steckten das Schloss in Brand und zogen sich an die Redoute bei einem alten Thurme zurück. Sie mussten aber die Redoute, welche keine Flanken hatte, bald verlassen und suchten nun Zuflucht in dem Thurme selbst, dessen Mauerwerk so fest und dick war, dass keine Bresche in dasselbe geschossen werden konnte. Als der König aber Minen anlegte, ergab sich die Besatzung. Sie gab ihre Fahnen und Gewehre, sowie sieben Kanonen heraus und wurde in das schwedische Heer eingereiht. Die Vertheidigungswerke der Stadt bestanden aus einer mit Thürmen flankierten Mauer und einem Erdwalle mit Bastionen, wozu noch ein Glacis und ein mit Wasser gefüllter Graben kamen. Teuffel hatte sich in Halbmondform aufgestellt, und schlug einen Ausfall der Besatzung zurück. Die Kaiserlichen mussten eine befestigte Linie (Traversé), die sie aufgeworfen hatten, verlassen. Die Belagerer hatten Batterien gegen die Stadt aufgeführt, allein in einer zu grossen Entfernung, so dass ihre Kugeln in den bereits genannten Erdwall einschlugen. Als die Schweden mit ihrer Approche am Graben fertig waren, machte die Besatzung einige Ausfälle und gab sich den Anschein, als wollte sie sich vertheidigen; allein als sie die Fahnen von den schwedischen Batterien flattern sahen, sank ihnen der

---

[1]) Unter Savelli's „unbarmherzigen Proceduren" ist eine zur Kenntniss der Nachwelt gelangt, aus welcher auf seine Handlungsweise im allgemeinen geschlossen werden kann Nachdem die Landleute in der Nachbarschaft von Demmin durch Contributionen heimgesucht worden waren, befahl Savelli, dass sie ihre Pferde hergeben sollten, und da keine Käufer sich fanden, wurden die ausgemergelten Pferde dem Schinder übergeben, der nur von der Haut Gebrauch machen konnte, und zwar für ein Spottgeld. Chemnitz, p. 119.

Muth und sie begannen zu parlamentieren. Gegen Abend am 15. Februar a. St. ergaben sie sich. Die Besatzung zog ab mit Bagage, fliegenden Fahnen, voller Rüstung und zwei kleinen Kanonen. Die Schwedenr nahmen 10 kleinere und 5 grosse Metallkanonen, 9 Centner Pulver, viele andere Munition und einige Tausend Tonnen Getreide weg. Savelli verpflichtete sich schriftlich, sich während dreier Monate auf mecklenburgischem und pommerschem Grunde nicht gegen den schwedischen König verwenden zu lassen, und diese Verpflichtung sollte auch bindend für die Soldaten sein. Savelli versprach Tilly, Demmin 3 Wochen zu vertheidigen.[1]) Gustav Adolf nahm die Besatzung in Augenschein, als sie abmarschierte. Wenn der König nun auch bei dieser Gelegenheit einige Worte an Savelli gerichtet hat, so muss doch aus psychologischen Gründen bezweifelt werden, dass er das, was er dachte, dass nämlich der kaiserliche General besser für den Hof als für das Lager passte, offen ausgesprochen hat. Zu seiner Umgebung soll Gustav Adolf gesagt haben, dass Savelli zu sehr auf die Güte des Kaisers rechne, und dass dieser Italiener, wenn er in schwedischen Diensten gestanden hätte, wegen seiner Feigheit den Kopf eingebüsst haben würde. Tilly verlangte vergeblich, dass der Befehlshaber, der ohne Noth Demmin übergeben, bestraft werde; es wurde zwar ein Kriegsgericht gegen Savelli berufen, allein er wurde freigesprochen und auch fürder sowohl in diplomatischen Sendungen, als im Kriege verwendet. Er hatte eben mächtige Beschützer in Wien.

Unter dem Trosse bemerkte man die Schätze des Quinti del Ponte, und man lenkte die Aufmerksamkeit Gustav Adolf's hierauf; allein er wollte sein Wort nicht brechen, welches den Kaiserlichen zugestand, ihr Eigenthum fortzuführen, und erlaubte nicht, diese Sachen mit Beschlag zu belegen.

Während der Belagerung Demmins befand sich der König einmal auf der Recognoscierung, und bei dieser Gelegenheit brach das Eis unter ihm ein, so dass er in den Morast versank. Ein schottischer Capitän du Mene, welcher in der Nähe

---

[1]) Memorial Tilly's, Neu-Ruppin den 10. März 1631. Kriegsarchiv Wien. Es wurde ein Brief aufgefangen, in welchem Tilly Entsatz versprach, wenn Savelli sich vier Tage vertheidigte. Soc. Int., p. 85.

postiert war, wollte dem Könige zu Hilfe springen, allein dieser gab ihm durch Zeichen zu erkennen, dass er keine Hilfe haben wolle, weil dies die Aufmerksamkeit des Feindes auf ihn lenken könne. Dies geschah aber trotzdem, und eine Menge Kugeln fielen um den König herum, während er sich selbst aus dem Moraste heraushalf, die Kugeln trafen ihn aber nicht. Er setzte sich später an's Wachtfeuer zu du Mene, und als dieser ehrfurchtsvoll vor einem solchen Spiele mit der Gefahr warnte, welches eine so theure Person blossstellte, hörte der König ihn ohne Verdruss an, antwortete jedoch, dass er nicht anders handeln könne. Gustav Adolf nahm später in seinem nicht erwärmten Zelte ein tüchtiges Mittagsessen zu sich und trank Wein dazu; dann erst wechselte er die Kleider und begab sich wiederum hinaus, um den Kampfplatz in Augenschein zu nehmen.[1])

G. Horn folgte aufmerksam den Bewegungen des Schaumburg'schen Heeres, über welches Tilly, der Sieger in so vielen Feldzügen, den Befehl führte. Der schwedische Feldmarschall hatte bis dahin sein Hauptquartier in Soldin gehabt, allein es wurde für nothwendig erachtet, die Mannschaft etwas weiter von dem Feinde zu entfernen, namentlich weil die zugefrorenen Flüsse um Soldin dem Feinde zugänglich waren und auch in der Nachbarschaft kein Futter mehr für die Pferde der Reiterei aufzutreiben war, welche in die Dörfer zwischen Plönne und Ihne gelegt wurde. Das Fussvolk wurde um Stargard herum gelegt, um diesen Platz zu beschützen und den Feind am Entsatze Colbergs zu hindern. Gustav Adolf gab verschieden lautende Befehle, welche die zu treffenden Maassregeln angaben, je nachdem Tilly über die Frankfurter Brücke mit Cavallerie und Fussvolk rückte, oder die Reiterei ruhig liesse. Im ersteren Falle befürchtete man einen Angriff auf Prenzlau, oder auch, dass der Feind Demmin entsetzen wolle, und alsdann sollte Horn seine Truppen über Stettin und Pasewalk führen, um die Mannschaft des Königs zu verstärken. Wenn

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 509. Chemnitz, p. 119, 120. Gualdo Priorato, Mauvillon, p. 277—279. Hurter, X. p. 356—57. Savelli betreffend, „wissen E. F. Gn. den hiesigen Hofbrauch und wie man allerhand considerationes hat“. St. Julien dem Herzog Albrecht. Wien den 26. März. Kriegshistor. Archiv, Geijer III. S. 203.

die Reiterei des Feindes sich nicht bewegte, sollte der Feldmarschall sein Augenmerk auf Stettin und Gartz a. O. richten. G. Horn war bereit, über Lökenitz die Verbindung mit den Truppen Gustav Adolf's zu bewerkstelligen, wenn die Kaiserlichen sich nicht gegen die Havel wandten. Er wurde jedoch instruirt, die Reiterei in die Odergegend zu verlegen, woselbst sie sich erholen könnte. Tilly befehligte seine besten Truppen, als er aus Frankfurt marschierte, um dem Könige zu folgen. Nach der Eroberung Demmins fürchtete Gustav Adolf keinen Angriff von Seiten Tilly's und brauchte keine Verstärkung. G. Horn hatte mit ausserordentlicher Vorsicht alle Punkte bewacht, während das Fussvolk nach Stargard und die Reiterei nach Plöne verlegt wurde. Der Feldmarschall zog auch Erkundigungen von der Landsberger Seite ein. Die Truppen Gustav Adolf's nahmen bald ihre Quartiere in Mecklenburg, Pommern und der Uckermark ein.

Es wurden ausführliche Instructionen für Kniphausen, J. Banér, Baudissin und Teuffel erlassen, dahingehend, dass sie, wenn Tilly von Altruppin aus einen von ihnen angriffe, sie ihre Streitkräfte vereinigen sollten. Neubrandenburg und Malchin sollten befestigt und Contributionen ausgeschrieben werden.[1]) Im Falle erstgenannter Ort angegriffen würde, hätte man Friedland als Sammelplatz für ein Unterstützungscorps zu wählen.

Tilly's Aufenthalt in Frankfurt, Zug nach Pommern und Mecklenburg, Erstürmung Neubrandenburgs.

Während der zwei Wochen, die Tilly sich in Frankfurt aufhielt, liess er die Festungswerke verbessern, und nachdem er Gelder aus Ossa erhalten hatte, befriedigte er die Truppen durch eine theilweise Auszahlung ihres Soldes. Er hatte Gustav Adolf verhindert, etwas gegen Landsberg zu unternehmen, und dadurch die Gefahr von Schlesien und den Erbländern abge-

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 618, 620, 621, 622, 624, 207, 212, 219. Kriegshistor. Archiv, Nr. 221, 223, 224, 226, 228, 234.

wendet. Er hielt es jetzt für nothwendig, den Bewegungen der schwedischen Armee zu folgen und brach deshalb am 5/15 Februar von Frankfurt auf und marschierte nach Altbrandenburg, um die Pläne des Feindes zu erforschen und dann zu bestimmen, was zu unternehmen sei. Es wurde vermuthet, dass Gustav Adolf sich gegen Demmin oder Greifswald wenden, oder auch nach Mecklenburg oder Magdeburg ziehen würde. Als Tilly benachrichtigt worden war, dass Neubrandenburg sich ergeben habe, befürchtete er, dass noch andere Plätze auch aufgegeben werden müssten, weil sie weder Kanonen, noch Munition oder Lebensmittel besässen, und weil die ausgezeichneten Feldgeschütze der Schweden, die ihre vornehmste Stärke bildeten, die Eroberung einer Menge Festungen erleichterte. In Veranlassung der Capitulation Demmins bemerkte Tilly, dass die Leute, die dergleichen muthlose Befehlshaber wie Savelli befördert und ihnen wichtige Plätze anvertraut hätten, eigentlich die Verantwortung für diesen Verlust tragen müssten. Die kaiserlichen Mannschaften, die in Pommern im Felde lagen, hatten, wie ihr erfahrener Heerführer behauptet, sowohl Muth als Kraft verloren.[1]) Der Marsch ging wegen des Mangels an Proviant sehr langsam, so dass die Kaiserlichen erst gegen Ende Februar nach Ruppin kamen. Man litt auch Mangel an Vorspann.[2]) Man hat behauptet, dass es ein diplomatischer Krieg war, welcher geführt wurde, und dass politische Berechnungen den Marsch verzögerten. Tilly hatte während des Aufenthaltes in Frankfurt sich vergeblich bemüht, Kurbrandenburg auf Seite des Kaisers zu ziehen, und als dies misslang, gestand man diesem Neutralität zu und beauftragte ihn, zwischen dem Kaiser und Gustav Adolf Frieden zu vermitteln. Dieser letztere aber verweigerte Brandenburg die Neutralität. Man hat die Vermuthung gehegt, dass der langsame Marsch der Kaiserlichen, während sie sich Berlin und Spandau näherten, darauf berechnet war, Georg Wilhelm Furcht einzujagen

---

[1]) Tilly an Montecuculi. Fürstenwalde den 16. Febr.; dem Herzog Albrecht, Mittelwald den 17. Febr. Neu-Ruppin den 10. März 1631. Kriegsarchiv Wien.

[2]) Mankell, Die merkwürdigsten Feldzüge der schwedischen Kriegsgeschichte, I. S. 26.



und ihn entgegenkommender zu machen [1]; allein ein Schreiben Tilly's an den Herzog von Friedland, welches in Mittenwalde während des Marsches auf Altbrandenburg abgefertigt wurde, spricht mit keinem einzigen Worte von irgend einem politischen Plane, dahin gehend, Georg Wilhelm durch ein langsames Heranrücken in Furcht zu setzen und den Anschein hervorzurufen, als sei der Marsch auf einen Einfall in Brandenburg berechnet. Der Kaiser hatte jedoch am 25. Februar (n. St.) Tilly anempfohlen, mit dem genannten Kurfürsten zu unterhandeln und ihn zu bewegen, der kaiserlichen Mannschaft Küstrin zu öffnen.

Ferner wurde der Wunsch ausgesprochen, den Kriegsschauplatz nach Pommern zu verlegen, und den Kurfürsten daran zu erinnern, wie schwer es sein würde, dies Herzogthum wieder zu erobern, wenn es einmal von schwedischen Truppen besetzt sei. Die Abgeneigtheit Georg Wilhelm's in Betreff der Oeffnung Küstrins ist bekannt. Die Memoiren Richelieu's erzählen gleichfalls von den Anerbieten, welche Tilly und Gustav Adolf dem brandenburgischen Kurfürsten machten, um an ihm einen Bundesgenossen zu erwerben, und dass der Kurfürst vor allen Dingen nach Neutralität strebte. Selbst wenn der Kurfürst geneigt gewesen wäre, sich dem schwedischen Könige zu nähern, so wurde dies dadurch verhindert, dass Tilly mit einer Armee in der Nachbarschaft stand. Es ist nicht unmöglich, dass sowohl die Richtung des Marsches der kaiserlichen Armee, wie auch die längere Zeit (14 Tage), welche verfloss, bevor die Truppen Altbrandenburg erreichten, von Tilly darauf berechnet gewesen ist, sich den Schein zu geben, als habe er feindliche Pläne, um den Kurfürsten geneigter zu machen. Es ist dagegen eine ganz ungegründete Vermuthung, dass Tilly infolge einer Ordre des Kurfürsten Maximilian gegen Mecklenburg marschierte, um durch ein dreistes Auftreten gegen Gustav Adolf den in Leipzig versammelten Fürsten Schrecken und Furcht einzujagen. Der ligistische General handelte nach militärischen Beweggründen. Tilly blieb später in der Gegend von Ruppin stehen, bis Gustav Adolf sich nach Stettin begab, um im Verein mit dem Feldmarschall Horn Vorbereitungen

[1]) Gfrörer, p. 771.

zur Belagerung von Landsberg einzuleiten; alsdann rückte Tilly in Mecklenburg ein, und zwar in der Absicht, „die Ruhe der Unsern zu turbiren“, uns die Vortheile ihrer Quartiere zu nehmen und nebenbei die Besatzungen zu bezwingen, welche in schwach befestigte Orte gelegt waren. Tilly hatte auch die Absicht, Greifswalde zu entsetzen. Gustav Adolf vermuthete, dass dem Marsche der Kaiserlichen auf Neubrandenburg die Absicht zu Grunde lag, seine Truppen von diesem Quartiere zu vertreiben, und er wollte, dass die Quartiere nicht gar zu eilig geräumt würden. Es waren jedoch Maassregeln getroffen, um die schwedischen Truppen bei Friedland zu sammeln. Banér und Baudissin marschierten auf diesen Ort, und dazu sollte eine bedeutendere Stärke aus der Neumark bei Friedland zusammengezogen werden. Kniphausen wurde des Entsatzes versichert und ermahnt, als ehrenhafter Cavalier Neubrandenburg zu vertheidigen und das Ansehen zu steigern, welches er sich bereits als Krieger erworben habe. Ein späteres Schreiben gab das Versprechen eiligsten Entsatzes, auf den man rechnen könne, ohne ein Treffen liefern zu müssen, und alsdann „solle Tilly mehr graue Haare bekommen, aber keinen Vortheil erlangen“. Gelang dieser Plan nicht, so sollte Kniphausen durch Capitulation die Mannschaft dem Dienste des Königs zu erhalten suchen. Dies Schreiben gelangte jedoch nicht an Ort und Stelle, weil genannter Befehlshaber in dem vorliegenden Falle die Aufforderung Tilly's, Neubrandenburg zu übergeben, nicht abgeschlagen hätte. Die Strasse zwischen Friedland und Demmin musste vertheidigt werden, und es wurde J. Banér aufgetragen, im Nothfalle 1000 Mann nach dem erstgenannten Orte zu verlegen und mit den übrigen Mannschaften über Kabel zu marschieren und sowohl diesen Ort als die Tollense im Auge zu behalten. Banér vertraute die Vertheidigung Demmins und des Peeneflusses dem L. Kagg an. Osten, Brock und Klempenow wurden mit schwedischer Mannschaft besetzt, eine feindliche Abtheilung näherte sich Friedland; allein die Hauptstärke lag vor Neubrandenburg. Während des Marsches dorthin hatten die Kaiserlichen mit Sturm das Amtshaus Feldenberg erobert. Gustav Adolf fasste den Entschluss, bei Pasewalk sein ganzes Heer zusammenzuziehen und bewerkstelligte dies auch am 7. März. An den darauf folgenden Tagen wur-

den die Kanonen aus der Neumark erwartet, und es handelte sich also darum, „mit Bataille oder anderm real secours" Brandenburg zu entsetzen, allein die Befehlshaber trauten ihren Truppen nicht und hegten namentlich Misstrauen gegen die Reiterei, wie sie sich auch eine gar zu hohe Vorstellung von der Armee Tilly's machten. Der König veränderte übrigens diesen Plan wieder und fasste den Entschluss, durch eine Diversion den Feind von Neubrandenburg zu entfernen. Die Reiterei wurde zwischen Angermünde und Prenzlau verlegt und der König nahm mit dem Fussvolke feste Stellung bei Schwedt ein, die von der Oder und einem Arm dieses Flusses gedeckt war. Es sollten 2 Schiffsbrücken geschlagen werden, und man hatte begonnen, Werke auf beiden Seiten der Oder aufzuführen, jedoch wurde weder das eine noch das andere ausgeführt.

Die eine Schiffsbrücke war 180 Schritt lang und so breit, dass 5 Reiter nebeneinander reiten konnten. Kähne und Schiffe wurden mit Plankenbrüstungen versehen, die so hoch waren, dass die Soldaten hinter denselben aufrecht stehen konnten und Schutz gegen die feindlichen Musketenkugeln hatten.

Es wurde J. Banér aufgetragen, die Vollendung der Befestigung zu besorgen. Wenn Tilly Neubrandenburg eroberte und zum Entsatz von Greifswald marschierte, sollte G. Horn Vorpommern vertheidigen. Er besetzte mit einigen Tausend Mann Fussvolk und 1200 oder 1400 Reitern Friedland, woselbst Banér bis dahin das Commando geführt hatte. Horn sollte hier stehen bleiben, so lange Neubrandenburg sich hielte, ginge dieser Platz aber verloren, sollte er sich mit sämmtlichen Truppen nach Demmin oder nach Anclam ziehen und diesen Ort vertheidigen. Er sollte ferner verhindern, dass der für Greifswald bestimmte Entsatz dorthin vordringe.[1]) G. Horn marschierte am 8. März in Friedland ein.

Neubrandenburg wurde von den Kriegslasten hart gedrückt, man hat dieselben, wenn auch wahrscheinlich übertrieben, auf

[1]) Arma Suecica p. 99. Kriegsgeschichtl. Archiv Nr. 646, 629, 630, 632, 633, 634, 238, 245, 246, 248, 249, 252, 254, 264, 274. Cfr. Einleit. zum 2. Bde. Cronholm, Geschichte Schwedens unter Gustav II. Adolf, p. XVII—XVIII.

400,000 Thlr. schwedisch berechnet. Eine zu grosse Summe für eine so kleine Stadt. Da die Bürgerschaft jedoch ungestört ihre Geschäfte betreiben konnte, wurde es möglich, die Contributionen zu zahlen, die gefordert wurden. Die Einwohner der Stadt mussten auch auf den Festungswerken arbeiten. Kniphausen liess die Wälle am 5. März in Stand setzen. Tilly war mit 15,000 Mann gegen Neubrandenburg gerückt, und am 5. März recognoscierte er von einer Anhöhe in der Umgegend der Stadt, man errichtete auf dem Platze, wo er gestanden hatte, eine Stange. Die kaiserliche Mannschaft, die es versuchte, sich des Klosters Broda zu bemächtigen, wurde vom Oberst Diehnheim an der Spitze von 40 Musketieren zurückgeschlagen. Eine andere kaiserliche Truppenabtheilung fasste Posto in dem „stargardischen Bruch", woselbst die Soldaten Tilly's in Sumpf und Wasser bis über die Kniee standen. Sie bemühten sich vergeblich, in Besitz einiger Mühlen zu gelangen. Die Getreidevorräthe dort hatten die Schweden entführt, und später sperrten sie das Wasser ab, so dass es die Gärten am Werder und auch den stargardischen Bruch überschwemmte. Die Kaiserlichen nahmen jedoch in der Nacht vor dem 6. März das Kloster Broda ein und warfen ihre „Retrenchements" und Laufgräben gegen Neubrandenburg auf. Es wurden dort 3 Batterien mit im Ganzen 20 halben Carthaunen aufgeführt.[1]) Nachdem Tilly am 7. März Neubrandenburg vergeblich zur Uebergabe aufgefordert hatte, liess er Bresche in die Stadtmauer schiessen[2]), allein dieselbe wurde sofort von den Bürgern mit Balken, Brettern und Erde ausgefüllt. Er hatte an mehreren Stellen auch Brustwehren aufwerfen lassen, doch nicht in einer Linie mit der Bresche. Als die Belagernden am 8. März den ganzen Tag mit grobem Geschütz geschossen hatten[3]), wurde die Bresche wieder geöffnet, und

---

[1]) Truculenta expugnatio, sanguineolentumque excidium Neo-Brandenburgicum. Befindet sich bei einer Sammlung Flugschriften über den 30jährigen Krieg in der kgl. Bibliothek zu Dresden.

[2]) Einem Bericht von Uckermark zufolge war die Bresche so gross, dass das ganze Regiment hätte hineinmarschieren können. Kriegshistor. Archiv Nr. 511. Nach einer Angabe des G. Horn war die Bresche nicht bedeutend. Dasselbe äusserte der König.

[3]) Etwa 2 Uhr Nachmittags hörte man die meisten Kanonenschüsse

nachdem Tilly zum zweiten Male vergeblich Unterhandlungen angeboten hatte, liess er am 9. März von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags Neubrandenburg beschiessen. Während einer Belagerung von 3 Tagen wurden 1080 Schüsse gegen die Stadt gerichtet, nach einer andern Angabe jedoch nur 500 Kanonenschüsse. Ein Theil der Mauern und der Thore wurde niedergeschossen. Drei Stürme wurden zurückgeschlagen, bis es drei Infanterieregimentern Tilly's, unterstützt von Reiterei, gelang, den Wall am friedländischen Thore zu erobern, welchen Kniphausen und Capitän Pflug vertheidigten. Letzterer sank, von einer Gewehrkugel getroffen, todt zur Erde. Die schwedische Mannschaft wurde zwischen zwei eng aneinander stehenden Mauern zurückgedrängt, und hier büssten 92 Mann das Leben ein. Die Tilly'schen Regimenter zogen darauf längs des Walles vom friedländischen Thore nach dem neuen Thore, von wo sie in die Stadt rückten, auf deren Strassen der Kampf ausgefochten und die schwedischen Soldaten nach einer tapferen Gegenwehr von der Uebermacht übermannt wurden. [1])

Folgen wir nun mit Aufmerksamkeit G. Horn's Bericht von der Eroberung, welcher kürzer ist und in einigen Punkten von den vorstehenden Angaben abweicht. Das Urtheil, welches Horn über einige Einzelheiten ausspricht, ist von Gewicht, weil es von einem Feldherrn ausgeht, welcher mit der Belagerungskunst vertraut war. Tilly hatte seine Kanonen nicht auf dem Walle aufgepflanzt, sondern ausserhalb der Mauer, und seine Batterien im Felde aufgeworfen, weshalb er viel Munition consumierte, auch keine rechte Bresche schiessen und die Mauer nicht tiefer als 4 Ellen vom Erdboden aus erfassen konnte. Er hätte somit durch die genannte Bresche kaum die

---

und nachher wurden viele Gewehrsalven gegeben. Kriegshistor. Archiv Nr. 636.

[1]) Trucul. expugn. Arma Suecica, p. 98. Droysen (II. S. 227) behauptet, die schwedischen Soldaten seien in der Kirche gewesen, als die Stürmung begonnen, und beruft sich auf Grubbe's Schreiben an den Reichskanzler (Kriegshistor. Archiv Nr. 512). Dort steht alles Volk; und hiermit sind zweifelsohne die Bewohner der Stadt gemeint. Der ausführliche Bericht von der Stürmung bezeigt, dass die gesammte Besatzung und nicht nur die Posten an der Vertheidigung der Festungswerke Theil nahm.

Stadt erobern können, wenn nicht ein Versehen dadurch begangen worden wäre, dass der Posten auf dem Walle weder „flankiert noch stakatiert“ und deshalb leicht zu nehmen war. Als die Besatzung sich durch ein Thor des Walles in die Stadt zurückzog, drangen die Kaiserlichen zu gleicher Zeit hinein, obwohl ihnen sowohl am Thore, als später in der Stadt, ein tapferer Widerstand geleistet wurde. Allein da die Vertheidigung nicht planmässig vorbereitet war, wurde sie auch nicht „mit Ordre exsequiert“. Die Kaiserlichen verloren 400 Mann. Die Bevölkerung Neubrandenburgs befand sich in der Kirche beim Gottesdienste, als der Sturm stattfand. Die Feinde brachen in die Kirche ein, erschossen den Priester, und wurden überhaupt allerhand „Greulichkeiten“ gegen Weiber und Kinder verübt. Die schwedischen Soldaten, die sich auf anderen Punkten befanden, „haben sich meist salviert“ [1]), und es sind ausser den Verwundeten und einigen Gefangenen im Ganzen von Bürgern und Soldaten nur 400 Personen niedergehauen. Die Verwundeten hat Tilly bei den Bürgern zur Pflege gelassen, er hat die Thore zerstört, und es heisst, er marschiere jetzt wieder aus. Im Uebrigen haben einige von Kniphausens Regimentern anderswo in kleinen Abtheilungen Quartier gehabt und sind, mit Ausnahme einer Compagnie, welche in Feldberg aufgerieben wurde, meist entkommen. Wenn der Generalmajor nicht gefangen worden wäre, dann wäre wenig verloren, indem der Feind fast mehr Leute verloren hat“.

Tilly hatte dreimal zur Uebergabe aufgefordert, zuletzt eine halbe Stunde vor dem Sturmlauf, allein Kniphausen, welcher das letzte Schreiben des Königs nicht erhalten hatte, befolgte den früheren Auftrag, dass er sich auf's Aeusserste vertheidigen solle, weshalb er sich auch „unzeitig opiniatrirte“. Kniphausen mit Frau und Kindern hatte sich auf's Rathhaus begeben, und es wurde diesen freier Abzug bewilligt. [2]) Das

---

[1]) Es ist somit eine unbegründete Nachricht. dass der Feind keinen Pardon gegeben habe, „sondern, so weit wir jetzt wissen, die ganze Soldateska, Kniphausen selbst, seine Frau und sein Kind, und bis auf 10 oder 12 Soldaten, sammt einem Theil der Bürgerschaft niedergesäbelt wurde“.

[2]) ... „Meines Erachtens halte davor, das Kniphauss salviert, halte

harte Schicksal, welches die meisten Ortschaften betraf, die mit Sturm genommen worden waren, erklärt es, weshalb Tilly und die übrigen Befehlshaber die Grausamkeiten nicht verhindern konnten, die verübt wurden. [1]) Der ligistische Heerführer war wegen seiner Milde gegen Besiegte und wegen der Kriegszucht, die er unter seinen Soldaten aufrecht erhielt, berühmt, allein die Disciplin war bei dem gegenwärtigen Feldzuge erschlafft, was zum Theil daran lag, dass die Truppen nicht so regelmässig wie früher ihren Sold erhielten, und auch daran, dass das Heer zum Theil aus Wallenstein'schen Kriegern bestand, die an zügelloses Betragen gewöhnt waren und ihre wilden Leidenschaften überall befriedigten. Alles musste zu jener Zeit sich dem Säbelregimente beugen, und die Barbarei, die im Gefolge eines langen Krieges ist, wurde mächtiger als die menschliche Gesinnung des Feldherrn, selbst wenn diese von einer kräftigen Persönlichkeit ausging.

Gustav Adolf, welcher die kaiserlichen Garnisonen in den eroberten Städten mit grösster Schonung behandelt hatte, äusserte laut sein Missvergnügen über das entgegengesetzte Verfahren von Seiten des Feindes. Man darf jedoch nicht vergessen, dass die kaiserlichen Besatzungen bis jetzt überall von Gustav Adolf freien Abzug begehrt hatten, und dass dagegen Neubrandenburg mit Sturm genommen wurde, nachdem Kniphausen jede Aufforderung zur Capitulation mit Stolz zurückgewiesen hatte. [2]) Es war bei weitem nicht die ganze Garnison, die über die Klinge springen musste. Dass die Barbarei der Soldaten Neubrandenburg jedoch schwer traf, soll gern

---

das Frauenzimmer salviert". Wangler dem Durchl. Fürsten (Wallenstein?), Neu-Brandenb. d. 20. März 1631. Kriegshistor. Archiv. Wien

[1]) . . . „Die andern mehrertheils sind alle niedergehauet worden. Es hat die Bürger auch sehr betroffen. Denn ob ich mich woll bemühet dieselben zu salvieren, hat dennoch dem ersten Feuer der Lauf gelassen werden müssen. Die Stadt ist auch ganz ausgeplündert bis auf das Vieh und Pferdt". Wengirski dem Herzog Albrecht den 20. März 1631, Kriegshistor. Archiv. Wien. „Da schändeten die Tilly'schen Frauen und Jungfrauen öffentlich auf der Gasse, Markten, auch in der Kirche, da war kein Schonen, jung und alt". Trucul. expugn.

[2]) . . . „Den Tag zuvor hat der Herr General die Stadt auffordern lassen, ist aber eine hochmüthige Antwort erfolget". Wingerski dem Herzog Albrecht d. 20. März.

eingestanden werden. Schwedische Berichte setzen den Verlust an Mannschaften herab, dieser wird aber in Berichten aus dem kaiserlichen Hauptquartiere als bedeutender dargestellt. Die Schweden trösteten sich damit, dass „Neubrandenburg nicht von grosser Importance sei“, und dass der Ort zurückerobert werden konnte, wenn das feindliche Heer abmarschiert sei.

Der König forderte Kniphausen auf, das Unglück muthig zu ertragen, wie es einem ausgezeichneten Krieger gezieme, und versprach alles zu thun, um ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen. Auch wurde hervorgehoben, dass die Milde Gustav Adolf's gegen die Kaiserlichen ohne Wirkung auf diese Krieger geblieben sei.

Gustav Adolf's Marsch nach Frankfurt a. O. unter Zurücklassung von verschiedenen Truppenabtheilungen in Pommern.

Es wurde G. Horn aufgetragen, seine Truppen über Kabel (Kafvelpass) zu führen und sich auf die Vertheidigung von Demmin und Anclam, sowie der Plätze bei Kabel, Peene und Trebel zu beschränken. Die Befestigungen der beiden genannten Städte sollten erweitert, und in Anclam müsse ein Hornwerk aufgeworfen werden. Bei Stolpe und Gützkow seien Redouten nöthig. Der König schickte dem Feldmarschall flache Fahrzeuge, und er sollte sich von Stralsund her mehrere dergleichen verschaffen, um sie zur Vertheidigung der Peene zu benutzen, welches ein tiefer Fluss mit sumpfigen Umgebungen ist. Um den Feind aufzuhalten, sei es nothwendig, die Ortschaften Klempenow, Landscron und Shwankho zu sichern. Alle Getreidevorräthe in Friedland sollten von dort weggeführt werden, damit sie dem Feinde nicht zu Statten kämen, und die Mühlen in den genannten Städten und ihren Umgebungen sollten zerstört werden. Es war von Gewicht, dass der König und Horn einander gegen Tilly unterstützten, und es hing von der Richtung ab, in welcher das feindliche Heer marschierte, ob Gustav Adolf auf Kabel rücken, oder Horn dem Könige

zum Entsatz kommen sollte. [1]) Der schwedische Feldmarschall räumte Friedland, marschierte über Kabel und verpflichtete sich, den ihm gegebenen Vorschriften nachzukommen. Erst wurde berichtet, dass Tilly auf Anclam marschieren wollte, da er aber in Stargard blieb [2]), so vermuthete man, dass der Zug des Feindes dem schwedischen Könige gelte. [3])

Die Wirklichkeit stimmte mit der ersteren Vermuthung überein, und die Zögerung hatte ihren Grund darin, dass Tilly sich erst mit mehr Munition und Lebensmitteln versehen musste, bevor er seinen Plan auf Anclam, Demmin und Greifswald ausführte. Diese Absicht wurde jedoch aufgegeben, weil Tilly befürchtete, dass Gustav Adolf sich der Stellung bei der Havel bemächtigen würde und dadurch ihn von seinen „Commoditäten" abschneide und Magdeburg entsetze. Auf diese Gedanken gerieth Tilly dadurch, dass ein Streifzug aus dem Lager Gustav Adolf's bei Fürstensee 100 kaiserliche Musketiere, die als Convoi ausgeschickt waren, entweder niedergemacht oder gefangen genommen hatte. Am Tage, nachdem Tilly abmarschierte, kehrte Horn am 14. März nach Friedland zurück und liess auch wiederum Treptow und Neubrandenburg besetzen. Tilly hatte in dem letztgenannten Orte 300 Krieger und Soldaten, sowie auch 60 schon geheilte Soldaten, welche die Kranken pflegen sollten, hinterlassen. Die ersteren wurden geschont, ihre Wärter jedoch sämmtlich von einer schwedischen Abtheilung niedergemacht, theils in den Strassen, theils ausserhalb der Stadt, als sie zu fliehen versuchten. Tilly hatte unterdess erfahren, dass es nur ein schwedischer Streifzug gewesen, welcher die Musketiere bei Fürstenau angefallen, und dass Gustav Adolf mit seinem Heere an der Oder stände. Er rückte deshalb dem Könige näher und schlug sein Quartier in Lichen, ungefähr den 17. März (a. St.), auf, wahrscheinlich um den

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 266, 270, 271.

[2]) Droysen (II. S. 279) wirft Tilly vor, dass er einige Tage unthätig in Neubrandenburg liegen blieb. Tilly schickte schon am 10. März, am Tage nach der Eroberung der Stadt, die Reiterei und eine Anzahl Fussvolks nach Friedland, und in Stargard lag er noch den 11. März. Er musste somit am 10. dort angelangt sein. Vergl. Kriegshistor. Archiv Nr. 637, 646.

[3]) Kriegshistor. Archiv Nr. 637, 638.

Feind zur Schlacht zu zwingen, ehe die Werke bei Schwedt und die Brücken fertig wären. G. Horn war zur Verstärkung des Königs berufen worden, allein er blieb unter diesen unbestimmten Aussichten stehen, anfänglich bei Loekenitz, von wo er aufgefordert wurde nach Schwedt zu eilen, welches er am 22. März erreichte. Tilly's Bewegungen waren sehr schwankend. Er rückte jedoch schon vorher auf Ruppin und Fehrbellin zurück, um die Belagerung Magdeburgs mit Nachdruck zu betreiben und dabei eine feste Stellung an der Elbe einzunehmen. Sein Rückzug war jedoch gleichfalls durch Mangel an Proviant veranlasst. Auch die Befürchtung Tilly's, dass die Brücke bei Dessau von den in Leipzig versammelten protestantischen Fürsten besetzt werden könne, wodurch das kaiserliche Heer von seinen Hilfsquellen und Verbindungen abgeschnitten worden wäre, haben ihn bestimmen können, zurückzugehen, denn wenn auch die evangelischen Stände noch nicht mit ihren Rüstungen fertig waren, so musste Tilly immerhin für Aufrechterhaltung seiner Communicationen Sorge tragen, denn er hatte die Fürsten stark im Verdachte, hauptsächlich an ihre eigne Vertheidigung zu denken, ohne deshalb grade zu beabsichtigen feindlich gegen die Kaiserlichen aufzutreten. Da die Operationslinie Tilly's von bedeutender Ausdehnung war, so wurde der Rückzug eine Nothwendigkeit. Oberst Cratz, welcher zuerst gegen das Lager bei Schwedt abgesandt wurde, um die nöthigen Nachrichten einzuholen, blieb mit 3300 Reitern bei Fehrbellin stehen, bis die Schweden die Croaten aus Fürstenwalde und Zedenick vertrieben hatten, alsdann rückte Cratz weiter in südlicher Richtung. Tilly mit 19,000 Mann bewerkstelligte die Verbindung mit Pappenheim, welcher Magdeburg cerniert hielt. [1])

Man kann, ohne ungerecht zu sein, Tilly nicht Mangel an

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 646, 276, 277, 281. Einleit. z. 2. Bde. XIX. Chemnitz, I. p. 129. Menkoll, I. p. 28. Tilly hatte 1500 Mann am Brückenkopf bei Dessau. Wir können nicht entscheiden, ob es gegründet ist, was Swedish Intelligencer (p. 113) berichtet, dass die Besatzung Frankfurts mit 7000 Mann verstärkt wurde und dass ausserdem 5000 Mann zurückgelassen wurden, um Landsberg und die Uebergänge über die Oder zu sichern. Wahrscheinlich schickte Tilly die Truppen nach Frankfurt zurück, die er von dort her an sich herangezogen hatte.

Muth vorwerfen, oder seine Unschlüssigkeit strenge beurtheilen, die ihn mehrmals seine Pläne und Bewegungen verändern liess, ohne Vortheil von seinem Erfolge bei Neubrandenburg zu ziehen. Diese Eroberung war nicht von grosser Bedeutung, und da er nicht genügend recognosciert hatte, um sich Nachrichten von den strategischen Berechnungen und Entschlüssen des schwedischen Königs zu verschaffen, so war es nöthig, vorsichtig zu Werke zu gehen, um nicht von Magdeburg abgeschnitten zu werden. Wenn wir auch Pappenheims sicheren Blick bei mehreren Gelegenheiten nicht unterschätzen, so dürfte er doch als Feldherr gegen Tilly zurückgestanden haben. [1] Der Mangel an Raum verbietet uns, unsere Ansicht umständlich darzulegen. So ungleich diese beiden Persönlichkeiten waren, so sehr gingen sie auch auseinander in ihrer Auffassung vom Kriege und dessen Leitung. Pappenheim hatte bis dahin auf eigene Hand nur den kleinen Krieg geführt.

Gustav Adolf blieb bis zum 27. März bei Schwedt stehen, wahrscheinlich um sich vollständig davon zu überzeugen, dass er von Seiten Tilly's während eines Marsches, der zur Ausführung eines wichtigen Planes beabsichtigt wurde, keine Bewegung im Rücken zu befürchten hatte. Während die kriegerischen Bewegungen ruhten, war der König von Schweden auch darauf bedacht, sein Heer zu verstärken, und er fertigte Vorschriften für den Feldzug in der Wesergegend aus, für Hamiltons Truppen, wenn sie dorthin gelangt wären. [2] Es wurde ferner eine Instruction für G. Horn erlassen, welcher in der Neumark und Pommern den Befehl führen sollte, wenn Gustav Adolf nach Frankfurt a. O. zöge. Der Feldmarschall müsse in der Neumark stehen bleiben, bis er sähe, wie das Unternehmen des Königs ausfiel, und wenn es nicht möglich sei, „ohne Hazard von Reiterei“ sich in der Neumark zu behaupten, sollte Horn nicht weiter als bis auf Stargard zurückgehen, indessen der König „seine Sachen stabilirt habe“. Dann erst sollte der Feldmarschall die Belagerung von Greifswald fortsetzen und nach Uebergabe dieses Ortes ein Lager bei Riebenitz errichten und entweder Rostock angreifen, oder sich der kleineren Plätze

[1]) Droysen, II. S. 278—81.
[2]) Kriegshistor. Archiv Nr. 286.

in Mecklenburg bemächtigen, wodurch die Truppen in guten Quartieren sich erfrischen könnten. Horn sollte gleichfalls ein Auge auf Dänemark haben, dessen Rüstungen zur See Verdacht erweckten.[1]) Der Feldmarschall erhielt die Berechtigung, für den König bestimmte Briefe zu öffnen und zu lesen, damit er nach Kenntniss der Lage „seine Consilia formire".

Greifswald war der einzige Ort in Vorpommern, der noch im Besitze der Kaiserlichen blieb, nachdem Colberg am 28. Februar eine Capitulation eingegangen, durch welche der Commandant Franz de Mors sich verpflichtete, den Bürgern der Stadt alles Eigenthum, welches die Officiere und die Mannschaft ihnen geraubt hatten, wieder zurückzugeben. Ein schwedischer Cornet, der bei einem Scharmützel gefangen worden war, wurde gleichfalls dem schwedischen Befehlshaber wieder ausgeliefert. Die Besatzung, 1500 Mann stark, zog am 2. März mit brennenden Lunten, fliegenden Fahnen und 2 4pfündigen Kanonen ab.[2]) Der Tross folgte auf 40 Wagen. Den Schweden fielen 54 Kanonen, 400 Centner Pulver und viele andere Munition zu. 250 schwedische Reiter unter Sperreuter folgten als Convoi der Besatzung, welche einige Zeit in Schievelbein stehen bleiben musste, bis nähere Ordres vom schwedischen Könige eingingen. Nach einem Berichte hatten die Kaiserlichen gedroht, sich an dem Convoi zu rächen, sobald dieselben die Gränze erreicht hätten. Zornig über die Demüthigung, die ihnen, den Besiegten, widerfahren war, glaubten diese gereizten Soldaten, sich alles gegen den Feind erlauben zu dürfen. Nach einer andern Angabe hatten die Nachrichten von den in Neubrandenburg verübten Grausamkeiten bei Sperreuter „Bedenklichkeiten" erweckt, ob die Garnison Colbergs die Wohlthat des abgeschlossenen Vertrages geniessen dürfe. Der König ordnete jedoch an, dass die kaiserliche Mannschaft ohne jedes Hinderniss ihren Marsch fortsetzen solle; 400 von diesen Truppen nahmen Dienst im schwedischen Heere.

Sperreuter war von Boethius als Befehlshaber über die Blockierungstruppen vor Colberg abgelöst worden, und dieser

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 289.

[2]) Nach Burgus, Mars Sueco-Germanicus, p. 81, wurde es der Besatzung nicht erlaubt, die Feldzeichen mit sich zu führen.

letztere wurde nach der Uebergabe Commandant, allein er wurde bald darauf durch Erik Hansson Ulfsparre ersetzt, der den Auftrag hatte, die Festungswerke in Stand zu setzen, womit es auch auf die Vertheidigung des Hafens abgesehen war. Ulfsparre sollte Schiffe zwischen Preussen und Rügen auslaufen lassen und die See zwischen Bornholm, Gotland und Colberg rein halten.[1])

Die Nothwendigkeit, wieder einen besseren Geist in das Kriegsheer einzuführen, nachdem die Zügellosigkeit der angeworbenen Truppen die gute Ordnung aufgelöst hatte, wegen welcher das Lager Gustav Adolf's so lange berühmt gewesen war, veranlasste einige königliche Schreiben, durch die wir Einsicht erhalten in die Beschwerden der Einwohner über den Uebermuth der Soldaten, und namentlich in Betreff der Raubgier der Reiter. Plünderung und Ueberfall gehörten zur Tagesordnung. Geleitstruppen wurden frecher Weise angegriffen, Kirchen und Schulen wurden geplündert, und man erlaubte sich überhaupt dieselben Zügellosigkeiten, wegen deren man früher den Feind getadelt. Tausende von Menschen litten unter einem unchristlichen Gebahren, welches an die türkischen und tartarischen Horden erinnerte. Es ging dem Könige sehr zu Herzen, dass das ganze Kriegsheer wegen verabscheuenswürdiger Thaten irgend eines leichtfertigen Raubvogels, durch welche die Kriegsdisciplin befleckt würde, in Misscredit gerathen sollte. Durch dergleichen Schändlichkeiten wurde das Land verödet, die Unterthanen verjagt; die Stimmung wurde ungünstig und es hielt immer schwerer, den Truppen ihren Unterhalt zu verschaffen, indem die Mittel, die dazu bestimmt gewesen waren, durch Raubgier des Einzelnen weggenommen wurden.[2]) Das Wichtigste sei jedoch, dass das Heer sich den Zorn Gottes und grosses Unglück zuzöge. Rechtschaffene Befehlshaber waren wahrscheinlich unbekannt mit dergleichen Unthaten und würden noch weniger Behagen daran gefunden haben, allein es wurde ihnen sämmtlich als Pflicht eingeschärft, soweit möglich, dergleichen Verbrechen zu verhindern und zu

---

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 285.

[2]) . . . „um eines und des andern unersättlich Maul zu stopfen". Kriegshistor. Archiv Nr. 280.

bestrafen. Es hiess sogar, dass die Officiere, wenn sie sich bei Abtheilungen von Geleitstruppen befanden, selbst dergleichen Unfug betrieben. Wenn Gustav Adolf die Armee nicht einer augenscheinlichen Gefahr aussetzen oder den Untergang der Evangelischen bereiten wollte, konnte er nicht länger Zeuge solcher barbarischen Handlungsweise sein; er beabsichtigte im Gegentheile, dieselbe mit solchem Ernste zu bestrafen, dass die Strafe einem jeden zur Warnung dienen würde. Es sollten Verbote gegen Plünderung veröffentlicht werden, und den Officieren wurde eine strenge Controlle zur Pflicht gemacht. Die Officiere wurden sogar für die Ungesetzlichkeiten verantwortlich gemacht, welche die Gemeinen verübten.

Die Schule in Joachimsthal und die Stadt Aderberg [1]) waren von den Reitern des Rheingrafen geplündert worden; Baudissin erhielt Ordre, hierüber eine Untersuchung einzuleiten. Lennart Torstenson sollte die Kirchenglocken wieder zurückgeben, die er in Demmin genommen hatte. [2])

Um Tilly von Magdeburg zu entfernen und an Feindseligkeiten gegen den Leipziger Convent zu hindern, wollte Gustav Adolf eine Diversion machen und brach am 27. März von Schwedt mit 14,000 Mann gegen Frankfurt a. O. auf. Der König wollte sich der festen Plätze in diesem Flussgebiet bemächtigen, die noch von den Kaiserlichen besetzt waren. Man vermuthete, dass Tilly sich nach derselben Richtung wenden würde. Baudissin an der Spitze der Reiterei bildete den schwedischen Vortrab. Das Regiment Hall's, mit 100 Dragonern verstärkt, marschierte gegen Müncheberg. Die dorthin verlegten 700 Croaten hatten jedoch diesen Ort kurz vor der Ankunft der Schweden verlassen und jagten spornstreichs auf Frankfurt zu. Viele Croaten wurden niedergemacht und 100 gefangen genommen. Ihre sämmtliche Bagage wurde erbeutet, unter dieser Beute befand sich auch der Wagen und 6 weisse Pferde des Croatenobersten. Müncheberg war ein offener Platz,

---

[1]) . . . „und ohne einigen Respect auch der Kirchen und Kirchenornats nicht verschonet worden sei". Kriegshistor. Archiv Nr. 279.

[2]) Demmin hatte recapituliert und war eine freundschaftliche Stadt. Als die Kaiserlichen Wolgast eroberten, hatten sie sich dergleichen Plünderung nicht zu Schulden kommen lassen. Kriegshistor. Archiv. Nr. 255.

und deshalb ging Hall's Regiment zurück in seine Quartiere. Taupadel recognoscierte Liebenwalde und Bötzau (n. von Oranienburg). [1]) Schwedische Abtheilungen nahmen Fürstenwalde und Zedenick ein, und an dem letzteren Orte wurden 150 Croaten niedergemacht, wie auch die Bagage der Besatzung in die Hände der Schweden fiel. Die kriegsgefangenen Croaten wurden nach Schweden gesandt, um dort in den Kupferminen zu arbeiten.

Einige dieser Streifzüge waren darauf berechnet, Schwedt und die Quartiere in dessen Nähe zu sichern. Dieselben wurden nämlich von der feindlichen Hauptmacht bedroht, welche bei Altbrandenburg stand. Oberst Cratz, welcher von Tilly den Befehl erhalten hatte, in diesen Gegenden stehen zu bleiben, hatte sich nämlich auf Fehrbellin zurückgezogen. [2]) G. Horn wurde daran erinnert, dass er sich zu verstärken und ein Lager bei Garz aufzuschlagen habe, damit er im Nothfalle Schwedt zu Hilfe kommen könne. Der Feldmarschall sollte die Windmühlenschanze bei Schwedt vertheidigen, dieselbe mit einigen Aussenwerken weiter befestigen und auch eine Redoute an dem Brückenende aufwerfen, damit die Schweden den ganzen Fluss beherrschen könnten. Der erprobte Heerführer führte aus, was ihm vorgeschrieben war, und zwar mit der Voraussicht und klugen Berechnung, die sich dann und wann eine Abweichung von den Ordres erlaubt, die man erhält, denn Horn, der sich an Ort und Stelle befand, konnte leichter als der abwesende König beurtheilen, welchen Truppen es möglich wäre mit der grössten Eile aufzubrechen. Er verschrieb von Stettin eine grössere Anzahl Schiffe, um die Mannschaft auf der Oder nach Schwedt zu führen. [3]) Diese Massregeln, die den Zweck hatten, einen feindlichen Angriff im Rücken des Schwedenheeres abzuwehren, wurden indess überflüssig, weil die Kaiserlichen diese Richtung nicht einschlugen. Aus Küstrin war nämlich die

---

[1]) Es ist ein Irrthum, wenn Droysen (p. 282) erzählt, dass Gustav Adolf an dem Zuge gegen Bötzow Theil nahm. Es konnte auch vom Besetzen der Städte Liebenwalde und Bötzow nicht die Rede sein, da die Garnisonen Widerstand leisten wollten.

[2]) Kriegshistor. Archiv Nr. 644. Chemnitz, p. 129.

[3]) „Schalen, Sehskanen und Prahmen". Kriegshistor. Archiv Nr. 648. Vergl. Nr. 644, 291, 292.

falsche Nachricht eingelaufen, dass Tilly in Potsdam angekommen sei und auf Fürstenwalde zu marschieren gedenke, sowie dass Cratz sich gleichfalls dorthin über Mittenwalde bewegte.

Gustav Adolf marschierte am 27. März auf Neustadt-Eberswalde und am 30. nach Wrietzen, von wo er wieder an den darauf folgenden Tagen über Selow und Lebus nach Frankfurt a. O. zog, welche letztere Stadt die schwedischen Truppen am 2. April 10 Uhr Vormittags erreichten.

Schaumburg hatte bisher das Commando über die Besatzung geführt, welche die Armee bildete, die vorher bei Garz stand, und die durch die strenge Kälte und die Anstrengungen der Märsche bedeutend zusammengeschmolzen war, allein dieselbe zählte noch immer 4000 Reiter und eine Infanterie von derselben Stärke, und diese Truppen waren frisch und kampfbereit. Die in der Regel abweichenden Berechnungen über die Anzahl der kaiserlichen Truppen (von 3800 bis 12,000 Mann) verdienen keine Beachtung, weil sie sich nur auf Vermuthungen gründen, und die hier angeführte Angabe Schaumburgs ist authentisch und zuverlässig. Der genannte Befehlshaber hatte mit der grössten Mühe die Artillerie mit aus Garz geführt. Der Marsch ging durch verödete Dörfer, aus denen die Bauern geflüchtet waren und ihre Pferde mit in die Städte genommen hatten. In Frankfurt befanden sich zwei halbe Carthaunen, zwei Quartierschlangen und 8 kleinere Stücke, sowie 900 Centner Pulver. Es war jedoch unmöglich, nach Landsberg die Kanonen und Munition zu schicken, welche der Commandant sich erbeten hatte, weil es an Transportmitteln fehlte.

Man klagte darüber, dass die Frankfurter Garnison von dem kaiserlichen Kriegshofrath nicht mit den nöthigen Bedürfnissen versehen würde, dass es im Januar 1631 an Proviant fehlte. Unzweifelhaft hat jedoch Zufuhr etwas später stattgefunden, denn die Schweden fanden in Frankfurt viel Getreide und Salz, und diese Vorräthe mochten doch wohl für die kaiserliche Garnison bestimmt und wenigstens ihr zugänglich gewesen sein. Das Beklagenswertheste von allem war jedoch der schlechte Geist dieser Truppen, worüber Schaumburg fast in Verzweiflung gerieth. Die Officiere hatten weder Lust noch Muth zu kämpfen. Die Gemeinen, die nur Commissbrot be-

kamen, beabsichtigten zu „mutinieren“ oder zu flüchten. Die Officiere behielten alle Gelder, die Mannschaft war verdriesslich und unwillig. Schaumburg selbst war nicht im Stande, alles auszurichten. Er hätte vergeblich auf zwei Regimenter frischer Truppen gewartet, die Tilly aus Frankfurt zu schicken versprochen hatte. Wenn diese Verstärkung ausblieb, wäre weder Frankfurt noch Landsberg zu vertheidigen und alle Strassen nach Pommern und Schlesien würden gesperrt sein. Schaumburg sprach das schmerzliche Gefühl aus, das er bei einer Verantwortlichkeit empfand, die man ihm wegen der Misserfolge aufbürden würde, die man voraussehen könne, und an denen er unschuldig wäre. Er bat eine Commission niederzusetzen, die Kenntniss von dem bedauerlichen Zustand der Truppen nähme, „darüber sich ein Stein erbarmen möchte“. Es ist jetzt leicht zu begreifen, weshalb Niemand den Befehl in Frankfurt übernehmen wollte; Schaumburg wurde vom Kaiser fast dazu gezwungen, und er hätte gern auf die Ehre verzichtet. Er erbat sich auch den Schutz Tilly's, damit ihn kein Unglück träfe und damit er nicht ohne seine Schuld die Reputation und die Ehre verliere, die er während so vieler Jahre erworben habe.[1])

Dieser elegische Erguss schildert die Verstimmung in Frankfurt zu Anfang des Jahres und wird wahrscheinlich auch auf die Verhältnisse einige Monate später gepasst haben. Der Kriegshofrath in Wien hörte ungern dergleichen Vorwürfe, insofern sie zur Kenntniss der höheren Kriegsverwaltung kamen. Unzweifelhaft ist es, dass der Kriegshofrath Schaumburg zur Last legte, dass er nicht mit der nöthigen Energie und mit erforderlicher Eile Aussenwerke aufgeworfen hatte, die die Vertheidigung Frankfurts hätten erleichtern können, und es wurde für nothwendig erachtet, die Vertheidigung einer bedrohten Festung einem Befehlshaber zu übertragen, der nicht an der Möglichkeit zweifelte, den Schweden Widerstand zu leisten. Der Generalfeldzeugmeister Tieffenbach langte am ersten April als Schaumburgs Nachfolger in Frankfurt an. Als die Schweden sich „in voller Bataille“ am zweiten April der Stadt näher-

---

[1]) Schreiben an Tilly.

ten, liess Tieffenbach die Vorstädte am Lebuserthor und Gubenerthor in Feuer aufgehen und selbst die Kirchen wurden angesteckt; „er resolvierte ganz und gar zu fechten".

Eroberung Frankfurts durch Gustav Adolf und Feldzug an der Oder.

Gustav Adolf lagerte sich auf den Weinbergen, deren Gebäude niedergebrannt waren. Die schwedische Armee verhielt sich ruhig bis gegen Abend; der König wartete die Ankunft der Schaluppen ab und nahm von der Lage Frankfurts und von den neuen Festungswerken Kenntniss. Teuffel, welcher den König bei der Recognoscierung begleitete, wurde am linken Arme verwundet.[1]) Frankfurt konnte von den nahe liegenden Höhen herab beschossen werden und war somit eigentlich kein fester Platz, der seine Jungfräulichkeit vertheidigen konnte. Wenn die Stadt jedoch eine beherzte Besatzung gehabt hätte, wäre sie in ihrem Widerstand durch nicht ganz unbedeutende Hilfsmittel unterstützt worden, namentlich durch den doppelten Graben, den hohen Wall und die Stadtmauer mit Thürmen. Im Norden und Osten floss die Oder, und zwei Schanzen erhoben sich auf der andern Seite der Brücke. Von dem östlichen Ufer der Oder aus zogen 6 kaiserliche Regimenter in Frankfurt ein, wahrscheinlich eine Verstärkung, die mit Tieffenbach gekommen war Einige schwedische Musketiere verfertigten Schanzkörbe, andere rückten auf die Stadtwälle heran, während die Besatzung mit einem Muth und einer Erbitterung, der es jedoch an Besinnung und Ruhe fehlte, zwei Ausfälle machte. Das Betragen dieser Truppen glich dem unsinniger oder betrunkener Menschen, die ihrer selbst nicht mächtig sind. Ihr stürmischer Anlauf wurde zurückgeschlagen und die schwedischen Musketiere, die ihr Pulver verschossen hatten, trieben ihre Gegner mit der blanken Waffe in die Stadt. Hierbei fielen Oberst Brehm und mehrere andere kaiserliche

---

[1]) „Alasse, now Dyuell is hurt, what shall I doe". Sued. Intellig. p. 89.

Officiere.[1]) Während der Nacht lagerten sich schwedische Truppen in den niedergebrannten Vorstädten und gruben sich in die Erde ein, ohne sich durch das unausgesetzte feindliche Feuer stören zu lassen. Die Arbeit geschah mit einer solchen Eile, dass die schwedische Mannschaft, als die Morgendämmerung anbrach, sich genügenden Schutz gegen die Kanonen der Kaiserlichen verschafft hatte. Am Morgen des dritten April wurden Batterien an drei Stellen ausserhalb des Gubener Thores aufgeworfen und bald mit Kanonen besetzt. Der König ordnete diese Arbeit an und legte selbst mit Hand an. Drei Regimenter Musketiere rückten gegen das Lebuser Thor. Es dauerte lange, ehe die Schweden anfingen, die Festungswerke zu beschiessen; dies erregte den Uebermuth der Besatzung, der sich unter Anderm in höhnischen Worten Luft machte. Die Schweden wurden z. B. Hungerleider genannt, auch benutzten die Kaiserlichen ferner die Zeichensprache, um ihre Verachtung gegen die vermeintliche Schwäche der Schweden auszudrücken, die, wie sie meinten, am besten thäten, zurückzukehren. Es wurde eine lebendige Gans über den Stadtwall hinausgehalten, und man las auf einem Bogen Papier folgende Inschrift: „Ihr Wassergänze und Strünckenfresser! In welcher Commiss habt ihr die Stücke verzehrt?“ Dies sollte ein Sarkasmus darauf sein, dass die Kanonen der Belagerer so lange stumm blieben. Ferner wurde angedeutet, dass die ungebetenen Gäste mit den wilden Gänsen ihre Fahrt wieder gen Norden antreten könnten. Die Schweden antworteten scherzend, dass sie vorher sämmtliche Gänse in der Odergegend verzehren wollten. Die Besatzung eröffnete ein starkes Kanonen- und Gewehrfeuer; allein die Schweden setzten dessenungeachtet ihre Sapirung fort, so dass sie gegen Mittag bis an den Hospitalgarten neben dem Gubener Thore vorgedrungen waren und nun die Kaiserlichen von den Aussenwerken verjagten, und zwar mit grossem Verluste seitens der letzteren. Gegen sechs Uhr Abends begannen 12 Stück des groben Geschützes der Schweden stark zu spielen.[2]) Damit

[1]) Chemnitz, p. 130. Ben. Frkt. den 8. April. Deutschland und der deutsche Krieg. Schwed. Reichsarchiv.

[2]) Chemnitz, l. c. Relation, welchergestalt I. K. M. in Schweden die Stadt Frankfurt a. d. O. erobert. Kgl. Bibl. in Dresden.

beabsichtigte man nur, sich der Stadtthore und des Stadtwalles zu bemächtigen; der König hatte sich noch nicht entschlossen, an diesem Abend Sturm gegen die Stadt laufen zu lassen. Der Angriff wurde mit einem Erfolge gekrönt, der die Hoffnungen der Schweden weit übertraf. Die Musketiere überschritten den Graben, ohne durch irgend welche Schwierigkeiten belästigt zu werden; sie stürmten den Wall und brachen die Pallisaden. [1]) Die Knechte Conti's und Buttler's „fochten als schlimme Kerls"; sie wurden durch das starke Feuer aus dem groben Geschütz der Schweden aufgeschreckt und verliessen eiligst ihre Stellung. Die Belagerer verfolgten die Besatzung erst nach dem Zwinger und später bis zur Stadt. Andere Kaiserliche, z B. „die Truppen des ehrlichen Sparre und Heiden, fochten als rechtschaffene Leute", und Viele fielen anf ihrem Posten. [2]) Die Bürger Frankfurts nahmen Partei für die Schweden, schossen auf die Kaiserlichen und warfen sie mit Steinen. Bresche war nicht geschossen worden. Das Gubener und Lebuser Thor wurden mit Petarden gesprengt. In dem Augenblicke, als die Besatzung einen Ausfall mit 2000 Mann Fussvolk und 1000 Reitern machen wollte, legte Lieutenant Andreas Aner aus Meissen eine Leiter an die Stadtmauer, die er selbst zuerst bestieg, und seine Mannschaft folgte ihm. [3]) Gustav Adolf schickte augenblicklich mehr Truppen an diesen Punkt, welche auf 5 Leitern die Stadtmaner erkletterten, die schwach und alt war. Ein allgemeiner Sturm fand beim Lebuser und Gubener Thore und über die Stadtmauer hinaus statt. Es kostete dessenungeachtet bedeutende Anstrengungen, und musste der Angriff gegen die Kaiserlichen dreimal erneuert werden. Dieselben wehrten sich

[1]) „Die Musketiere vom blauen und gelben Regimente sind eulends und als wie Adler über die Wälle gleichsam geflogen." Relation welchergestalt etc.

[2]) Teuffenbach dem Freiherrn Questenberg, den 16. April. Kriegs-Archiv Wien.

[3]) Aner war mit den Localitäten bekannt. Er wurde gereizt durch die Schmähungen, mit welchen die Besatzung die Schweden überhäufte, und forderte deshalb seine Soldaten auf, durch eine dreiste That diesem übermüthigen Hohne ein Ende zu machen. Der Feind war gerade im Begriffe, einen Ausfall mit 2000 Mann zu machen. Nach Eroberung der Stadt wurde Aner vom Könige mit einer Compagnie und 1000 Rthlrn. beschenkt. Chemnitz, p. 130. Mauvillon, p. 293.

tapfer unter Befehl der Obersten Sparre und Heiden, bis es endlich Johann Banér möglich wurde, das schwedische Fussvolk durch die Stadtthore in die Stadt zu führen. Der König feuerte den Heldenmuth Hepburn's und Lummsdell's an, indem er sie an ihre Landsleute erinnerte, die bei Neubrandenburg gefallen waren, und drangen diese beiden Obersten mit ihrer Mannschaft gegen das Ausfallthor vor, durch welches die Schotten sich mit ihren Piken Eingang verschafften, während die Kugeln des Feindes wie Hagelschauer herabfielen. Lummsdell eroberte 18 Fahnen. Der Versuch Schaumburg's, mit seiner Reiterei die kaiserliche Infanterie zu unterstützen, misslang; er vermochte nicht vorzudringen, weil der Weg durch den Tross versperrt war. Der stürmische Angriff Baudissin's brach den Widerstand der Kaiserlichen, und die Truppen, welche von Tieffenbach, Schaumburg und Montecuculi angeführt wurden, und den Schweden den Weg hatten versperren wollen, flüchteten in Unordnung und suchten ihre Rettung auf dem östlichen Ufer der Oder. Der Weg war mit Trosswagen angefüllt, und die Schweden machten eine grosse Anzahl der Flüchtenden nieder. Haufen von Leichen bedeckten die Strassen in der Umgegend der Oderbrücke. Später wurden 1728 Kaiserliche und 200 Schweden, die gefallen waren, begraben. Der Verlust der Schweden wurde ferner auf 300 Mann Todte und 100 Verwundete berechnet.[1]) Die Obersten Heduck (Heideck), Heiden und Viermunde waren die bedeutendsten Opfer des Kampfes. Eine Verwechselung mit Viermunde war die Veranlassung zu der unbegründeten Nachricht, dass Schaumburg gefallen sei. Tieffenbach setzte in einem kleinen Fischerboote über die Oder und liess darauf das Boot versenken, damit die Schweden ihn nicht verfolgen sollten. Viele kaiserliche Officiere, welche sich in einen Kahn begeben hatten, wurden ein Raub der Wellen, indem sie den Fluss entlang steuerten, um den schwedischen Musketieren zu entgehen. Sparre und Waldt, sowie 1000 Gemeine wurden gefangen genommen. Die Officiere traten in schwedische Dienste, und es wurde von ihnen ein eigenes Regiment errichtet. Eine Schanze auf dem

---

[1]) Schreiben Memro's. Frankfurt, den 19. April 1631. Deutschland und der deutsche Krieg. Schwed. Reichsarchiv. Swedish Intellig., p. 90.

andern Ufer der Oder wurde übergeben, nachdem die dort aufgepflanzten Kanonen in den Fluss versenkt und einige unbedeutende Gebäude um die Schanzen herum von den Kaiserlichen verbrannt worden waren. Die Flüchtlinge aus Frankfurt nahmen den Weg nach Gross-Glogau und liessen dem Feinde 24 Fahnen und 21 Kanonen, unter welchen letzteren zwei grosse Karthaunen, auf welchen Namen und Wappen des Kaisers Rudolph sich befanden. Einige der Kanonen hatte Gustav Adolf 11 Jahre früher Friedrich V. geschenkt, und andere waren mit dem Wappen Wallenstein's verziert. Sie wurden nach Schweden gesandt. Eine bedeutende Menge Munition (900 Centner Pulver) konnte von den Kaiserlichen nicht aus Frankfurt weggeführt werden. Die Schweden nahmen grosse Vorräthe an Getreide und 80 Centner Lüneburger Salz weg.

Gustav Adolf hatte nach einer Belagerung von ein und einem halben Tage und einstündiger Beschiessung, sowie ohne grossen Verlust an Mannschaft eine so volkreiche und wohlbesetzte Stadt erobert.

Während des Kampfes um den Besitz der Stadt hatten die Feinde zweimal Waffenstillstand verlangt, allein die Antwort lautete, dass man ihnen nur neubrandenburgischen Pardon geben wolle, und so machten die Schweden alle Kaiserlichen, die ihnen in den Weg kamen, nieder. Diese schonungslose Grausamkeit wird durch die Erbitterung, mit welcher der Krieg geführt wurde, erklärt; man hatte noch lebhaft die Waffenbrüder in Erinnerung, die nach dem Sturme auf Neubrandenburg geopfert worden waren. Mit diesen Ansprüchen auf „Mannesbusse", um hier auf die alten nordischen Rechtsgewohnheiten zu verweisen, wollte man die Plünderung Frankfurts entschuldigen. Drei Bürger der Stadt, die zur Vertheidigung der Wälle beigetragen hatten, wurden erschossen. Da die Schweden, wahrscheinlich ohne Grund, den Verdacht hegten, dass mehrere Einwohner Frankfurts gegen sie Partei genommen und den Feind unterstützt hätten, so wurde es für billig erachtet, dass die Sieger sich für eine vermeintliche Feindseligkeit schadlos hielten und dass die Häuser und das Eigenthum der Bürgerschaft Preis gegeben wurde. Dies wird namentlich durch den Kriegsgebrauch erklärt, auf den man sich in dergleichen Fällen in der Regel beruft, hier auch erklärlich durch den Hunger, den sie drei

Tage lang hatten leiden müssen. Fussvolk und Reiter brachen in die Häuser ein und setzten dem Bürger das Gewehr auf die Brust, um so durch Drohungen von den Einwohnern der Stadt Geld zu erpressen. Man hat behauptet, dass die Soldaten betrunken waren; allein da die Krieger kaum Zeit oder Gelegenheit gehabt hatten, sich mit Traubensaft zu erquicken, so wird das gewaltsame Verfahren wahrscheinlich durch Erbitterung oder Raublust zu erklären sein. Die Soldaten brachen Kisten und Kasten entzwei und zerstörten alles Hausgeräth. Spezereien, Arzneimittel und dergleichen wurde auf dem Fussboden verstreut oder auf die Strassen geworfen. Sie bohrten die Fässer an, in welchen Wein und Bier war, und überschwemmten die Räume mit Libationen. Die Soldaten begnügten sich nicht mit Reichsthalern, sie wollten Ducaten und Rosenobel haben. Der Verlust der Einwohner Frankfurts durch diese Plünderung wird auf mehrere Tonnen Goldes geschätzt. Es wurden hier „stattliche Güter“ zerstört, welche Hamburgern und andern fremden Bürgern gehörten. Die Soldaten nahmen gleichfalls die Gelder der Wittwen und Unmündigen weg, die sich auf dem Rathhause befanden. Das Unrecht des Krieges gegen eine wehrlose Bevölkerung wiederholt sich zu allen Zeiten und ist schwerlich zu verhüten. Die Plünderung, welche den Soldaten nur auf drei Stunden bewilligt worden war, dauerte die ganze Nacht. Dies war gegen den Willen und „Proclam“ des Königs. Den Officieren wurde befohlen, der Zügellosigkeit der Plünderung ein Ende zu machen, und wenn den Befehlen nicht nachgekommen wurde, prügelte man die ungehorsamen Soldaten. Der König liess einige der wildesten Marodeure erschiessen und einige erhängen. [1])

Sowohl die Schweden, als Tieffenbach beklagten sich über die Einwohner Frankfurts. Da man diese Angaben nicht ganz und gar unterschätzen darf, so wird man in ihnen eine An-

---

[1]) Die Quellen der obenstehenden Schilderung sind: Kriegshistor. Archiv, Nr. 298, 515, 516, 519, 656. Arma Suecica, p. 104—107. Chemnitz, p. 130—31. Mauvillon, p. 294—96. Relation, welchergestalt I. K. M. in Schweden die Stadt Frankfurt a. d. O. erobert. Rettung der Wahrheit aus der histor. Relation des Verlauffs bei der Beläger. und Eroberung der Stadt Frankfurt.

deutung von entgegengesetzten Parteien finden. Die protestantische Bevölkerung in einer norddeutschen Stadt hatte immerhin ein anderes Interesse, als die Kaiserlichen, und die Ansicht, dass die Bürger (wenigstens gilt dies von der Mehrzahl) sich in ihren Häusern eingeschlossen hätten und dem Kampfe zwischen den Belagerern und der Besatzung fremd geblieben wären, wird wahrscheinlich der Wahrheit am nächsten kommen.

Als die Ordnung wieder hergestellt war, brach eine Feuersbrunst aus, die 16 oder 20 Häuser in Asche legte. Der König selbst eilte auf die Brandstätte und die Soldaten waren den Bürgern behilflich, das Feuer zu löschen.

Es wurden 6 Regimenter nach Frankfurt verlegt, und dies war eine sehr drückende Einquartierung, bei welcher viele Häuser 20—30 Mann beherbergen mussten. Die Getreidevorräthe der Kaiserlichen wurden unter die Bürger und die schwedische Besatzung vertheilt. Der Rückzug der Kaiserlichen auf Glogau wurde in grösster Unordnung angetreten und war von der Verstimmung begleitet, die eine Folge der Niederlage sein musste, welche die Truppen erlitten hatten. Die Pferde waren so ermattet, dass viele Reiter zu Fusse gehen und ihre Pferde führen mussten. Tieffenbach hatte 1400 Reiter und 1000 Mann Fussvolk gesammelt, allein 400 der letzteren waren ohne Waffen. Viele Soldaten hatten ihre Gewehre zerschlagen, damit sie nicht zu dienen brauchten. Die Muthlosigkeit war so gross, dass sie nicht zu beschreiben ist. Die Hungersnoth machte die Soldaten vollkommen kraftlos. Die Nachzügler fielen als Opfer der Erbitterung der schwedischen Reiter „die Unsrigen haben nichts versäumt, sondern überall haben sie die Croaten des Feindes herausgetrieben, und noch täglich hier und da in den Wäldern, wo sie durch Angst und Schreck zerstreut sich aufhalten, werden sie aufgesucht und unsere Trossknechte und Fouragiere ergreifen sie und schlagen sie nieder". Tieffenbach wälzte die Schuld auf Tilly, welcher wegen der Belagerung Magdeburgs alles Andere vernachlässigt habe und Frankfurt a. O. nicht zu Hilfe gekommen sei. Es wurde behauptet, dass der schwedische König Schlesien und Böhmen bedrohe und vor Pfingsten vor Wien zu stehen gedächte. Es sei nothwendig, dass Tilly „unverweigerlich dem Schwedenkönige eine Schlacht liefere, bevor der letz-

tere diesen Plan ausführe. Entsatz war nothwendig für Truppen, welche in Schlesien standen. Da Gustav Adolf sehr starke Anwerbungen betrieb, so musste der Kaiser es gleichfalls thun. [1]) Das Vertrauen in Tilly war verschwunden, und deshalb wünschten die Officiere in Glogau, dass Wallenstein wieder das Commando übernehme. [2]) Tieffenbach's Auftreten in Frankfurt a. O., welches von so viel Unglück begleitet war, wurde durch Epigramme verspottet: Er wäre wie ein Aprilnarr gekommen, hiess es. Veni, vidi, fugi wurde auf seine Ankunft und Abreise angewendet, und das war ein anderer Refrain, als der bekannte Cäsarische.

Gustav Adolf's Erfolge waren geeignet, den Kaiserlichen Furcht einzuflössen. Er selbst äusserte: Wir können, ehe der Feind sich zu erholen vermag, ins ganze römische Reich gehen, wohin uns beliebt, und unsern gedrückten und ins Elend ge-

---

[1]) „Andre mögen wohl für capriciosi gehalten werden, aber des alten Tilly Capricia sind ärger, als keine andern; wegen Magdeburg setzt er alle des Kaisers Königreiche und Lande in Compromiss und führt viel ehrliche Leute in grosse Ungelegenheit. Ist hinweggezogen, ohne dass er dem Herrn Schaumburg die wenigste Bedienung gelassen.“ Cratz, welcher 60 Cornete und zwei Infanterieregimenter befehligte, hatte keinen Befehl erhalten, Frankfurt zu entsetzen.... „Für diesen Undienst hat Tilly schlechten Dank umb Ihro kaiserliche Majestät verdient.“ Teuffenbach dem Questenberg), den 12. April (a. St.). Kriegsarchiv Wien.

Schiller hat mit der Freiheit des Dichters Tieffenbach als einen ungebildeten Krieger gezeichnet, der nicht schreiben konnte, und welcher seine Namensunterschrift durch ein Kreuz ersetzte; „dessen Kreuz wird von den Juden und Christen honorirt“. Dies ist möglicherweise eine Verwechslung mit irgend einem anderen Feldherrn, welcher dieses Charakterbild hervorgerufen hat, das Gegenstück war zweifelsohne in mehreren Lagern der damaligen Zeit zu finden. Tieffenbach's oder Teuffenbach's Schreiben beweisen eine Leichtigkeit der Darstellung, die von Bildung zeugt, und einzelne kleinere Nachlässigkeiten der Sprache und Schreibweise machen es wahrscheinlich, dass er selbst und nicht ein Secretär diese Briefe abgefasst hat. Unter dem Schreiben befindet sich kein Kreuz und auch keine Andeutung, dass eine fremde Hand benutzt worden ist.

Tieffenbach's Brief an Questenberg, den 16. und 17. April. Kriegsarchiv Wien.

[2]) „Gott helfe, dass Ihro Fürstl. Gnade bald zu Uns kommen möchte, sonsten wird es wunderlich hergehen.“ Oberstlieutenant Kehraus dem Herrn Landes-Hauptm. Sagans. Glogau den 17. April.

stürzten Religionsgenossen Beistand leisten. Hieraus ersehen wir augenscheinlich, dass Gott uns diese herrliche „Victorie" bescheert hat. Wenn wir nur „die Mittel hätten, einigermassen unsere Soldateska zu concentriren, namentlich die Reiterei, welche bis hierher über alles Erwarten so treulich und mit so guter Geduld sich wohlwollend hat brauchen lassen". „Damit ihr Wohlwollen sich nicht in Widerwilligkeit verkehre", ersucht der König den Kanzler, „ihn mit ein paar Tonnen Goldes zu unterstützen". [1])

Bevor der Kriegsschauplatz nach entfernteren Gegenden verlegt wurde, war es nöthig, Pommern und die Neumark dadurch zu sichern, dass alle Strassen an der Warthe besetzt würden, weshalb man sich erst der Stadt Landsberg bemächtigen musste. Gustav Adolf gab diesen Plan nicht auf, auch nicht im Hinblick auf die Möglichkeit, dass Tilly Frankfurt oder Schwedt angreifen könnte. Cratz der Aeltere war mit einer bedeutenden Truppenmacht in der Nähe Altbrandenburgs stehen geblieben. Gustav Adolf unterliess nicht, durch alle möglichen Vertheidigungsmaassregeln die neuen Eroberungen zu sichern, weil er die Absicht hatte, selbst gegen Landsberg zu ziehen. J. Banér sollte die Musketiere auf kleinen Schiffen die Oder auf und ab patrouilliren lassen, um dem Feinde den Uebergang über den Fluss zu wehren. Alle sonstigen Fahrzeuge und Boote sollten weggeführt werden, damit sie nicht von den Kaiserlichen benutzt werden könnten. Es wurden vor Küstrin Schanzen aufgeworfen, [2]) desgleichen bei Frankfurt, woselbst schwedische Regimenter und 800 Kriegsgefangene täglich an diesen Werken arbeiteten. In der letztgenannten Stadt übernahm Lesslie das Commando. G. Horn sollte mit 1500 Mann von Schwedt aufbrechen, und erst Driesen besetzen, darauf Landsberg cernieren. [3]) Der König, welcher am südlichen Ufer der Warthe stand, wurde durch eine Schanze des Feindes

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 298.

[2]) Der brandenburgische Commandant Kracht gab seine Einwilligung zur Aufführung einer Redoute, allein er gab sich den Anschein, als geschehe es „se invito et inscio". Kriegshistor. Archiv, Nr. 653.

[3]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 293, 294, 295, 296, 297, 300. G. Horn langte vor Landsberg den 7. April mit dem Regimente Sperreuter's und 2 Compagnien Reiter an. Kriegshistor. Archiv, Nr. 657.



und durch die vielen Heerstrassen dort verhindert, Landsberg anzugreifen. Er wollte die Belagerung Landsbergs mit einer „Furie“ unternehmen und hoffte auf glücklichen Erfolg. Der Zug wurde am 5. April von Frankfurt aus über Drossen eröffnet, und am 7. langte Gustav Adolf mit 3000 Musketieren und aller Reiterei vor Landsberg an, dessen Besatzung aus über 4000 Mann bestand. Der jüngere Cratz war dort Commandant; derselbe wurde bei einem Ausfalle tödtlich verwundet, und dies beschleunigte die Eroberung der Stadt, obgleich die Lage eine Vertheidigung bedeutend erleichterte, denn auf schlesischer Seite war sie von vielen Wasserzügen und weitausgedehnten Morästen, sowie von vier Schanzen, welche die Kaiserlichen dort aufgeführt hatten, geschützt. Gustav Adolf sah ein, dass auf dieser Seite nichts ausgerichtet werden konnte. Es gelang, auf das andere Ufer hinüberzukommen, nachdem ein Schmied aus Landsberg dem Könige genaue Angaben in Betreff des Laufes der Warthe und deren Nebenflüssen gegeben hatte. Der genannte Bürger kannte die Gegend sehr gut und war erbost auf die Kaiserlichen, die ihn verfolgten und ihn wahrscheinlicherweise belästigt hatten, weshalb er aus seiner Heimath geflohen war. Auf Grund der Auskunft des Schmiedes über die Ortsverhältnisse liess Gustav Adolf eine Brücke über die Warthe schlagen, auf welcher er selbst 200 Musketiere und ebenso viel finnische Reiter nach dem nördlichen Ufer führte. Der Schmied war ihr Wegweiser, als sie an dem Sumpfe vorüber Wege betraten, die der Mehrzahl unbekannt waren. Die Kaiserlichen meinten, dass kein Mensch in dieser Richtung würde vordringen können. Doch wurde es so nur der schwedischen Mannschaft möglich, die sogenannte Kuhschanze von Landsberg abzuschneiden. Die Besatzung der Stadt machte einen Ausfall, um die Schweden zu vertreiben; diese hatten keinen Nutzen von ihrer Reiterei, welche durch einen Morast und die enge Passage verhindert war, irgend etwas auszurichten. Gustav Adolf stellte sich an die Spitze von 100 Musketieren und trieb die kaiserliche Besatzung zurück in die Stadt, während Oberst Taupadel die Kuhschanze im Rücken angriff, und zwar so nachdrücklich, dass 224 Soldaten, die sich darin befanden, die Gewehre wegwarfen und sich übergaben. Die schwedischen Truppen zogen durch die Schanze und approchierten die Stadt.

Eine croatische Schildwache, welche den Anmarsch der Schweden nicht zeitig genug beachtet hatte, wurde von den Kaiserlichen niedergehauen. Eine starke Abtheilung der Besatzung rückte von Landsberg aus nach der andern Schanze an der Warthe, von wo aus sie während vier Stunden ein lebhaftes Feuer gegen die schwedischen Truppen spielen liess. Der König sandte am 5. April einen Trompeter in die Stadt, um anfragen zu lassen, ob die Stadt zu unterhandeln wünschte. Man verlangte zwei Tage Bedenkzeit, und als dies Verlangen abgeschlagen wurde, begehrten die Kaiserlichen nur Pardon, der ihnen unter der Bedingung bewilligt wurde, dass diese Truppen sich acht Monate lang nicht gegen die Schweden dürften brauchen lassen, (nach einer andern Angabe nicht während vier Monate). Die Mannschaft Gustav Adolf's war nicht so zahlreich, wie die der Besatzung, und der König gerieth in Verlegenheit, wie er während des Abmarsches der Garnison dies Missverhältniss verbergen sollte; allein nachdem mehr schwedische Leute angelangt waren, wurde es überflüssig, sich hierüber zu ängstigen. Die Garnison zog am 16. April mit fliegenden Fahnen, Tross und vier Kanonen ab und erhielt „salvaguardie“ bis Glogau; acht Kanonen und Munition wurden zurückgelassen. G. Horn stand in der Nähe von Landsberg, allein in einer so geringen Stärke, dass er nichts gegen die Stadt hatte unternehmen können. J. Banér hatte den Befehl erhalten, die Truppen des Königs mit 3000 Mann zu verstärken; allein er verzögerte den Marsch, um nähere Nachrichten über die Stellung Tilly's und Cratz's, die ihm bedenklich vorkam, einzuziehen. Banér hatte am 14. April Drossen erreicht und beabsichtigte Tags darauf bei Landsberg zu stehen.[1])

Hinterpommern und die Neumark waren vollkommen gesichert; der Landadel, der in Küstrin und an anderen Orten eine Zuflucht gesucht hatte, begab sich auf seine Güter, woselbst die Frühlingsarbeiten nun, nachdem die Kaiserlichen von Landsberg vertrieben waren, ohne Furcht vor Störung unternommen werden konnten.

Tilly hatte nach der Eroberung Neubrandenburgs und nachdem er die Recognoscierung gegen das schwedische Lager

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 301 658, 659, 661, 518. Chemnitz, p. 133.

bei Schwedt unternommen hatte, sich nach Altbrandenburg zurückgezogen, woselbst er am 3. April (23. März) stand, und sieben Tage später (d. 10. April a. St.) hatte er sein Hauptquartier in Möckern aufgeschlagen, woselbst er noch am 5./15. April stand. In den Schreiben, welche Tilly von diesem Orte ausfertigte, ist mit keinem Worte erwähnt, dass er die Absicht habe, Frankfurt a. d. O. zu entsetzen. Er bedauert nur, dass die Besatzung des genannten Platzes von allem Nöthigen entblösst und deshalb nicht im Stande sei, sich zu halten. Ein Schreiben von Schaumburg war (in derselben Stunde) am 10./1. April an Tilly mit diesen niederschlagenden Nachrichten gelangt. Der Heerführer der Liga dachte nur an die Belagerung Magdeburgs und dass er gezwungen werden könnte, dieselbe aufzugeben, wenn sich der schwedische König näherte und die Armee des katholischen Bundes cernierte. Tilly befürchtete, dass die Cavallerie um Frankfurt und Landsberg und bei der Havel (woselbst Cratz der Aeltere stand) von den Schweden aufgerieben und zerstreut werden könne. Tilly betrachtete sich als seinem Gegner unterlegen, obgleich er es nicht war, und wollte er einen Marsch durch Gegenden, die Mangel an Lebensmitteln und Fourage hatten, nicht antreten. Dieses letztgenannte Missverhältniss wird berührt, ohne dass es deshalb beabsichtigt war, in dieser Richtung aufzubrechen. Als Frankfurt gestürmt wurde, wusste Tilly nicht, dass Gustav Adolf seine Armee dorthin geführt hatte, und Cratz der Aeltere, welcher mit 60 Compagnien Reiterei und zwei Regimentern Fussvolk an der Havel zurückgelassen worden war, hatte keine Ordre, Frankfurt zu entsetzen. Im Feldlager vor Magdeburg hatten die Befehlshaber am 19./9. April erfahren, dass Frankfurt cerniert und die Besatzung von jedweder Unterstützung abgeschnitten sei. „Wir können sie nicht securriren". Drei Tage später hatte das Gerücht von der Erstürmung Frankfurts Unruhe in dem ligistischen Hauptquartiere bei Magdeburg verbreitet. Es fehlten noch alle näheren Nachrichten darüber, wie es bei der Eroberung zugegangen war, und man war auch in Unkenntniss darüber, wo Gustav Adolf mit der Armee stand. Ein Courier, welchen Schaumburg an Tilly vor Magdeburg abgesandt hatte, war nicht zurückgekehrt.

Die beiden feindlichen Armeen hatten keine Kenntniss von

ihren gegenseitigen Stellungen und Märschen. Es war eine unbegründete Nachricht, die Gustav Adolf zu Ohren kam, dass Tilly mit dem Regimente Lichtenstein's und 10 Compagnien Croaten „eiligst aufgebrochen sei", um Frankfurt zu entsetzen und bei seiner Ankunft in Altbrandenburg „gestutzt" habe, als er erfuhr, dass der erstgenannte Ort erobert sei. Zu dergleichen irreleitenden Gerüchten gehörte auch, dass Tilly, welcher eine Zeit lang hin und her „vagirt" sei, Berlin bedrohe und dass er nach Magdeburg zurück marschiere, weil der brandenburgische Kurfürst Hilfe bei Gustav Adolf suchte.[1]) Man darf gleichfalls die Angaben nicht als glaubhaft ansehen, die Johann Banér von Burgsdorff und von seinen Kundschaftern erhalten hatte, dass nämlich Tilly am 10. April mit 10,000 Mann ein Lager bei Ziesar aufgeschlagen und dass er vier Tage später zwischen Brandenburg und Saarmund stehe.

Maximilian von Bayern war mit Tilly's Entschluss, nach Magdeburg zurückzukehren, einverstanden, weil seine Armee zu angestrengt und schliesslich aufgerieben werden würde, wenn er mit derselben in der Mark stehen bliebe, „da er dort unaufhörlich marschieren müsse, um den schwedischen König zu suchen, ohne ihn doch dazu zwingen zu können, eine Schlacht zu liefern".[2])

Es war leere Prahlerei, wenn Cratz der Aeltere sich damit gross that, dass er in kurzer Zeit 18,000 Mann Fussvolk sammeln und den schwedischen König von Magdeburg fern halten könne[3]) Die Lage und Streitkräfte der Kaiserlichen wurden in einem Schreiben Pappenheim's als unvortheilhaft geschildert: Die Schweden ständen bei Frankfurt mit einer starken Armee, eine Menge Officiere sammelten Truppen für die Fürsten, welche dem Leipziger Bündnisse beigetreten waren. Die General-

---

[1]) Tilly's Schreiben dem Herzog Albrecht. Alten-Brandenburg, den 3. April. Andere Briefe, Möckern den 10. und 15, April; Pappenheim's Schreiben im Feldlager vor Magdeburg den 19. und 22. April (n. St.); Kehraus' Schreiben den 18. April. Kriegsarchiv Wien. Anonymes Schreiben, Frankfurt den 19. April, Stettin den 21. April. Schwedisches Reichsarchiv O. S. Kriegshistor. Archiv, I. Nr. 298; II. Nr. 658, 659.

[2]) Schreiben an den Kaiser, den 26. April. Staatsarchiv Wien.

[3]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 661. Cratz ist sehr perplex über seines Bruders Tod.

staaten hatten gewiss nicht die Absicht, einzuschlummern. Man befürchtete einen allgemeinen Aufruhr. Es war den Kaiserlichen unmöglich, Frankfurt zu entsetzen, weil weder Lebensmittel für die Mannschaft, noch Futter für die Pferde auf dem Marsche dorthin zu beschaffen war. Für den Fall, dass die Truppen, welche Magdeburg cernierten, über die Elbe gingen, würde es den Protestanten leicht werden, ihre Werbungen fortzusetzen und die genannte Stadt zu entsetzen, während die Kaiserlichen dann von dem deutschen Reiche abgeschnitten wären. „Es würde aber trotzdem sonderbar aussehen, wenn wir die Besatzung Frankfurts nicht unterstüzten, denn durch den Verlust dieser Stadt wird ein grosser Theil unserer Mannschaft geopfert und dem Feinde die Wege nach Schlesien und Böhmen geöffnet werden. Ziehen wir ihnen nach in die kaiserlichen Erblande, übergeben wir das deutsche Reich. Wenn wir im Reiche stehen bleiben, gehen die Erblande verloren. Wenn Gott nichts in der Sache thut, was Menschen nicht ersinnen können, ist unsere Lage schlechter als je, ausgenommen die Zeit, da die Böhmen an den Brücken Wiens standen. Ich habe dieses Alles oft vorausgesehen und vor den Folgen gewarnt, fürchte aber, dass ich importun und ein mehr unglücklicher als unwahrhafter Rathgeber gewesen bin. Auf irgend ein Hilfsmittel wird von Seiten des Kurfürsten von Bayern und der übrigen katholischen Stände gerechnet. Je länger man wartet, je gefahrvoller wird die Lage, und man wird dann unmöglich einen Krieg zu Ende führen können, zu welchem genügende Besatzungen und zwei starke Armeen erforderlich sind. In Frankfurt und Landsberg liegt der beste nervus der kaiserlichen Armada. Es wird schwer halten, die Belagerung Magdeburgs fortzusetzen, weil wir die Stadt von beiden Seiten nicht einschliessen und ausserdem stark genug sein können, um der Armee des schwedischen Königs entgegen zu treten. Die einzige Hilfe besteht in starken Anwerbungen und Abschluss eines Friedens mit Italien. In Lüttich und Jüllich können 6000 auserlesene Reiter angeworben werden und in Deutschland wird wahrscheinlich Fussvolk zu bekommen sein“. [1])

[1]) Im Feldlager vor Magdeburg den 19. April. Kriegsarchiv Wien.

In Wien war man gleichfalls zu der Ueberzeugung gelangt, dass das Kriegsheer durch bedeutende Anwerbungen in den Erblanden zu verstärken sei und dass Wallenstein Recht gehandelt, als er in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber freie Hand haben und nicht durch unkluge Sparsamkeit von der Ansammlung einer grossen Truppenmacht abgehalten sein wollte.[1]) Der Kaiser beunruhigte sich über die Kriegsereignisse, und es gelang ihm nicht, ein fröhliches Aeussere zur Schau zu tragen.[2]) Niemand von seiner Umgebung vermochte ihn zu trösten. Seine Rathgeber waren muthlos und es fehlte ihnen an praktischer Klugheit.[3]) Eggenberg glaubte sich zurückgesetzt und meinte, dass die Rathschläge Anderer den seinigen vorgezogen würden, obgleich er es nicht allein gut meinte, sondern sich auch auf Staatssachen verstand. Werdenberg wurde in Wien erwartet. „Wenn er mit dabei wäre, würde es schneller gehen. Es wäre zu wünschen, dass unsere Sachen sich in einer besseren Lage befänden; allein wie wir uns gebettet haben, so liegen wir eben. „Der Kaiser hat mich mit grossem Interesse gefragt[4]), ob man mich nicht benachricht, das Ew. fürstliche Gnaden hierher kommen würden". Die kaiserliche Regierung dachte daran, Wallenstein das Commando auf's Neue zu übergeben, und deshalb sah man gern, dass er nach Wien käme. Man hatte gleichfalls die Absicht, Questenberg an den Herzog von Friedland in dieser Angelegenheit zu senden; allein derselbe wies einen Auftrag zurück, von welchem er meinte, er würde ihn nicht mit Erfolg aus-

---

[1]) „Jetzt sieht man, ob I. F. Gn. Recht gehabt mit den übermässigen Werbungen oder nicht, und jetzt, was Wir mit unserer Sparsamkeit in so kurzer Zeit erhalten. Jetzt kann und darf Ich mit offenem Munde mit ettlichen reden, da es zuvor nit wär angegangen, und hab' in allem jetzt Recht". Questenberg dem Herzog Albrecht. Wien den 23. April. Kriegsarchiv.

[2]) „Ihr Majestät seien sehr perplex, formiren sich selbst lustig zu erzeigen; die Traurigkeit schlägt aber vor".

[3]) „Niemandt ist, der mit einer beständig Trost und Consolation Ihne könnte aufrichten; die da sein, sind timide und pusillanimes, bald im Luft, bald im Kette (?), nie auf der Erden". Questenberg dem Herzog Albrecht, den 30. April. Kriegsarchiv.

[4]) „Mit sorgsamer Erzeigung".

führen können.[1]) Man machte Tilly einen Vorwurf daraus, dass er nach Magdeburg gezogen sei, bevor er die nöthigen Anordnungen getroffen, wodurch viel Mannschaft, so wie auch die Stadt Frankfurt verloren gegangen wäre.

Dem schwedischen Könige lag der Weg nach den kaiserlichen Erblanden offen, was allgemeine Bestürzung und Befürchtung in Wien, Prag und dem katholischen Deutschland hervorrief. Pappenheim äusserte in einem Briefe an den Herzog von Friedland: „Mit der Person Ew. fürstlichen Gnaden ist jeder gute success von uns gewichen, und obgleich ich fleissig auf Eure Methode Acht gegeben habe, zu rechter Zeit den Feind mit Macht anzugreifen und ihn nicht zu verachten, oder in seinen consiliis nicht gar zu dreist sein; und trotzdem, dass ich demonstriert habe, dass Euere fürstliche Gnaden in dieser Weise das römische Reich unterjocht und es gezügelt haben, so hat man mich doch vielmehr ausgelacht, als mir geglaubt. Jetzt, da es zu spät ist, und da man die Kuh aus dem Stalle entführt hat, sieht man ein, dass kein besseres und kein anderes remedium zu finden ist. Nur durch ein allgemeines Gerücht (aus dem gemeinen Geschrey) wissen wir hier, dass der Feind im Sturm Frankfurt eingenommen hat. Die kaiserlichen und ligistischen Truppen haben sich vor Magdeburg vereinigt. Es ist ein schönes Corps von 7000 Pferden und 23,000 Mann zu Fuss; allein eine andere, gleich grosse Armee, wäre nöthig, um diesem listigen Feinde Widerstand zu leisten, der sich an Flüssen und Strassen hält, sowie überhaupt, falls man das Reich und die Erblande schützen will; ich will gar nichts von der Kriegsmacht reden, die gegen die protestantischen Fürsten nöthig wäre.

Confidentia und avaritia sind secundariae causae unserer Widerwärtigkeiten, sowie dass wir unsere Feinde haben scho-

---

[1]) „Dan Ich nit dafür halte, bey Derselben (I. F. Gn.) so viel zu gelten, dass ich in diesem particulari nicht jetzt würde können erhalten .... Ich weiss nit, wen E. F. Gn. Gelegenheit sein werde. Ich habe stark in Zweifel gestellt, ob Sie kommen werden, Unlusts, Indisposition, Forcht wegen wieder zu dienen angesprochen zu werden, und Ihr mir zimblich erkandten genii und humors wegen. Gott der Allmechtige inspirire E. F. Gn. von pöste (bestem?) und nützbareste sein möchte". Wien den 23. April. Kriegsarchiv.

nen wollen, die sich jetzt erdreisten, uns den Hals zu brechen. Primariae causae sind die Veränderung, die mit Ew. fürstl. Gnaden stattfand und der jetzige Mangel an Autorität und Entschlossenheit [1]), sich in der Zeit zu verstärken und angriffsweise zu Werke zu gehen [2]). Sofern Ew. fürstl. Gnaden nicht Hand ans Werk legen, kenne ich Niemand, der es will, der es versteht oder es vermag, den Frieden in Italien abzuschliessen und die nöthige Macht aufzubringen. Möge Gott uns beistehen, sonst sieht es vor menschlichen Augen ziemlich scharf aus, Ew. fürstl. Gnaden mögen mir meine aufrichtige Dreistigkeit verzeihen, allein amor patriae et religionis zwingen mich hierzu. [3])

Tilly konnte zu seiner Vertheidigung auf die Ermahnungen hinweisen, die er in Betreff der Beschaffung von Geld und Lebensmitteln für die Truppen hatte ergehen lassen, sowie dass der Kriegsrath in Wien diese seine Vorstellungen nicht berücksichtigt hatte. Möglicherweise hatte man die Mittel nicht, um für diese Bedürfnisse Sorge zu tragen. Der alte General hatte Unterstützung von Böhmen, Schlesien und Mecklenburg verlangt. Er hatte vor der Gefahr gewarnt, die Frankfurt drohte, als sowohl Reiterei, wie Fussvolk sich dort eine Zeit lang mit Wasser und Brod begnügen mussten, infolge dessen sie geschwächt worden waren. [4]) Diejenigen Croaten, die mit den schwedischen Truppen zusammengestossen, waren zerstreut worden. Man befürchtete, dass die Reiterei in Frankfurt, Landsberg und an der Havel auch nicht würde Stand halten können und es könnte nothwendig werden, weil Proviant und Pferdefutter in der Umgegend von Magdeburg nicht zu haben waren, die Belagerung dieser Stadt mit Schimpf und Schande aufzugeben. Tilly selbst befürchtete, vom schwedischen Könige „eingesperrt und in Drangsale gebracht zu werden“. [5])

---

[1]) „So E. F. Gn. gehabt“.

[2]) . . . „Das Werk wieder zu übersetzen“.

[3]) „E. F. Gn. verzeihen mir, dass Ich nit selbsten schreibe; daz viel Wachen hat mir die Augen so verderbt“. Im Feldläger vor Magdeburg den 22. April. Kriegsarchiv Wien.

[4]) Bei der Eroberung Frankfurts fand man jedoch Proviant, sowie grosse Vorräthe von Getreide und Salz vor.

[5]) Möckern, den 10. April 1631.

Die hier mitgetheilten Schilderungen sind möglicherweise gar zu stark aufgetragen und die Gefahr war vielleicht weniger gross, als die Heerführer vermutheten, namentlich, weil die Stellung der Schweden auch nicht die beste war, und weil die kaiserlichen Erblande reichliche Hilfsmittel zur Fortsetzung des Feldzuges darboten. Es waren trotzdem ausserordentliche Anstrengungen nöthig, und die Kriegsverwaltung in Wien hatte weder in Frankfurt noch in Landsberg, oder vor Magdeburg für die Bedürfnisse der Truppen genügend Sorge getragen. Es fehlte an Geld. Tilly beging möglicherweise auch einen Fehler, als er Gustav Adolf nicht zuvorkam und Frankfurt nicht entsetzte; allein Tilly dachte nur daran, sich Magdeburgs zu versichern. Das Vertrauen zu dem bis dahin siegreichen Feldherrn begann zu sinken; es waren nicht allein die Feldobersten, welche den Wunsch äusserten, der Friedländer möchte wieder an die Spitze der Armee treten, selbst der Kaiser unterbreitete Wallenstein die von Tilly entworfenen Pläne und forderte dabei den überlegenen Heerführer auf, den er zu entfernen gezwungen gewesen war und der durch sein Organisationsvermögen und seine Macht über die Menschen von so grosser Bedeutung war, er möchte sich in Wien oder der Umgegend desselben einfinden, weil Ferdinand II. sich mit ihm berathschlagen wolle. [1])

So lange man noch Unterstützung von Seiten des katholischen Bündnisses nöthig hatte, war es unmöglich, dem Friedländer aufs Neue den Oberbefehl anzuvertrauen. Derselbe hatte durch seinen Uebermuth und durch die Raubgier seiner Truppen in zu hohem Grade die deutschen Fürsten beleidigt. Es war für die Kaiserlichen ein trauriges Zeichen der Zeit, dass die Obersten kein Vertrauen mehr zu Tilly hegten, wenn auch dessen Handlungsweise zu rechtfertigen sei. Er beabsichtigte um jeden Preis Magdeburg zu erobern und sich dadurch eine feste Stellung an der Elbe zu verschaffen. Da der

[1]) ... „damit Ich Deroselben meine Intention und Gedanken umb so viel besser eröffnen, auch in einem, oder anderem Derselben räthliches Gutachten desto schleuniger und ohne weitläufige Briefwechslungen, welche jetzundt die Zeit nit erleiden will, vernemen möge". Wien, d. 5. Mai. Kriegsarchiv.

Feldzugsplan Gustav Adolfs darauf hinging, der genannten Stadt Ersatz zu bringen, so brauchten die Kaiserlichen keinen Einfall in Schlesien zu befürchten, woselbst die Muthlosigkeit der Truppen einer feindlichen Armee den Weg öffnen könne, namentlich weil Glogau sich schwerlich länger als drei Tage würde halten können, viele der Truppen in Schlesien keine Waffen hatten und offen erklärten, sie würden gegen den Feind nicht fechten, wenn dieser sie angriffe. [1]) Tilly versuchte es, die Befürchtungen Tiefenbachs durch die Erklärung zu zerstreuen, dass der schwedische König nach dem, was man aus aufgegriffenem Schreiben erfahren hatte, gar nicht die Absicht hegte, in Schlesien einzudringen, weil er Magdeburg entsetzen wollte. Tilly war in dieser Hinsicht vollkommen ruhig und hatte sich dermassen verschanzt, dass er sich gegen Gustav Adolf vertheidigen konnte, selbst, wenn dieser ihm mit 50,000 Mann entgegenrückte. Der Ton in diesem Schreiben, welches die Zuversicht eines untergeordneten Befehlshabers zu erwecken beabsichtigte, war ein merkwürdig veränderter; und die düsteren Ahnungen und Schreckbilder eines anderen hier erwähnten Briefes waren gewisslich zum Theil durch die wirklichen Verhältnisse gerechtfertigt und wurden zugleich in der Absicht niedergeschrieben, dass die Herren in Wien besser als bislang die Truppen mit den nöthigen Bedürfnissen versehen möchten. Die Aussichten für die nächste Zukunft wurden lichter, als die Stände Schlesiens zum Unterhalte der Armee beizutragen versprachen und als Wallenstein bereitwilligst die Vorräthe in Mecklenburg Tilly zur Verfügung stellte. [2]) Ausserdem hatte Tilly vor Magdeburg eine Armee zusammengezogen, mit welcher er den Schweden die Spitze bieten konnte.

Nach den Erfolgen, die Gustav Adolf errungen hatte, stiess er auf Schwierigkeiten, die seine Stellung bedenklich machten und ihn daran hinderten, Magdeburg beizuspringen. Infolge der Mittellosigkeit erhielten die Truppen keinen Sold, und ihre Zügellosigkeit und ihr Missvergnügen steigerte sich in

---

[1]) Schreiben des Landhauptmannes. Sagan, d. 27. April. Teuffenbach einem Durchl. Fürsten. Glogau, d. 5. Mai. Kriegsarchiv. Wien.

[2]) Brief des Landeshauptmannes. Sagan, d. 7. Mai. Schreiben Wallensteins. Gitschin, d. 8. Mai. Kriegsarchiv. Wien.

dem Grade, dass der König, bis sie befriedigt wären, auf keinen genügenden Dienst ihrerseits rechnen konnte. „Gott weiss es, dass es hier zur Zeit nicht am Besten steht. Die Reiter haben, seitdem sie hierhergekommen, keinen Pfennig ihres Soldes vom Könige erhalten. Das Fussvolk hat gleichfalls noch viel Sold rückständig und hat seit lange keinen Pfennig bekommen. Die Reiterei ist in hohem Grade licencios geworden, denn unter der pretention, dass sie nichts bekommen, thun sie, was sie wollen, sie ruinieren in einer Stunde so viel, dass sie davon das ganze Jahr, oder wenigstens eine lange Zeit leben könnten. An ihrem schlechten Betragen nimmt die andere Mannschaft sich ein Beispiel. Es kommt jetzt soweit, dass ein Theil schwer zu obediiren ist, und scheint es nicht unmöglich, dass einige Prahlhänse bald gereizt sein werden, wenn ihnen Gelegenheit zu irgend welcher mutination gegeben wird.“

Wahrscheinlich wünschte der König, der sich ausser Stand sah, dieser Unordnung eine Grenze zu setzen, nur so viel Geld zu bekommen, dass er den Truppen einen Monatssold auszahlen könnte, und deshalb wurde auch der Reichskanzler zum Entsatze aufgefordert. Wenn er einen solchen bekäme, würde es ihm möglich sein, diejenige Mannschaft zufrieden zu stellen, die rechtschaffen gesinnt war und irgendwie gute Affection hegte, und mit ihrer Hilfe die Widerspenstigen zu bestrafen.[1]) „Allein jetzt sind Alle missvergnügt, bis sie durch Auszahlung eines Theiles ihres guthabenden Restes befriedigt sein werden. Deshalb implorirt Se. Majestät wahrscheinlich in so hohem Grade den Beistand Ew. Gnaden. Gott wende alles Unglück ab und lasse Alles nicht so ablaufen, wie man hier nach allerlei Ursachen und signa zu Widerwärtigkeiten schliessen könnte“. Da ein schlechter Geist sich unter den angeworbenen Truppen verbreitet hatte, so wurde es für Gustav Adolf gefährlich oder unmöglich, gegen Tilly zu marschieren, um dem belagerten Magdeburg Entsatz zu bringen, namentlich weil es nothwendig war, erst eine Schlacht zu liefern, bevor die Stadt befreit wer-

[1]) Ich schreibe dieses nicht auf Befehl, oder nach irgend einem gehörten discurs, sondern so wie ich aus dem gegenwärtigen Zustande des Staates in Einfalt dijudiciren kann. Grubbe an den Reichskanzler den 25 April. Schwed. Reichsarchiv.

den konnte, und der König eine so grosse Armee nicht zur Verfügung hatte, um Tilly im offenen Felde gegenüberzutreten.[1]) Hierzu kam noch, dass es schwierig sein würde, auf einem solchen Zuge das schwedische Heer mit Lebensmitteln und Fourage zu versehen, weil das Land von den Kaiserlichen ausgesaugt war. Trotz dieser Schwierigkeiten hatte Gustav Adolf doch nicht den Plan zum Beistande Magdeburgs aufgegeben, allein die Ausführung desselben hing davon ab, ob der König den brandenburgischen Kurfürsten auf seine Seite bringen könnte, in welchem Falle er die Absicht hatte, sein Heer nach Berlin zu führen, „und vielleicht zu versuchen, Magdeburg distrahendo zu Hilfe zu kommen“; denn wir sind kaum stark genug, um uns im Felde mit Tilly zu messen.[2]) Wenn die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nicht dahin zu bringen wären, Theil an dem Kriege zu nehmen und ihre Streitkräfte mit denen Gustav Adolfs zu vereinigen, musste irgend eine Diversion unternommen werden. Es wurden fruchtlose Unterhandlungen eingeleitet, die wiederholt abgebrochen und aufgenommen wurden, ohne zu irgend einem befriedigenden Resultate zu führen, und infolge dieser Zeitvergeudung wurde Magdeburg die Beute des überlegenen Feindes. Es gelang besser mit Brandenburg fertig zu werden als mit Kur-Sachsen. Es war Gustav Adolf von grosser Wichtigkeit, sich der Festung Küstrin zu versichern, die den Zusammenfluss der Warthe und der Oder beherrschte, und zwar deshalb, weil die weit ausgedehnte Operationsfront des Königs, die sich von Ribnitz über Demmin, Neu-Brandenburg, Prenzlau und Schwedt nach Frankfurt und Crossen erstreckte und als Basis für den ferneren Marsch dienen sollte, bedenklich bedroht sein würde, wenn

---

[1]) Nachdem die Reiterei S. K. Majestät und namentlich die fremde (Reiterei) durch travallie, schlechte Quartiere, eigenwillige Handlungen und Ausplündern des Landes sehr heruntergekommen und ruinirt ist, so hat S. K. Majestät billiger Weise Bedenken mit seiner Armee so weit zu avancieren, weil der Feind ziemlich stark ist an guter Reiterei. Kriegshistor. Archiv, Nr. 663.

[2]) Grubbe an den Reichskanzler den 26. April. Die Angabe von der Stärke der Tilly'schen Truppen, 18,000 Mann zu Fuss und 6000 Pferde, unterschätzte die Wirklichkeit um 5000 Mann, nach dem, was wir schon erwähnt haben.

Küstrin von den Kaiserlichen besetzt würde, was nicht unmöglich wäre, infolge der Unzuverlässigkeit Brandenburgs; hierdurch würde die Operationsbasis des schwedischen Heeres in zwei Theile getrennt und der Weg zu den neuen Eroberungen dem Feinde geöffnet. [1])

Die beiden Kurfürsten hielten es für gefährlich, sich gegen den Kaiser zu erklären und wider die Reichsverfassung zu handeln, was ja geschehe, wenn sie sich mit einem fremden Könige, welcher Krieg gegen Ferdinand II. führte, verbündeten. Sie fürchteten gleichfalls Gustav Adolf und seinen Ehrgeiz, allein sie wünschten sich seine Erfolge zu Nutze zu machen, indem sie selbst zur Vertheidigung ihrer Staaten rüsteten, und hofften so ihre Freiheiten und Rechte zu sichern, die mehrfach durch die Eigenmächtigkeit der kaiserlichen Befehlshaber und durch die Erpressungen der Truppen bedrängt worden waren. Hätten die Kurfürsten dieses Ziel erreicht, würden sie sich wohl wiederum bemühen, vom schwedischen Könige loszukommen, [2]) und schmeichelten sie sich mit der Aussicht das gute Einvernehmen mit dem Wiener Hofe aufrecht erhalten zu können, welcher jedoch durchaus nicht günstig gegen diese Fürsten gestimmt war. Aus der Kaiserstadt schrieb man: die evangelischen Stände mögen simulieren wie sie wollen, sie sind dessenungeachtet in dem schwarzen Buche verzeichnet, und man hegt in Betreff ihrer die Ansicht, dass sie unter einer Decke mit den Schweden gespielt haben. [3]) Die Kurfürsten wollten die neutrale Haltung nicht aufgeben. Die Unterhandlungen der Schweden mit Brandenburg stellten sich augenblicklich vortheilhafter, als der Verlauf derselben später zeigte.

Politische Pläne und Unterhandlungen in Cöln an der Spree.

Wir müssen hier die Aufmerksamkeit auf die Minister Georg Wilhelms, sowie auf die vorhergehenden Stadien in der Politik, die man in Cöln an der Spree trieb, lenken. Das

[1]) Mankell, S. 30.
[2]) Grubbe's Brief.
[3]) Helbig, S. 41, 42.

brandenburgische Ministerium war ein Tummelplatz entgegengesetzter politischer Ansichten. Pruckmann, Götze, Knesebeck und Bellin hatten schon im Jahre 1624 die Neigung, sich Schweden zu nähern, jedoch mit einer gewissen Vorsichtigkeit. Knesebeck wollte verhindern, dass die Besitzungen des Kurfürsten in die Hände irgend einer Partei fielen, mochte diese nun eine Kaiserliche oder Königliche sein. Winterfeld, welcher zu der Mehrzahl der Rathgeber gehörte, deren politische Ansichten wir hier angedeutet haben, hatte sich in Regensburg gegen die Uebertragung der pfälzischen Kurwürde auf Maximilian von Baiern erklärt. Die Schwiegermutter Georg Wilhelms, Louisa Juliana, eine Tochter Wilhelms von Oranien, hochherzig, entschlossen und thatkräftig wie ihr ausgezeichneter Vater, gehörte selbst dem vertriebenen pfälzischen Fürstenhause an, und machte im Jahre 1624 einen Besuch in Schweden, von wo sie mit vielen vornehmen schwedischen Herrn in ihrem Gefolge zurückkehrte. Damals schon war die Rede von einem Bündnisse zwischen Schweden und Brandenburg, welches doch durch den Einfluss Schwarzenbergs vereitelt wurde. Die Gemahlin des Kurfürsten, eine pfälzische Prinzessin, war dem schwedischen Königshause geneigt, welches sich für ihren Bruder interessierte. Louisa Juliana war im höheren Grade schwedisch gesinnt, als die reformierten Rathsherrn, welche sehr vorsichtig zu Werke gehen mussten, weil sie auf die Unterstützung des Reichstages nicht rechnen konnten. Im Gegensatze hierzu sprach der Herrenstand seine Erbitterung gegen die vorhergenannten Staatsmänner schonungslos aus. Die lutherische Bevölkerung der Mark hegte Abneigung gegen diese Minister und hatte mehr Vertrauen zu dem katholischen Grafen Adam von Schwarzenberg, welcher Minister-Präsident war und sich bemühte, die brandenburgische Politik in eine andere Richtung zu lenken. Schwarzenberg, welcher keinen staatsmännischen Blick im höheren Sinne, sondern mehr einen Blick für particuläre Vortheile besass und eine unermüdliche Thätigkeit entfaltete, welche in die ganze innere Verwaltung eingriff, ist erst durch die Forschungen Cosmar's in ein vortheilhafteres Licht gestellt worden. Er wollte ein gutes Einverständniss mit dem Habsburgischen Hofe einleiten, weil Ferdinand II. das Glück und die Uebermacht auf seiner Seite hatte. Es war somit eine

kluge und loyale Berechnung, welche der Vermeidung eines Bruches mit dem Kaiser zu Grunde lag. Schwarzenberg meinte jedoch, man sei sowohl beim Kaiser, wie am polnischen Hofe schlecht angeschrieben, und hielt es für nothwendig, wegen der preussischen Belehnung, es mit dem Könige Sigismund nicht zu verderben. Wie viel Rücksichten und Bedenken machten einen festeren Anschluss an Gustav Adolf unmöglich! Hannibal von Dohna hatte während einer Sendung nach Berlin im Jahre 1626 es verstanden, durch Lockungen und Schreckbilder Georg Wilhelm von den Evangelischen zu entfernen, und versuchte es, eine Annäherung an die habsburgische Politik vorzubereiten. Der Kurfürst erschrak. Er hatte sich zu tief in Unterhandlungen mit den Westmächten, mit dem Könige von Schweden und mit den Protestanten in Deutschland eingelassen, als dass er nicht Furcht vor einer Nachrechnung hegen sollte. Georg Wilhelm war gleichfalls missvergnügt, weil die mansfeldischen und dänischen Truppen in den Marken geplündert hatten. Die Schwankungen zwischen den entgegengesetzten Einflüssen im Ministerium hörten auf und Schwarzenberg erwarb sich im Jahre 1627 das unbegrenzte Vertrauen des Kurfürsten, bevor der letztgenannte eine Reise von Berlin nach Preussen antrat. Der katholische Graf stand in einer besseren Beziehung zum Reichstage des lutherischen Brandenburgs als seine reformierten Amtsbrüder. Dies verdient besondere Aufmerksamkeit in einem Zeitalter, in welchem das kirchliche Bekenntniss sehr auf die Politik einwirkte. Schwarzenberg brachte den Ständen die Ueberzeugung bei, dass die Mark Gefahren blossgestellt sei, weil die reformierten Rathsherrn eine passive Politik verfolgten und durch ihre lebhafte Theilnahme für die evangelische Sache Brandenburg in Verlegenheit bringen könnten. Winterfeld wurde verhaftet und Knesebeck wurde durch Drohungen in Unthätigkeit gehalten. Bellin war bereits mit Tode abgegangen, allein die Gegenpartei versäumte nicht die nöthigen Massnahmen zu nehmen, um ihre Verurtheilung seiner politischen Handlungen auszusprechen. Schwarzenberg regierte nun unumschränkt und der Geh. Rath hatte jede und alle Bedeutung verloren.

Welcher Art war nun die Persönlichkeit dieses energischen Staatsmannes, welcher der habsburgischen Politik in die Hände

arbeitete und sich den Unwillen Gustav Adolf's in so hohem Grade zuzog? Die Tüchtigkeit Schwarzenbergs soll nicht bestritten werden; seine staatsmännischen Absichten hatten einige Aehnlichkeit mit denjenigen des Dresdener Cabinets und beabsichtigten einen weniger mächtigen Staat vor den Leiden des Krieges zu bewahren, obgleich Erpressungen nicht vorzubeugen war, weil die Truppen Wallensteins in der Mark einquartiert wurden. Der Versuch, ein gutes Einvernehmen mit dem Wiener Hofe einzuleiten, hatte zur Absicht, die Kurwürde Georg Wilhelm zu sichern, dessen Interessen Schwarzenberg unzweifelhaft im Auge hatte, weil er Hand in Hand mit dem Kurfürsten ging. Die allgemeine Meinung jedoch beschuldigte den brandenburgischen Staatsmann, Geld von den Kaiserlichen genommen zu haben, und dies lässt sich schwerlich ganz leugnen. Man behauptet aber, dass Schwarzenberg deshalb nicht die Interessen Brandenburgs opferte und sich nicht dazu erniedrigte, ein blindes, willenloses Werkzeug der Wiener Politik zu werden. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, dass der Graf, welcher zum Grossmeister des Johanniterordens ernannt war, danach strebte, deutscher Reichsfürst zu werden, und dass er sich deshalb der Gunst des Kaisers versichern wollte. Dies ist jedoch nur eine Behauptung. Der berechnende Staatsmann, welcher nicht ganz reine Hände hatte, folgte dessenungeachtet seiner Ueberzeugung und hatte die Absicht, nach seiner Auffassung für die Interessen Brandenburgs zu arbeiten. Er war kein reiner, aber ein kräftiger Charakter. Drei Jahre (1627—30) besass Schwarzenberg einen unumschränkten Einfluss.

Burgsdorf, der allgemein verhasste Günstling des Kurfürsten, hatte gleichfalls grossen Einfluss. Schwarzenberg hielt sich in den Rheinlanden auf, nachdem Gustav Adolf die Entfernung des „schwarzen Ordensmeisters" durchgesetzt hatte. Schwarzenberg stand dessenungeachtet in Briefwechsel mit Georg Wilhelm und genoss dessen volles Vertrauen, allein Goetze übernahm wieder die Leitung der äusseren Politik. Auch Knesebeck wurde wieder verwendet. Winterfeld wurde bereits im Jahre 1629 mit Bewilligung Schwarzenbergs auf freien Fuss gesetzt. Die reformierten Räthe hatten jetzt keine Gegner mehr im Cabinet; sie arbeiteten für die Neutralität. Ihre Staatskunst ging darauf aus, sich den Evangelischen in Deutsch-

land, nicht aber dem schwedischen Könige anzuschliessen. Brandenburg entfernte sich wiederum vom Kaiser, welcher dann und wann drohte, es aber aufschob, mit einem ungehorsamen Reichsfürsten Abrechnung zu halten.

Georg Wilhelm befand sich unleugbar in einer schwierigen Lage. Die Schreiben des Kurfürsten waren mit Wehklagen angefüllt. Das Nächststehende sieht er im rechten Lichte, allein die Folgen eines Schrittes, den er zu thun beabsichtigt, sieht er nicht. Er vermochte wohl augenblicklich einen mannhaften Gedanken zu äussern, allein er führte denselben nicht aus; und das war ihm auch unmöglich, da er von den Umständen abhing und nach dem Winde lavieren musste. Wir halten uns hier an ein vertrautes Schreiben, an Schwarzenberg gerichtet (d. 22. Juli a. St. 1626). Der Kurfürst stand unter dem Einflusse der Räthe, welche einander entgegengesetzte Ansichten hegten. Sie stimmten mit einander nur in einem Punkte überein, darin nämlich, dass sie Alle eine friedliche Haltung empfahlen. Georg Wilhelm griff wahrscheinlich nicht bedeutend in die Regierungsgeschäfte ein, doch musste er die grossen Fragen verfolgen. Der Kurfürst wählte und verabschiedete seine Räthe, darin bestand seine Selbstthätigkeit und das war die einzige Initiative, die er ergriff, um nach Umständen die Richtung der äusseren Politik zu verändern. Er schenkte nun sein Vertrauen wiederum den Räthen, die einige Jahre vorher ihren Einfluss verloren hatten. Goetze wurde Alles in Allem, nachdem Schwarzenberg in den Rheinlanden angestellt worden war. Wir wissen nicht, in wie fern Georg Wilhelm von dem Günstling Burgsdorf geleitet wurde, wenn er dergleichen Entschlüsse fasste, jedoch ist es wahrscheinlich, Gustav Adolf hegte keine hohe oder vortheilhafte Meinung von der politischen Einsicht seines Schwagers und scherzte darüber, dass der Kurfürst sich am liebsten mit Kleinigkeiten beschäftige und dass er wegen einer neuen Livrée, eines schönen Pferdes, oder um ein Paar Windspiele die Gedanken an alles Andere in den Wind schlüge. Georg Wilhelm war eine mittelmässige Persönlichkeit, im Uebrigen gutmüthig; auch beurtheilte er die damalige Lage ziemlich richtig, allein es fehlte ihm an Ausdauer und er war den widersprechendsten Einflüssen Preis gegeben. Er hatte dem Bacchus und der Venus

zu eifrig gedient und erschlaffte infolge dessen frühzeitig. Diejenigen Räthe, denen er gegebenen Falls folgte, besorgten Alles, was ausgerichtet werden sollte und bestimmten seine Entschlüsse. Es waren dies aber Staatsmänner, welche der sogenannten dritten Partei angehörten, Politiker des Mittelwegs, und diese verliehen in den Jahren 1630—31 der Diplomatie Wilhelms ihre Richtung. Dieselben waren nicht kaiserlich gesinnt, sie sträubten sich aber gegen alle grossen Opfer und scheuten zurück vor jedem entschlossenen Schritt.

Gustav Adolf wurde, trotz seines scharfen Blicks, einige Zeit durch die Hoffnung getäuscht, dass er mit dem Kurfürsten eine solche Alliance, wie mit Pommern, würde abschliessen können, wodurch der Kurfürst „Uns den grössten Theil seiner Festungen abtritt". Nach den Mittheilungen, welche der Kanzler Goetze Gustav Adolf gemacht hatte, vermuthete man, dass die evangelischen Stände geneigt sein würden, sich mit dem schwedischen Könige zu verbinden und sein Kriegsheer mit Proviant und was sie sonst beschaffen könnten, zu versehen; „nur die absolute Administration des ganzen Kriegswesens wollten sie Sr. Kgl. Majestät nicht in die Hände geben, sondern sie wollten bei den Kreis- und Reichsverfassungen bleiben und jedem Kreise sein imperium à part belassen, jedoch so, dass sie Alle mit Sr. Kgl. Majestät correspondieren und sich einigen wollten". Gustav Adolf verwarf eine solche Art und Weise, Krieg zu führen, „weil plurium imperium im Kriegswesen stets schädlich gewesen sei". Die Offerte des Kurfürsten, dass Küstrin dem schwedischen Heere offen stehen sollte, wurde als ungenügend angesehen. Der König forderte, dass ihm sowohl Küstrin, als Spandau eingeräumt werden sollten. „Weil voluntas hominum ambulatoria ist und in der Regel dem Glücke nachfolgt, konnte Gustav Adolf diese Positionen nicht im Rücken lassen, wenn er dort nicht seine eigene Besatzung habe". Später wurde geltend gemacht, dass die Fürsten in der Leipziger Versammlung „ihre intention gegen den Kaiser" blossgelegt hatten, so, dass sie schwerlich zurückkehren könnten, möchten sie auch mit Sr. Majestät Verbindlichkeiten eingehen, wie sie wollten". [1]) Dies war eine unbegründete Auf-

[1]) Kriegshistor. Archiv Nr. 305, 663.

fassung von der Zweizüngigkeit, die sich mit der Reichsverfassung bemäntelte, um sowohl gegen den Kaiser, wie gegen die Schweden bedrohte Rechte zu vertheidigen und eine Neutralität aufrecht zu erhalten, von welcher die Kurfürsten nicht abgehen wollten. Die Lage und die Ansprüche der sogenannten dritten Partei erklären die Ungeneigtheit der beiden Kurfürsten, sich Gustav Adolf zu nähern und seine Forderungen zu bewilligen. Die Diplomatie bewegte sich langsam vorwärts. Wir wollen einen Blick auf diese langgesponnenen und einförmigen Unterhandlungen werfen, die schwerlich dazu angethan waren, widersprechende Gesichtspunkte und Ansprüche zu vermitteln. Die Nachgiebigkeit Brandenburgs entstand durch einen Druck von Aussen, beim Eintritt einer politischen Verlegenheit, zu deren Abhilfe der Beistand Gustav Adolf's nöthig war, allein, sobald die Gefahr vorüber war, konnte der König nicht länger auf irgend welche Nachgiebigkeit von Seiten einer particularistischen (wir benutzen hier einen neueren Ausdruck) und starrsinnigen Politik hoffen.

Weil Tilly einmal die Absicht gehabt hatte, den schwedischen König aufzusuchen, um ihm eine Schlacht zu liefern und zugleich seinen Marsch auf Berlin dirigierte, so forderte der Kurfürst Hilfe von seinem Schwager, für den Fall, dass seine Hauptstadt bedroht werden sollte. Gustav Adolf liess nun Schanzen auf beiden Seiten der Strasse bei Küstrin aufwerfen und die Ansicht wurde verbreitet, dass diese Werke gleichfalls eine Blokade von Küstrin zu unterstützen vermöchten. Als Tilly sich zurückzog und Magdeburg von dem König Hilfe verlangte, sammelte dieser seine Armee bei Frankfurt und Küstrin, und bemühte sich den Kurfürsten zu solchen Zugeständnissen zu bestimmen, die erforderlich waren, damit der Marsch auf Magdeburg angetreten werden könne. Der König verlangte Küstrin, „weil ratio belli lehrt, dass ein guter Kriegsmann keinen festen Punkt in seinem Rücken in den Händen Anderer lassen soll. Im anderen Falle würde der König seine Person einer augenscheinlichen Gefahr aussetzen, nämlich, wenn er sich nur auf das Glück verliesse“. Es war gleichfalls der Sicherheit Pommerns und der Neumark wegen nothwendig, Küstrin mit schwedischen Truppen zu belegen. Der Graf von Ortenburg,

welcher in Berlin dies auswirken sollte (1. Mai), wurde aber mit blossen Complimenten abgespeist. An demselben Tage langte Markgraf Sigismund im schwedischen Lager an und erbat sich, dass Commissäre ernannt werden möchten, um mit den brandenburgischen Bevollmächtigten zu unterhandeln. Zu Commissären wurden Feldmarschall Horn und Dr. Steinberg (den 1. Mai a. St.) ernannt. Dieselben vermochten jedoch nicht zu erwirken, dass Küstrin und Spandau den schwedischen Truppen eingeräumt würden, allein man versprach, dass die Armee des Königs, wenn dieselbe eine Niederlage erleide, oder zum Rückzuge gezwungen würde, eine Zuflucht in diesen Festungen finden sollte. Gustav Adolf war durch diese Versicherung nicht befriedigt, allein er hoffte durch seinen persönlichen Einfluss den Kurfürsten zum Eingehen auf andere Bedingungen bestimmen zu können, welche im höheren Grade das schwedische Kriegsheer sicher stellten. Der König brach deshalb am 3. Mai mit fünf Compagnien Reitern, 1000 Musketieren und vier Regimentskanonen von Köpenick nach Berlin auf. Georg Wilhelm, gefolgt vom ganzen Hofe, selbst von den Damen des Hofes, reiste dem Könige entgegen und die beiden hohen Herrn machten etwa eine viertel Meile vor der Hauptstadt in einem Wäldchen Halt und sprachen dort lange mit einander über die Angelegenheiten, welche Gegenstand der Unterhandlungen gewesen waren. Als der Kurfürst sich von dem Könige trennte, trug er seinem Minister auf, die Unterhandlungen fortzusetzen. Gustav Adolf hatte bemerkt, dass, wenn Magdeburg aufgegeben würde, die Kaiserlichen zurück in die Mark gehen könnten, und diese würde alsdann zum Kriegsschauplatze werden. Georg Wilhelm weigerte sich trotzdem, seine festen Punkte dem schwedischen Könige zu übergeben, und seine Ungeneigtheit dafür wurde durch die Ermahnungen des abwesenden Schwarzenberg unterstützt; dieser forderte ihn zum dauernden Widerstande in diesem Punkte auf.[1]) Die Gemahlin und die Schwiegermutter Georg Wil-

[1]) Der Kurfürst schrieb später an Schwarzenberg (d. 25. Juli) und erklärte, dass der Vertrag vom 7. Mai nothwendig sei, wenn Georg Wilhelm sich nicht seines Landes und der Aussicht auf Pommern beraubt sehen wollte.

helms, erstere eine Schwester Friedrich Wilhelms V. und letztere dessen Mutter, wirkten in entgegengesetzter Richtung, und infolge der eindringlichen Einladung dieser fürstlichen Damen begab sich Gustav Adolf mit ihnen nach Cöln a. d. Spree, woselbst er Nachtquartier nahm und als Gast des Kurfürsten verweilte. Der König war von tausend Musketieren begleitet. Der ganze darauffolgende Tag (4. Mai a. St.) wurde zu Berathschlagungen über die Vorschläge Gustav Adolf's verwendet und zwar unter fortgesetztem Widerstand von Seiten Brandenburgs. Die Streitpunkte betrafen die Leitung des Krieges, die Besoldung der Truppen und Erstattung der Kriegskosten. Endlich Abends um 9 Uhr gab der Kurfürst nach und versprach dem Könige die Festung Spandau sofort zu übergeben, jedoch gegen die schriftliche Verpflichtung von diesem, dass die Festung, sobald Magdeburg entsetzt sei, oder, wenn Gustav Adolf nicht länger seiner eigenen Sicherheit wegen Spandau's benöthigt sei, an Georg Wilhelm wieder zurückgegeben werden solle. Die schwedische Besatzung sollte der Kurfürst besolden. G. Horn und J. Banér unterschrieben gleichfalls diese Uebereinkunft. Der Commandant von Küstrin bekam den Befehl, sich in Allem nach den Vorschriften Horn's zu richten. Der Feldmarschall sollte bei Küstrin und Landsberg stehen bleiben und dort ein Kriegsheer zusammenziehen, mit welchem dieses Gebiet vertheidigt werden könnte, während Gustav Adolf weiter rückte. Wenn der Feind sich Küstrin näherte, sollte die Besatzung dort sich mit den schwedischen Truppen vereinigen und ein Theil dieser letzteren in die Festung rücken und dazu beitragen, die dortigen Werke zu vertheidigen. Der Tractat mit Brandenburg wurde am 7. Mai unterzeichnet. [1])

---

[1]) Die brandenburgische Garnison in Küstrin verpflichtete sich in dem Eidesformulare, „die Festung für den Dienst des schwedischen Königs und zum Besten des Kurfürsten, des rechten Erbherren zu vertheidigen. Und wenn „„ein unverhoffter Fall““ mit dem Könige eintreten sollte, wollen wir allein Se. Durchlaucht und dessen Nachkommen vor Augen haben und deren Commando befolgen“. — Die Zweideutigkeit des Kurfürsten offenbarte sich dadurch, dass Krach, der Commandant von Küstrin, am 11. Mai dem Könige noch nicht seinen „revers“ zugestellt hatte. Der König, welcher seinen Marsch aufschieben musste, wodurch der „Ruin“ Magdeburgs zu befürchten sei, ermahnte den Kurfürsten, er

Der König zog am 6. Mai nach Spandau und stand am 8. Mai in Potsdam. Er hatte die Absicht, Magdeburg Entsatz zu bringen, allein dies verzögerte sich, bis es zu spät wurde, und zwar, weil die Unterhandlungen mit Kur-Sachsen zu keinem befriedigenden Resultate führten. Das schwedische Lager war am 17. Mai noch bei Potsdam und wurde später nach Spandau verlegt.[1]) Um den hier genannten diplomatischen Misserfolg zu erklären, brauchen wir nur auf die schon gegebenen Mittheilungen über die Gesinnung und die politische Stellung des sächsischen Kurfürsten zurückzublicken, und diese Verhältnisse werden noch ferner durch die folgenden Mittheilungen beleuchtet werden.

Gustav Adolf richtete gegen Ende des April ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen — (etwas höchst Ungewöhnliches, da die übrigen Schreiben sonst nur mit der eigenhändigen Namensunterschrift des Königs versehen wurden). Das Schreiben, welches in einem herzlichen Ton abgefasst war, beabsichtigte für die schwedischen Truppen das Recht auszuwirken, bei Wittenberg über die Elbe zu gehen. Zu Anfang des Mai wurden mehrere Botschaften nach Dresden gesandt, um diese Einwilligung zu erwirken. Die bekannte Gesinnung Johann Georgs und seine Furcht vor dreisten und durchgreifenden Maassnahmen, liefern uns den Schlüssel zu der abstossenden Politik des Dresdener Cabinets. Die Nachrichten, welche dem Kurfürsten von Sachsen aus Wien wurden, befestigten ihn noch mehr in seinem Entschluss, sich Gustav Adolf nicht zu nähern. Der kaiserliche Reichshofrath Hegenmüller wurde nach Dresden gesandt und traf dort um dieselbe Zeit ein, um welche Gustav Adolf das obengenannte Schreiben an den Kurfürsten richtete. Die Instruction für Hegenmüller enthielt unter anderem die Bemerkungen, dass der Kaiser, welcher Gerechtigkeit üben müsse, das Restitutionsedict nicht zurücknehmen könne. Der Kaiser hoffte jedoch, dass der

---

möge ihm noch an demselben Tage eine nothwendige Versicherung betreffs Küstrin geben. Diese Versicherung wurde Gustav Adolf am 12. Mai zugestellt, wurde aber als „insufficient" betrachtet und nicht angenommen. Kriegshistor. Archiv, Nr. 521. Droysen, II. S. 303.

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 520—522. Chemnitz, p. 142—144.

Convent (in Frankfurt) die Streitigkeiten in Betreff des Restitutionsedicts würde vermitteln können, so dass die nützlichen Reichsconstitutionen aufrecht erhalten werden und sowohl die Katholiken, als die Anhänger des augsburgischen Bekenntnisses beisammen leben könnten in einem corpore und im besseren Vertrauen zu einander, als bis jetzt, zum Verdruss aller Feinde des Reiches. Von diesen schönen Worten verspürte man jedoch keine praktische Wirkung. Es machte sich keine Nachgiebigkeit in Betreff der nothwendigen Beiträge zur Führung des Krieges und der Einquartierungen bemerkbar. Da die Reichstage niemals einen kräftigen Entschluss fassten, sondern nur grösseres Misstrauen erweckten, so blieb es fruchtlos in dergleichen Versammlungen über die Mittel zu verhandeln, um den mit solcher furiosen Schnelligkeit ausgebrochenen Krieg abzuwehren. Der Kaiser wollte lieber sein Leben preisgeben, als durch Vernachlässigung der Vertheidigungsmittel die Verantwortung für den Schaden tragen, welcher das römische Reich treffen könne, „das während acht Jahrhunderte allen Nationen ein Wunder und ein Schrecken gewesen sei". Es könne Niemand dem Kaiser es zur Last legen, wenn er, welcher von Gott das Schwert, das er trug, erhalten hatte, alle Mittel anwandte, die treuen Stände zu schützen. Der Kurfürst möchte denjenigen, welche der leipziger Versammlung beigewohnt, davon abrathen, Werbungen vorzunehmen: weder das Restitutionsedict noch die Veränderungen, die in Betreff der Belehnung Mecklenburgs geschehen wären, gingen den schwedischen König etwas an. Der Kaiser beabsichtige nicht den mecklenburgischen Herzögen Gerechtigkeit zu verweigern und habe nichts dagegen, dass der sächsische Kurfürst den Frieden mit dem schwedischen Könige vermittele und diesen durch eine Waffenruhe vorbereite. Hegenmüller wurde mit der grössten Freundlichkeit von Johann Georg in Torgau empfangen, und der Kurfürst wurde durch die Versicherung des Gesandten beruhigt, dass das politische Auftreten Sachsens in Wien nicht getadelt werde, und dass der Kaiser Kursachsen nicht misstraue. Johann Georg, dem die Instruction des Gesandten mitgetheilt war, wurde in seinen Mittheilungen vertraulich und gab zu verstehen, dass er von Seiten des schwedischen Königs mehrfach gewarnt worden sei, in Bezug auf die Art und Weise, wie man in Sachsen vorzugehen beab-

sichtige, sobald man mit Magdeburg fertig sei. Die schriftliche Antwort, welche der Kurfürst Hegenmüller zukommen lies, war weit zuvorkommender und wohlwollender, als der Leipziger Beschluss; aber es spricht aus derselben grössere Festigkeit und Entschlossenheit, als gewöhnlich der Fall war, und theilen wir aus derselben hier einen Auszug mit: „Der Kaiser möge die Stände nicht mit Contributionen belästigen, die nicht auf Reichstagsbeschlüsse oder auf „freiwillige Kreisbewilligung" begründet seien. Man begreife leicht die Bestürzung der Stände über die drückenden Steuerbeiträge, nach so vielen anderen Widerwärtigkeiten, sowie darüber, dass es ihnen nicht vergönnt war, ihre Freiheit und die Rechte ihrer Fundamentalgesetze zu geniessen, und sie nur hohe Versprechungen auf eine feste Verfassung hätten. Als der Kurfürst von „Sanftmuth, Clementz und Gütigkeit" des Kaisers spricht, erinnert er zugleich daran, dass die Reichsgesetze nicht übertreten werden dürfen. Der Kaiser möge die Privilegien und immunitäten der Stände aufrecht erhalten und sie in kirchlichen und politischen Angelegenheiten nicht drückend beeinflussen. Der Leipziger Beschluss sei nach göttlichem und Volksrechte, nach der Reichsverfassung und der Execution des „I. 1555" zu vertheidigen und sei deshalb nicht „eine neue Verbündniss". Wohin würde es führen, wenn das natürliche Recht, sich gegen ungesetzliche Gewaltthätigkeiten zu vertheidigen, den Fürsten und Ständen genommen würde. Beide Religionsbekenntnisse müssten gleiche Rechte geniessen. Hier wurde auf „aequilibrium juris et aequitatis und die angezogene Reichsexempla" verwiesen. Durch die Vermittelung des Kaisers wurde auf freundliche Unterhandlung mit den Katholischen gerechnet. Der Kurfürst könne, so lange zwei feindliche Armeen einander im Felde gegenüberständen, seine angeworbenen Truppen nicht verabschieden. Der Kaiser möge mit Abschliessung des Friedens das bedrückte römische Reich erfreuen, welches bald in den letzten Zügen liege und leicht zur Verzweiflung gebracht werden könne. „Die gütige Interposition" in Betreff der Feindseligkeiten mit dem schwedischen Könige sei höchst nothwendig, da aber das kurfürstliche Collegium die Vermittelung besorge, so wolle Johann Georg dessen harren, was von der Seite noch ferner in dieser Angelegenheit unternommen werden möge. Der sächsische Kurfürst

könne allerdings in einer Unterhandlung mit Gustav Adolf deshalb Bedenken finden, weil die actiones des Kurfürsten beim Kaiser unvortheilhaft gedeutet seien; allein aus Devotion und Ergebenheit für den Kaiser und für das deutsche Vaterland sei Johann Georg doch geneigt, durch einen Gesandten „die gütlichen Tractate“ und eine Waffenruhe zu fördern, nachdem er vorher mit dem Generallieutenant des Kaisers, dem Grafen Tilly, berathen habe, damit derselbe um so sicherer zu Wege gehen möge. Schliesslich heisst es, der Kaiser möge nicht „Dero Friedensgedanken sinken lassen“. [1]) Dies waren kluge und patriotische Ansichten über die Rechtsverfassung. Die Friedensgedanken scheinen wohlmeinend, aber gar zu optimistisch zu sein. Die Stellung, welche Johann Georg durch diese Mittheilung einnahm, erklärt, weshalb er sich weigerte, sich an den schwedischen König anzuschliessen, obgleich er gewünscht hatte, zum Besten des deutschen Reiches mit Gustav Adolf zu unterhandeln.

Johann Georg schrieb gleichfalls eigenhändig an den Kaiser: „Ich meine es aufrichtig und gut und werde Ew. Kaiserl. Majestät und des Reiches treuer Kurfürst verbleiben“. Kaiser Ferdinand versicherte seinerseits dem Kurfürsten in den verbindlichsten Ausdrücken, dass dieser auf sein unbegrenztes Vertrauen rechnen könne.

Pappenheim hatte ohne Grund befürchtet, dass Johann Georg die Magdeburger unterstützen würde; diese waren den Kurfürsten vergeblich um Hilfe angegangen. Wahrscheinlich waren es einzelne Personen, die aus den sächsischen Aemtern Gomern und Barby Magdeburg unterstützten, weshalb Tilly wünschte, die genannten Bezirke zu besetzen, der Kurfürst sich aber dagegen auflehnte. Es waren auch andere Veranlassungen zu Missverständnissen vorhanden, indem Landflüchtige aus Böhmen, welche sich in Sachsen aufhielten, Plünderungszüge über die Grenzen der kaiserlichen Staaten unternahmen, und einige von den Officieren Tilly's, als sie durch Sachsen reisten, ermordet wurden. Johann Georg bestrafte allerdings derglei-

---

[1]) Kursächs. Resolution an den kaiserl. Gesandten. Torgau, d. 20. Mai 1631. Copie Reichsarchiv zu München.

chen Gewaltthätigkeiten und es wurden acht sächsische Reiter in Leipzig hingerichtet; allein die Verstimmung dauerte dessenungeachtet fort. Der Kurfürst erinnerte daran, wie schwierig es sei, dergleichen barbarischen Auftritten zuvorzukommen, weil so viel fremdes Kriegsvolk im Lande umherritte, unter der Angabe, bald an das eine, bald an das andere Kriegsheer stossen zu wollen, wodurch die sächsischen Beamten irre geführt würden, so dass sie nicht wüssten, wen sie passieren lassen sollten. Diese Entschuldigungen konnten jedoch die Verstimmung der kaiserlichen Befehlshaber nicht verscheuchen, wenn auch der Kaiser selbst und seine Minister Johann Georg nicht in Verdacht hatten. Dieser Letztere hielt sich stets innerhalb der Grenzen der Gesetzmässigkeit und forderte auch die andern Fürsten auf, durch Gesuche beim Kaiser um Abhilfe ihrer Lasten einzukommen. Als die Fürsten der schwäbischen und fränkischen Kreise vom Kaiser auf die Kreistage berufen wurden, um Beiträge zu dem Reichskriege zu bewilligen, schrieben der Herzog von Württemberg und der Markgraf Christian von Brandenburg an den sächsischen Kurfürsten und baten um seinen Rath, in Bezug auf ihr Verhalten. Johann Georg versprach, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, doch wurde damit nichts ausgerichtet. Die passive Politik Kursachsens und die freundlichen Beziehungen zu Ferdinand II. erklären zur Genüge die Ungeneigtheit Johann Georgs, den Vorschlägen Gustav Adolf's Folge zu leisten, Vorschlägen, welche die dritte Partei ihres selbständigen Charakters beraubt und diese Partei in einen weitläufigen Krieg verwickelt haben würde. Wir wollen die Mittheilungen betrachten, welche von Seiten des schwedischen Königs Johann Georg gemacht wurden, um ihn für seine Interessen zu gewinnen und um einen ziemlich bedeutenden Bundesgenossen zu erwerben, welcher infolge der günstigen Anerbietungen wohl hätte einsehen müssen, dass er durch einen Anschluss an den König seinen eigenen Vortheil fördere.

Gustav Adolf hatte den Hofjunker Taube und den Obersten Bock (Borck?) mit Schreiben an den Kurfürsten gesandt, und auch Arnim hatte den Auftrag, durch seinen persönlichen Einfluss den Kurfürsten für die Pläne des Königs zu gewinnen. Es ist zu bezweifeln, inwiefern Arnim es aufrichtig meinte, denn er war ein Gegner der Politik Gustav Adolf's und hatte



die dritte Partei gebildet, wenn auch die Unthätigkeit dieser den Scharfsinn des Staatsmannes und den Unternehmungsgeist des Heerführers nicht befriedigte. Genug, es wurde durch diese Gesandtschaften nichts ausgerichtet. Der schwedische König erbot sich, mit seinem Heere gegen die Dessauer Schanze ziehen zu wollen, wenn der Kurfürst sich der Muldebrücke auf der anderen Seite der Elbe nähere. Der König verlangte auch Munition und Kanonen von Kursachsen und wollte dies mit Wechseln auf Hamburg und Amsterdam vergüten. Johann Georg weigerte sich, auf diesen Vorschlag einzugehen. Er berief sich auf seine Pflichten gegen den Kaiser und das römische Reich und meinte, er könne keinen Entschluss in dieser Angelegenheit fassen, ohne sich vorher mit dem brandenburgischen Kurfürsten berathen zu haben. Ausserdem befürchtete er, dass die kaiserlichen Kriegsleute, welche aus Italien in die fränkischen und schwäbischen Kreise gekommen waren, in Sachsen einrücken würden, in welchem Falle es nothwendig sei, dass er seine Truppen im Lande behalte, um die Unterthanen schützen zu können. Als die genannten Kreise bei Johann Georg laut der Verabredung in Leipzig Hilfe suchten, musste er sich in dieser Angelegenheit nach Zeitz begeben. Der Kurfürst war auch nicht vollständig gerüstet, sondern noch täglich mit Werbungen beschäftigt. Es wurden dem schwedischen Könige weder Durchzug, noch Lebensmittel, noch Munition bewilligt. Der Kurfürst wollte vorbeugen, dass Sachsen zum Schauplatze des Krieges gemacht würde, und er hatte deshalb auch den Kaiser, als dieser ihm dieselben Forderungen stellte, abschläglich beschieden. Johann Georg wollte trotzdem einige Räthe absenden, die mit Gustav Adolf unterhandeln sollten, da dieser die Absicht gehabt hatte, auf die Elbe zu marschieren, und zwar in der Hoffnung, dass Kursachsen einen günstigen Entschluss fassen würde. Der König musste jetzt an der Havel stehen bleiben und sandte am 12. Mai Taube mit einem neuen Schreiben an den Kurfürsten, noch immer in der Hoffnung, dass es ihm gelingen würde, diesen auf andere Gedanken zu bringen. Gustav Adolf bedauerte, dass durch die Zögerung des Kurfürsten die gute Gelegenheit, Magdeburg zu entsetzen, verloren ginge. Johann Georg möge nicht allein seine Pflichten gegen den Kaiser, sondern auch diejenigen gegen seine Unterthanen be-

denken. Durch den Protest in Leipzig habe der Kurfürst und die übrigen evangelischen Stände den Kaiser tief beleidigt und dieser heroische Entschluss müsse tapfer aufrecht erhalten werden, wenn die Evangelischen ihren eigenen Untergang nicht beschleunigen wollten. Die Abhängigkeit von Kurbrandenburg wollte er dahingestellt sein lassen. Da Georg Wilhelm seine Festungen bereitwillig geöffnet hätte, so sei es wünschenswerth, dass der sächsische Kurfürst eine gleich lebendige Theilnahme für Magdeburg und für die Evangelischen überhaupt bethätige. Die italienischen Truppen seien nicht stark genug und Alles käme darauf an, die Hauptstärke der feindlichen Macht bei Magdeburg auf's Haupt zu schlagen. Andernfalls könne der Feind das Bündniss der Evangelischen zerstören, welches einen festen Zusammenhalt nicht hätte. Wenn die evangelischen Stände, welche beschlossen hätten, sich durch Waffenmacht des dem Lande so verderblichen Druckes zu entledigen, einander heldenmüthig beistehen würden und sich der Hilfe ihrer Freunde bedienten, würden sie nicht allein die italienischen Truppen, sondern die ganze feindliche Macht aus Deutschland vertreiben und dem Reiche die frühere Ruhe wieder schenken können. Der König habe seine Waffenmacht nach diesen Gegenden geführt, um dem Kurfürsten und den übrigen Glaubensverwandten beizustehen, und er bedauere, dass der Kurfürst dieses sein Anerbieten nicht benutzen und sich zum Entsatze Magdeburgs mit den Schweden nicht verbünden wolle. Durch eine Vereinigung der Streitkräfte hätte man die Pläne des Feindes verhindern können; allein „durch diese Zögerung bringe man Magdeburg in Gefahr und gebe dem Feinde Gelegenheit, sich nach Gutdünken zu verstärken“. Der Schaden, welcher hierdurch der evangelischen Sache zugefügt werde, finde seine Erklärung in dem Widerwillen Sachsens. Bis der König Verstärkung erhalte, vermöge er nicht gegen den Feind mit Soldaten aufzubrechen, welche durch die Anstrengungen eines ganzen Winters ermattet seien. Wer die Kriegsführung verstehe, dränge sich nicht zwischen zwei unzuverlässige Feinde vor und entferne sich nicht von den Flüssen, welche die Zufuhr erleichtern. Selbst mit Gefahr seiner Person wolle Gustav Adolf vorwärtsgehen längs der Havel, wenn sich irgendwie Gelegenheit böte, Magdeburg zu Hilfe zu kommen. Der Kurfürst wurde ermahnt, die Rath-

schläge des Königs zu befolgen, so dass ihre gemeinsamen Anstrengungen die consilia des Feindes vernichten könne. In Betreff der Zusammenziehung der Truppen sei die grösste Eile nothwendig und es bedürfe einer persönlichen Zusammenkunft, um einen Entschluss in Betreff des Entsatzes von Magdeburg zu fassen. Es ginge zu viel Zeit unnütz verloren durch das Hin- und Herreisen der Gesandten. Schliesslich versprach Gustav Adolf, dem Sohne des Kurfürsten zur Erlangung des Erzstiftes behiflich zu sein. Der König wollte der ganzen Welt gegenüber ohne Schuld sein, wenn irgend ein Unglück die evangelische Sache träfe.

Gustav Adolf rechnete auf ein festes Bündniss mit Kurbrandenburg und darauf, dass er durch seinen Schwager, den Kurfürsten auf seine Seite hinüberziehen könne. Wenn nichts auszurichten wäre, beabsichtigte der König zu verbleiben „in defension von dem Trigono an der Elbe und Havel, und wenn weder Sachsen noch Brandenburg auf seine Vorschläge eingingen, wolle er seine Sicherheit in Acht nehmen und eine Zeit lang particularia treiben“.[1]) Johann Georg war nicht zu bewegen und wich sogar einer Zusammenkunft mit dem schwedischen Könige aus. Unterdess eroberten die Kaiserlichen Magdeburg und der diplomatische Verkehr mit Kursachsen wurde auf einige Zeit unterbrochen, wohingegen immer noch mit Kurbrandenburg unterhandelt wurde. Die Langathmigkeit und der ungünstige Verlauf dieser Unterhandlungen lassen sich aus den entgegengesetzten Interessen erklären, die sich nicht vermitteln liessen. Gustav Adolf beklagte sich darüber, dass, was an dem einen Tage mit Kurbrandenburg verabredet, am folgenden wieder zu nichte gemacht wurde. Er hegte den Verdacht, dass diese Veränderlichkeit dem Einflusse Kursachsens zuzuschreiben sei. Nach den Mittheilungen, welche Graf H. M. v. Thurn machte, entsprangen diese Missstände aus der Unentschlossenheit Georg Wilhelms und dessen Furcht, dass der König seine Ansprüche zu hoch treiben möge. In Betreff des Directoriums der Kriegsangelegenheiten wollte der Kurfürst bei dem Leipziger Entschlusse verbleiben, aber die

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 521. Chemnitz, p. 145—147. Hurter, X. p. 398—401. Helbig, p. 41—43.

gegenwärtige Gesinnung erkläre es, weshalb die diplomatischen Beziehungen immer weniger versprechend und immer weniger freundschaftlich würden. Transehe, ein schwedischer Agent, welcher Graf Thurn beistand, hatte am 17. (a. St.) Knesebeck den Entschluss Gustav Adolf's, abzuziehen und Spandau zu räumen, mitgetheilt. Knesebeck wurde erst blutroth im Gesichte und darauf blass. Er liess einen Bleistift fallen, den er in der Hand hielt und seufzte. Darauf wurde geäussert, dass kein vernünftiger Mensch Gustav Adolf die Schuld geben könne, dass Magdeburg nicht entsetzt sei. Man dürfe sich um das Gerede nicht kümmern. Es sei sehr zu bedauern, dass der König Brandenburg aufgeben wolle, welches sich so tief mit ihm eingelassen habe (soweit hereingestiegen). Es gelte das arme Vaterland, weil der Kurfürst nicht die Mittel besässe, sich zu salviren und nicht schnell genug Mannschaft zusammenzuziehen vermöchte. Tilly wolle „präcise" Spandau haben, es wäre zu wünschen, dass der Kurfürst früher die Vorschläge Gustav Adolf's angenommen habe, als 6000 Mann Brandenburg angeboten wurden. Jetzt sei es zu spät; der Kurfürst würde perplex werden. Die „irresolution Kursachsens sei Schuld an diesem Bruche. Transehe bemerkte, dass Brandenburg möglicherweise beim Kaiser Neutralität erwirken könne. Ille: „Es ist zu spät. Se. Königl. Majestät habe den Kurfürsten hart angegangen und ihn so weit gebracht, dass er nicht zurück könne". Ego: „Se. Königl. Majestät wünsche nur reale Sicherheit und müsse vorsichtig sein, weil er um die böse Saat wisse, welche Schwarzenberg ausgestreut und bei welchen Personen dieselbe Wurzel gefasst". Ille: „Niemand könne Sr. Königl. Majestät darum verdenken, dass er handele, wie jeder kluge Mann gehandelt haben würde; allein was ist jetzt zu thun?" Ego: „Wenn man sich nach den Verhältnissen richtet, wird alles ohne Zweifel gut gehen." Ille: „Wenn man nur nichts Unmögliches fordere, dann würden die Kurfürsten alles thun, was sie könnten. Die Reiterei Sr. Majestät sei gar zu sonderbar vorgegangen, und habe dadurch in den Marken grossen Schrecken hervorgerufen". Ego: „Se. Majestät pflegt nicht Unmögliches von Jemand zu fordern, nur die Kaiserlichen practicirten in solcher Weise. Wenn die Soldaten nicht genügend beschäftigt seien, würden sie zuweilen „weitschweifig". Damit trennten wir uns. Der Kurfürst hat

nachher die Geh. Räthe zu sich rufen lassen. Da das Gerücht sich bald verbreitete, dass der König die Absicht hege, sich zurückzuziehen, hat dies ein grosses Lamentieren und Entsetzen hervorgerufen, und man will alles opfern, wenn nur der König sie nicht verlässt, „den Effect giebt die Zeit“.[1])

Thurn wurde fünf Tage darauf von der Kurfürstin und ihrer Mutter in einer Laube im Garten sehr gnädig empfangen und wurde ein sehr angenehmes Gespräch eingeleitet. Als der Kurfürst am Nachmittage vier Uhr sich der Gesellschaft anschloss, reichte er Thurn sehr gnädig und mit vielen schönen Worten die Hand. Er befahl, dass das Essen in den Garten gebracht werden solle, damit Thurn nicht die Mühe habe, die Treppen des Schlosses zu steigen. Georg Wilhelm trank Thurn zu und die kurfürstlichen Damen schlugen „mit inbrünstigem Wunsche“ ein Lebehoch auf den schwedischen König vor. Nachdem die Damen sich entfernt hatten, blieben der Kurfürst und Thurn längere Zeit beisammen und versicherte Ersterer, dass von seiner Seite auf eben so viel Wohlwollen, wie von Seiten seines Vaters zu rechnen sei. Thurn verschaffte sich auch für die Zukunft freien Zutritt beim Kurfürsten, so dass die Minister bei ihrem Gespräch nicht zugegen zu sein brauchten. Dies alles klingt sehr vortheilhaft und daher erstaunt man, wenn Thurn hinzufügt: „ich habe schlechte Lust allhier gehabt“. „Ich habe eine Menge unglaublicher Klagen anhören müssen, habe auch einem Theile derselben abgeholfen und soweit möglich war, Allen contentement gegeben“. Man erfährt jedoch nicht, ob hier die Beschwerden der Minister über die Forderungen Gustav Adolf's, oder die Verluste einzelner Brandenburger durch die Erpressungen schwedischer Truppen gemeint ist.

In Berlin hielt sich „eine sehr gefährliche, böse Person“, ein märkischer Adliger, Namens Caspar von Warnstedt, auf, welcher aus Wien angelangt war. Dieser verwegene „Gesell“ ist bei dem schwedischen Könige gewesen und gestern hat er Zutritt beim Kurfürsten gehabt, mit dessen Secretären er ein lustiges Leben führt. Am Berliner Hofe sieht man ihn für einen solchen an, wie ich und andere ihn ansehen; allein bei Burgs-

[1]) Thurn und Transehe an Se. K. Maj. Berlin, den 17. Mai 1631. Schreiben deutscher Personen. Schwed. Reichsarchiv.

dorf (dem Günstlinge des Kurfürsten) geht er aus und ein. Warnstedt hat ausgekundschaftet, an welchem Orte sich das schwedische Kriegsheer gelagert hat, und er bekommt Briefe und Abrisse von „einem solchen Blutsfreunde“ im schwedischen Lager. Sein Diener spricht mehrere Sprachen und ist wahrscheinlich Jesuit.[1])

Warnstedt war ein habsburgischer Kundschafter; allein da er kein Vertrauen und keinen Einfluss besass, so vermochte er dem schwedischen Könige nicht zu schaden. Bedenklicher war die Furcht Georg Wilhelms, mit dem Kaiser zu brechen und seine Ehrfurcht vor „jura Imperii fundamentalia“, vor den „Erbverbrüderungen“ und dergleichen mehr „hoc perverso-Imperii statu“ schien höchst ungereimt. Kurbrandenburg war namentlich abhängig von dem Gutdünken und den Rathschlägen Kursachsens. Die Beziehung zu dem Kurfürsten war seit dem 5. Mai eine veränderte und Oxenstjerna's Ankunft in der Spreegegend wurde wegen der hochwichtigen Tractate als nothwendig angesehen, die hier in Aussicht genommen waren, da der König selbst nicht alles thun konnte und in seiner Umgebung Niemand hatte, welcher dergleichen Handlungen mit Auctorität zu betreiben vermochte. Man beabsichtigte ein Bündniss mit dem Kurfürsten in Betreff des Entsatzes von Magdeburg. G. Horn sollte das Commando in Pommern und der Neumark führen und dem Könige den Rücken decken. Man rechnete auf Verstärkung von Seiten Preussens, damit der Feldmarschall gerüstet sein konnte, wenn irgend eine (Kaiserliche?) Armee „ihm auf den Hals kommt“. G. Horn sollte einige Garnisonen, sowie einige kürzlich angeworbene Mannschaften an sich ziehen, Crossen und Frankfurt a. d. Oder stark befestigen und sich namentlich die Strasse bei Cüstrin offen halten. Das Misstrauen gegen den Kurfürsten rieth zur Vorsicht und deshalb sollten Burgsdorff und Termo nach irgend einem anderen Orte als Frankfurt a. d. O. geschickt werden, weil sie von Georg Wilhelm abhängig waren. Es wurde gleichfalls für nothwendig erachtet, dass Axel Lilie ein Auge auf den Kurfürsten von Sachsen hätte, damit dieser den schwedischen Commandanten nicht aus Spandau „stosse“, namentlich wenn an den Orten,

---

[1]) Berlin den 22. Mai 1631.

wo der König stehen mochte, nicht alles nach Wunsch ginge. Lilie sollte auch nicht den Kurfürsten von Brandenburg mit so grosser Macht auftreten lassen, dass er den schwedischen Befehlshabern überlegen wäre, namentlich für den Fall, dass Sr. Majestät irgend ein Unglück passiere, jedoch dass solches mit Discretion geschieht und Lilie kein Misstrauen in Betreff der Person des Kurfürsten, sondern nur in Betreff seiner Umgebung blicken lässt. Der beabsichtigte Marsch wurde aufgegeben, weil Gustav Adolf den beiden Kurfürsten misstraute und weil die Truppen sehr schwach und missvergnügt waren und man sich auf dieselben nicht verlassen konnte. Es war gleichfalls eine schwere Aufgabe, in solchen Gegenden, welche der Feind schon ausgesaugt hatte, sich zu verproviantieren. Noch am 8. Mai rechnete der König darauf, dass er Georg Wilhelm auf seine Seite ziehen würde, und durch denselben wieder Kursachsen gewinnen könnte; allein am 17. Mai hatte er diese Hoffnung aufgegeben und sprach davon, mit den Truppen abzuziehen, obgleich man auch den Plan besprochen wissen will, „die Havel und die Spree zu maintenieren". Da der erstgenannte Entschluss Gustav Adolf's in Berlin Misstrauen und Verzweiflung hervorrief, besuchte Georg Wilhelm am 20. Mai das schwedische Lager; allein die Berathschlagungen mit dem Könige waren fruchtlos, weil der Kurfürst in Betreff der Uebergabe des Directoriums des Krieges Schwierigkeiten machte. Er versprach jedoch, dass er, wenn „resolution" von Seiten Kursachsens eingegangen sei, Gustav Adolf, ohne Hinsicht auf deren Inhalt, zufrieden stellen wolle, dagegen sollte der König sich verpflichten, die Havel zu maintenieren und den Kurfürsten zu vertheidigen, wenigstens so lange, bis der König eine grössere Truppenmacht zusammengezogen und dann möglicherweise einen anderen Plan entwerfen würde. Kursachsen müsse sich ja bald entschliessen, weil es sowohl von Seiten Tilly's, als des Königs sehr zu einem Bündnisse gedrängt würde „und doch nicht auf die Länge loskomme". [1]) Hierauf folgte das Gespräch mit Graf Thurn, in welchem Georg Wilhelm demselben sein Wohlwollen aussprach und auf das Wohl Gustav Adolf's getrunken wurde. Die Lage änderte sich in wenigen Tagen,

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 306, 307, 308, 314, 317, 318, 521, 523.

nachdem Goetze von Dresden zurückgekehrt war. Der Kurfürst weigerte sich, die verlangte Sicherheit in Betreff Küstrins zu geben, weil man forderte, dass er sich verpflichten solle, diese Festung gegen alle Feinde des Königs, sowohl gegen die jetzigen, als auch gegen die zukünftigen zu vertheidigen. Dies könnte möglicherweise Brandenburg auf Kriegsfuss gegen Kursachsen bringen, und der Brandenburger machte ausserdem Schwierigkeiten in Betreff des Unterhaltes der schwedischen Truppen, sowie der Lagerplätze und der Ernennung von Commissaren zur Betreibung der Unterhandlungen. Der Kurfürst beschwerte sich im höchsten Grade über die Excesse und Gewaltthätigkeiten der schwedischen Truppen, welche viel Missvergnügen bei den Unterthanen in den Marken hervorgerufen hatten. Diese Antwort wurde dem Dr. Steinberg gegeben, welcher vom schwedischen Hauptquartiere abgesandt war. Der Kurfürst bot am 3. Juni zwar Küstrin an; allein ohne die Clauseln, welche Gustav Adolf zu seiner Sicherheit forderte und gegen „einen kecken revers“, dass Brandenburg von allen Einquartierungen, Musterungsplätzen und Contributionen befreit bleiben solle. Georg Wilhelm forderte Spandau zurück, weil Se. Majestät jetzt in salvo wäre, auch verlangte man, dass die schwedische Armee „welche nur das Land des Kurfürsten ruinirt, womit der evangelischen Sache nicht gedient sein kann, abziehen sollte“. Man wies Gustav Adolf auf Schlesien an; dieselbe Anweisung gab Kursachsen, in dessen Auftrage der Stallmeister Taube an den König geschrieben hatte. Es stimmte weder mit Gustav Adolf's Absichten, noch mit seinen Vortheilen überein, Spandau zu räumen und die Ansprüche in Betreff einer befriedigenden Sicherstellung in Bezug auf Küstrin aufzugeben. Die scheinbare Nachgiebigkeit bemäntelte einen Kriegszustand, welcher in Kürze eintreten könnte. Gustav Adolf wich einem Gespräche mit seinem Schwager aus,[1]) schrieb aber (d. 3. Juni)

[1]) Kriegshistor. Archiv. Nr. 524. Zuerst beabsichtigte der Kurfürst, Gustav Adolf am 3. Juni Abends zu besuchen, änderte aber diesen Entschluss ab „in Erwägung, es möchte ohn ein vertrauliches, freundliches Trincht nit abgehen“. Es war möglicherweise Fürsorge für die Gesundheit, die zur Vorsicht zwang. Georg Wilhelm wünschte am Morgen darauf um 7 Uhr zu dem Könige hinauszufahren, nicht weit vom Lager. Thurn empfahl eine weitere Verschiebung, bis Arnim und die „abge-

an die Kurfürstin, wahrscheinlich um deren Vermittelung zu erwirken. Man habe die gute intention des Königs, dem Kurfürsten seine Dienste zu beweisen, unfreundlich aufgenommen; der Letztere wurde durch diese consilia der Gefahr ausgesetzt, Land und Leute zu verlieren; „aber was will ich thun, es ist also Gottes Will, der den Willen des Menschen regiert".

Der König verlangte, dass seine Kosten für die Vertheidigung der Besitzungen des Kurfürsten vergütet werden sollten. Man führte zwar Klage darüber, dass das Land durch die Soldaten ausgeplündert sei, aber wenn der König mit dem, was er nöthig gehabt, unterstützt worden wäre, hätte er Brandenburg längst geräumt. Die Armee sollte angehalten werden, gute Ordnung zu halten, wenn sie nur mit den nöthigen Bedürfnissen versehen würde. [1])

Georg Wilhelm wurde von Kursachsen aus beeinflusst, er wollte bei der Neutralität und dem Leipziger Bündniss bleiben und hoffte wenigstens augenblicklich sich von Seiten Tilly's der Neutralität für die Gegenden der Havel und Spree zu sichern. Diese letztere Vorspiegelung wurde bald vernichtet und nun beunruhigte sich der Kurfürst darüber, dass die schwedische Armee, über welche er sich beklagt hatte, abziehen würde, nachdem er doch selbst darauf angetragen hatte. Es waren Kurzsichtigkeit, halbe Maassnahmen und Widersprüche. Georg Wilhelm verlangte Schutz von Gustav Adolf, verweigerte aber die Stellung der schwedischen Armee zu schützen. Man vermuthete, dass es (den 3. Juni) zum Freundschaftsbruch kommen könnte und G. Horn bekam deshalb Ordre, Redouten zur Sicherung des retranchements vor Küstrin aufwerfen zu lassen, sowie die nöthigen Maassnahmen zur Blokierung der Festung zu nehmen, und falls die Unterhandlungen an der Spree

---

ordneten Gesandten (aus Dresden?) angelangt seien". Se. Durchlaucht erhoffte ein gutes Resultat und wollte treu und mit Eifer das Seinige dazu thun. Ohne die Anwesenheit des Königs könne dem allgemeinen Besten kein Dienst geleistet werden. Berlin, 3. Juni 1631. Hier wird dies Aufgeben der Zusammenkunft anders erklärt als in dem Schreiben Grubbe's.

[1]) Gustav Adolf an die Kurfürstin von Brandenburg, den 8. Juni 1631. Copie im Reichsarchiv zu München. Die Herausgeber des Schwed. kriegsgeschichtl. Archivs haben dieses Schreiben nicht gesehen. (I. S. 746.)

mit einem Freundschaftsbruche endigten, beabsichtigte Gustav Adolf, sich mit seiner Armee Küstrin zu nähern.[1])

Der König forderte, dass der Kurfürst sich für ihn oder den Kaiser erklären solle und drohte für den letzteren Fall mit Feindseligkeiten. Arnim wurde (am 7. Juni) zu Gustav Adolf gesandt, um ihn milder zu stimmen. Seine Rede ging namentlich darauf hinaus, dass der König die evangelischen Stände zu einem Bündnisse nicht zwingen könne, sondern sich ihrer Freundschaft bedienen „und das seinige particular betreiben“ möge. Es war nur eine Vermuthung Arnim's und zwar eine unbegründete, dass der König Küstrin, anstatt Spandau bekommen könne. Arnim bemerkte im Uebrigen, dass der König den Verdacht nicht erwecken dürfe, als wolle er sich von den Deutschen die eine Festung nach der anderen erzwingen, und dass das Ansehen des Kurfürsten leiden würde, wenn er auf Gustav Adolf's Forderungen einginge, da diese in Streit mit der Erbverbrüderung der Reichssatzungen seien. Man antwortete darauf, dass der König das Land des Kurfürsten aus den Händen des Feindes habe reissen wollen, und ginge das Land verloren, dann würde auch die reputation verloren gehen. Es wurden mehrere Gründe angeführt, weshalb Gustav Adolf die Leitung des Kriegswesens behalten müsse. Im entgegengesetzten Falle könnte das Land des Kurfürsten nicht vertheidigt werden. Kurbrandenburg müsse Vertrauen zu dem Könige haben, gleichwie Kursachsen Vertrauen zu Arnim hege, weil dieser sonst die Stellung eines Feldmarschalls in Sachsen nicht angenommen haben würde. Im Kriege sei „mehrere promptitudo, als in dem ordinari Leben“ erforderlich. Da der Kaiser erklärt habe, er könne mit der Reichsverfassung nicht auskommen, und sich als ein feiner Politiker nach seinem Vortheile richtete, so sei auch der Kurfürst entschuldigt, wenn er nur auf den Vortheil seines Staates bedacht sei. Die Erbverbrüderung erlaube nicht, dass der Kurfürst Land und Festungen verschenke, wohl aber, dass diese sicheren Händen anvertraut würden, da man so wieder gewinnen könne, was verloren sei. Durch die schönen Worte Arnim's kam man dem Ziele um keinen Schritt näher, und da Georg Wilhelm in einem späteren

---

[1]) Kriegsgeschichtl. Archiv, Nr. 323.

Schreiben bei den politischen Ansichten verblieb, die er schon früher geltend gemacht, fing Gustav Adolf Feuer und schrieb an den Kurfürsten einen Kündigungsbrief mit der Bitte, er möchte Spandau zurücknehmen. Der Kurfürst sollte von nun an als Feind des Königs betrachtet werden. Spandau wurde nun von brandenburgischer Mannschaft besetzt und Gustav Adolf führte seine Armee erst nach Köpenick und näherte sich später Berlin. Arnim reiste dem Könige entgegen und versuchte ihn zufrieden zu stellen. Er wollte dem Abzuge der schwedischen Truppen vorbeugen. Gustav Adolf meinte nicht bleiben zu können, wenn er nicht vom Kurfürsten eine Versicherung anderen Inhaltes bekäme. Wenn auch Arnim's Vorstellungen auf einen für die Marken verlangten und verweigerten Schutz hinzielten, nahm die Sache doch eine so unerwartete und unangenehme Wendung, so dass schliesslich die Machthaber in Brandenburg es lieber gesehen hätten, dass die ungebetenen Gäste nicht geblieben wären. Gustav Adolf marschierte am 10. Juni in Schlachtordnung mit seiner Armee auf die Thore Berlins zu und die Kanonen wurden gegen das kurfürstliche Schloss gerichtet. Der Ausgang war nicht zweifelhaft, wenn die bewaffnete Macht dazu verwendet würde, den Forderungen Gustav Adolf's Nachdruck zu verleihen; allein unvermuthet trat eine Vermittelung auf friedlichem Wege ein und zwar zum zweiten Male durch die kurfürstlichen Damen. Die weibliche Diplomatie besass die Macht, einen erbitterten König und Heerführer zu besänftigen, welcher seine Pläne vereitelt und seine kriegerischen Unternehmungen scheitern sah durch die Unbeugsamkeit der brandenburgischen Regierung. Namentlich war die alte Pfalzgräfin thätig und bemühte sich, ihren Einfluss geltend zu machen. Die fürstlichen Damen baten den König, er möchte die Hauptstadt nicht feindlich behandeln und wurden durch die Antwort beruhigt, dass es auch so gar nicht die Absicht Gustav Adolf's gewesen sei. „Er könne in solcher Ungewissheit nicht in dieser Gegend stehen bleiben, sondern wolle in seine früheren Quartiere zurückgehen und dieselben vertheidigen und die Schickung der Vorsehung abwarten". Die „Frauenzimmer" in der Carosse hielten den König auf und er speiste mit ihnen. Nun stellte Arnim sich wieder ein und es wurden Unterhandlungen eingeleitet, welche an den beiden darauffolgenden Tagen

sich fortsetzten (d. 11. und 12. Juni). Und Gustav Adolf war jeden Abend zu Gaste beim Kurfürsten in dessen Garten. Die streitigen Punkte wurden nach Wunsch des Königs entschieden, was leicht begreiflich ist, da er auf seiner Seite die Uebermacht hatte. Spandau wurde Gustav Adolf zurückgegeben und der König sollte bis Ende des Krieges die genannte Festung, sowie die Plätze an der Havel behalten, und man versicherte ihn ferner schriftlich Küstrins für den Fall, dass die Armee irgend einer grösseren Gefahr blossgestellt werden sollte. Die brandenburgischen Officiere in der Festung sollten sowohl dem Könige wie dem Kurfürsten den Eid der Treue schwören. Die schwedischen Truppen gingen später ins Lager an der Havel. Bevor sie von Berlin aufbrachen, wurde im Schlosshofe durch ein Freudenfest die Herstellung der freundschaftlichen Beziehungen gefeiert und es wurde bei dieser Gelegenheit mit Kanonen geschossen, wobei die Constabler in unverzeihlicher Fahrlässigkeit die Kugelladung zu beseitigen vergassen und nun mit 40 Kanonen scharf schossen. Zum Glücke waren die Kanonen hoch über das Schloss und die Stadt hinweg gerichtet, so dass kein Mensch geschädigt wurde. Gustav Adolf, welcher im Schlosshofe stehen geblieben war, entschuldigte diesen Auftritt, welcher aus keiner geheimen Berechnung hervorgegangen war und nur seinen Grund in dem Versäumnisse und der Unvorsichtigkeit der Constabler habe.[1]) Ein damaliger Schriftsteller meint, dass dieser Fall nur eine Comödie war, die zwischen dem Könige und dem Kurfürsten spielte, weil Letzterer sich bei dem Kaiser wegen des eingegangenen Vertrages, zu welchem er durch Furcht vor der Uebermacht gezwungen sei, entschuldigen wollte, und eine Schreckensscene vortrefflich in das ganze Stück hineinpasste. Bedenken wir jedoch den erhabenen Charakter Gustav Adolf's, so kann von dergleichen Gaukelspiel nicht die Rede sein, das obendrein noch ein trauriges Ende durch Tod und Verwundung unschuldiger friedlicher Menschen hätte nehmen können. Ein grosser Heerführer spielt mit der Gefahr nicht

[1]) Einem anderen Berichte zufolge wurden die schwedischen Kanonen abgefeuert, als Gustav Adolf um Mitternacht vom Schlosse aus in sein Lager fuhr, woselbst er später einen Besuch des Kurfürsten empfing. Droysen, I. 332—33.

und ein edler Charakter missbraucht die Uebermacht nicht, um eine sorglose Bevölkerung aufzuschrecken, die nicht feindlich gesinnt war, sondern auf die Dauer des Friedens baute. Das, was vorfiel, war nur möglich durch Vergessenheit und Versäumniss der von Anstrengungen ermüdeten Mannschaft. Am 12. Juni, zwei Uhr in der Nacht, bestieg Gustav Adolf ein Boot und begab sich die Spree entlang, später ging er über Freienwalde nach der Oder und weiter nach Stettin, um den Feldzug an der Ostseeküste zu leiten. Das Heer besetzte Spandau, Rathenow und Brandenburg und die beiden letztgenannten Ortschaften wurden stärker befestigt.

Bündniss Gustav Adolf's mit Kurbrandenburg.

Georg Wilhelm theilte Kursachsen den Inhalt des Vertrages mit und bemerkte dazu, dass derselbe seine Erklärung in der Uebermacht des schwedischen Königs und in dem Zwange finde, welcher angewendet worden sei. Der Kurfürst vergewisserte sich der Unterstützung Sachsens, wenn irgend welche Gefahr Brandenburg bedrohen sollte, und er beabsichtigte nicht von dem in Leipzig gefassten Beschlusse abzugehen. Es wurde ein Schreiben an den Kaiser abgefasst, um die Uebereinkunft zu vertreten, welche Fürsten und Stände in Bezug auf gemeinsame Rüstungen, in Leipzig eingegangen waren. Dies fände, hiess es, seine Erklärung in den Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Truppen; und nachdem diese Truppen Pommern und die Mark geräumt hätten, seien die genannten Gebiete gegen die schwedischen Truppen, die schon zwei Mal vor Berlin gestanden hätten, nicht zu vertheidigen. Die Noth habe den Kurfürsten gezwungen, den Vertrag mit Gustav Adolf abzuschliessen, weil er gegen die Uebermacht desselben nicht ankämpfen könne. Der Vertrag beabsichtige keine Feindlichkeiten gegen den Kaiser.[1])

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 523, 524, 525, 526, 527. Chemnitz, p. 163—173. Gfrörer, p. 800. Relation aus Spandau, den 9. Juli. München, Reichsarchiv.

Durch die Eroberung Magdeburgs wurde „Bresche in den Leipziger Entschluss geschossen“. Dies war ein Wiener Witz.[1]) Die Rüstungen der Protestanten wurden schwächer. Eine dritte Partei liess sich nicht bilden. Die Kurhüte standen auf dem Spiele, falls das ligistische Heer von Magdeburg nach Meissen oder nach den Marken sich begebe. Vorsicht war nun nothwendiger als je, und das Vertrauen in das Kriegsglück des schwedischen Königs schwand sehr, da er Magdeburg nicht entsetzt hatte; dass aber die Schuld nicht bei Gustav Adolf, sondern bei den beiden Kurfürsten zu suchen sei, beachtete man nicht. Die Kurfürsten hatten durch ihre Bedenken den Zug Gustav Adolf's nach der Elbe verhindert. Mit Johann Georg liebäugelte das Wiener Cabinet und bestärkte diesen seinen Verbündeten in den Marken darin, einem fremden Könige nicht nachzugeben, da er möglicherweise nicht stark genug sei, der Armee Tilly's die Spitze zu bieten. Wie hartnäckig Georg Wilhelm und seine Minister auch anfänglich waren, so scheiterte doch ihr Widerstand an der Spitze des Schwertes. Tilly stand weit entfernt, und als die schwedischen Truppen gegen die Spree rückten, lag es in Gustav Adolf's Macht, jedwede Bedingung vorzuschreiben. Die Armee, welche sich Berlin näherte, gab den Ausschlag. Die Armee, welche in der Ferne stand, hatte für den Augenblick nichts zu bedeuten Der schwedische König hatte es verstanden, dem Feinde zuvorzukommen und sich durch Ueberrumpelung einen Verbündeten zu erwerben. Gustav Adolf hatte allerdings einen Augenblick die Absicht gehabt, sich auf die Oder zurückzuziehen und „dort sich zu stabilieren“, es wäre aber da unmöglich geworden, den weimar'schen Herzögen und dem Landgrafen von Cassel Entsatz zu bringen, auf die der König als Verbündete rechnete, und die von Tilly bedroht wurden. Tilly selbst gestand ein, dass Gustav Adolf, gedeckt durch Flüsse und befestigte Plätze, gegen jeden Angriff sicher gestellt sei, sowie dass die ligistische Armee, die lange Zeit Mangel aller Art gelitten habe, sich in

---

[1]) Ein kaiserlicher Gesandter (in Nürnberg?) schrieb nach Wien: „dass der Leipziger Schluss bereits ein Loch gewonnen“. Anonym. Nürnberg den 27. Mai 1631. Schwed. Reichsarchiv.

neuen Quartieren erholen müsse.[1]) Es war die ganz unbegründete Furcht in Berlin entstanden, und zwar durch Tilly's Marsch auf die Spreegegend, dass es nothwendig sei, diese Hauptstadt durch ein schwedisches Lager zu beschützen,[2]) eine Ansicht, die allerdings nur in weniger gut unterrichteten Kreisen kursierte. Gustav Adolf führte seine Armee erst nach der Havel, später nach der Elbe.

Allmähliche Einschliessung Magdeburgs.

Wir kehren jetzt zurück zu den Fehden und Unterhandlungen einer früheren Zeit, die in Verbindung mit der Belagerung Magdeburgs stehen und die darauf hindeuteten, dass die Gefahr für diese Stadt immer näher rückte und sie von einem eisernen Ringe von feindlichen Truppen umschlossen wurde, durch welchen die Absperrung vollständig und ihr Untergang vorbereitet wurde.

Gustav Adolf war mit der Uebergabe Neu-Haldenslebens sehr unzufrieden, und war Schneidewin infolge dessen ganz in Ungnade gefallen. Letzterer führte als Grund der Ueber-

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 524. Schreiben Tilly's vom 3. Juni 1631. München, Reichsarchiv. Pfalz-Bayr. ges. Landesarchiv, IX. Th.

[2]) Anonymes Schreiben. Berlin, d. 16. März 1631. „Hier sitzen wir in der grössten Noth und Gefahr; dan I. K. Majestät unmöglich diese Stadt und andere Orth wegen Mangelung des Proviantes zu maintenieren, und sollen Ihro Majestät sich schon verläutet lassen, weil man Ihre Hilfe nicht achtete, wollten Sie wieder den Weg ziehen, den Sie kommen wären. Würde also der Kurfürst von Brandenburg, der mit I. F. Gnaden in Pommern in eine Verdamniss ist, zum übelsten daran sein. Doch wissen grosse Herren wohl einen Weg in der Gefahr zu finden: die armen Unterthanen aber werden Haare lassen müssen. Tilly hat dieser Stadt Berlin, wie einer fetten Hinnen gedrohet, und ausdrücklich sich verlauten lassen, Er wolle Sie beziehen, und nicht ein Kind darin leben lassen". – Wenn der schwedische König sich zurückziehe, wollten Alle in Berlin von dort flüchten. Undatiertes „Schreiben an einen Hochgelehrten Dr.", wahrscheinlich von Reichardt in Berlin an Dr. Elias Pauli in Stettin. Schwed. Reichsarchiv O. S. Deutschland und der Deutsche Krieg.

gabe an, dass er kein Pulver mehr gehabt und dass eine Besatzung von 300 Mann den Belagerungstruppen, welche auf 6000 Mann und darüber angewachsen waren, auf die Länge keinen Widerstand hätte leisten können. Dieselben hätten approchiert und „mit IV Demi-Kanonen, 2 Colubrins und 1 Mortier von zweien Batterien“ die umzingelte Stadt beschossen. Die eine Batterie sei in einer Entfernung von kaum 12 Klaftern von dem Stadtthore aufgeworfen. Er (Schneidewin) habe opiniatrirt, bis er nicht mehr als 60 oder 70 Liespfund Pulver gehabt.[1])

Nach dem Urtheile von Zeitgenossen hatte die Garnison sich tapfer vertheidigt, aber „eine schlechte und lüderliche Capitulation“ angenommen. Der König wurde doch wahrscheinlich durch die Vertheidigungsgründe des Commandanten von dessen Unschuld überzeugt, denn Schneidewin, welcher von Spandau aus das hier bezeichnete Schreiben am Tage nach der Erstürmung Magdeburgs an ihn richtete, wurde später nach dem Siege bei Breitenfeld als Statthalter in Halle und Commandant in Magdeburg angestellt. Im April 1632 befand sich unter den schwedischen Truppen vor Augsburg ein Regiment, welches den Namen Schneidewin trug.[2]) Solche Auszeichnungen konnten nur einem Obersten verliehen werden, welcher seine Pflicht erfüllt hatte. Es kann somit hier weder von Feigheit, noch von Verrath die Rede sein, und die ungegründeten Anschuldigungen, die gegen Schneidewin geltend gemacht werden, zerfallen in Nichts und sind nur dadurch erklärlich, dass einige Briefschreiber schlecht unterrichtet gewesen und Vermuthungen und unwahre Gerüchte als Facta hinstellten, weil sie über eine Capitulation verstimmt waren, die allerdings nicht auf den ersten Blick zu erklären war. Schneidewin wurde nicht der Adjutant Pappenheim's. Er hielt sich zu Anfang des Jahres 1631 in Spandau auf und wurde vom Könige später zu wichtigen Aufträgen verwendet.

Es giebt auch keinen Grund zu der Annahme, dass zwei

---

[1]) 11. Mai 1631. Schwed. Reichsarchiv. Deutscher Krieg 1630—32.

[2]) Chemnitz, p. 106, 216. Schreiben Gustav Adolf's aus Querfurth, d. 18. Septbr. 1631. Deutschland und der Deutsche Krieg 1631. Reichsarchiv. Kriegshistor. Archiv Nr. 920.

Oberste mit dem Namen Schneidewin in der schwedischen Armee gedient hätten.[1]) Mit einer solchen sind die vorerwähnten Behauptungen nicht zu erklären. Schneidewin ist somit wahrscheinlich ein tapferer und brauchbarer, aber dabei eigensinniger und raubgieriger Krieger gewesen. Diese letztere Ansicht stützt sich auf die Behauptungen Guericke's.

Nehmen wir einen Ueberblick der Unterhandlungen, bevor die Feindseligkeiten begannen. Wir erinnern an Tilly's Schreiben an den Administrator und den Rath von Magdeburg (d. 29. December a. St.), in welchem er diese zur Niederlegung der Waffen und Aufgeben ihres Widerstandes gegen den Kaiser ermahnte, und zwar „weil sie keine gegründete Veranlassung dazu hätten". Wir haben schon vorher den Inhalt des Schreibens dargelegt. Tilly beabsichtigte, für den Fall, dass sein Schreiben keine Wirkung haben sollte, andere Mittel in Anwendung zu bringen, die zum „Total-Ruin" Magdeburgs führen würden.[2]) Die Antwort des Magdeburger Rathes hob dessen „Devotion" gegen den Kaiser hervor und sprach von den Erpressungen und der Bedrängniss, mit welchen Magdeburg und andere evangelische Städte, welche in Streit mit der Reichsverfassung, heimgesucht worden waren und bemerkte, dass diese Bedrängnisse noch immer, und zwar in's sechste Jahr hinein, fortdauerten. Die Stadt habe, hiess es ferner, beim Kaiser eine Eingabe gemacht wegen dieser Drangsale und wegen anderen Ungemachs in Betreff religiöser Fragen. Man bat Tilly, gegen Magdeburg Nichts zu unternehmen, bevor der Kaiser auf genannte Eingabe resolviert habe.

Magdeburg bemühte sich auch, beim Leipziger Convente Unterstützung zu erlangen und theilte dem Convente jenes Schreiben an den Kaiser mit. Der Rath lenkte aber dabei die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung Magdeburgs, sowie darauf, dass der verlangte Entsatz dem ganzen Erzstifte und den angrenzenden Fürstenthümern zu einem dauernden Frieden verhelfen könne.

---

[1]) Droysen, II. p. 312—13, 331, 423.

[2]) Das Schreiben schliesst mit folgenden Worten: Woltens Euch zur gutherzigen Warnung beschlossener Sachen noch hiermit günstig bedeutet haben, denen wir sonsten in geneigten Willen und allen guten Förderst wohl gewogen bleiben. Bensen, I. p. 374. Chemnitz, p. 147—48.

Der Administrator beantwortete Tilly's Ermahnung zur Unterwerfung mit einer Versicherung seiner friedlichen Gesinnung und mit Klagen über die Gewaltthätigkeiten, die den Markgrafen gezwungen hätten, Gebrauch von den Waffen zu machen, um seine Rechte zu schützen. Er habe sich nie gegen den Kaiser durch irgend welche unverantwortliche Handlung vergangen, auch nicht die Parteien in der Stadt zu den Vertheidigungsmaassnahmen aufgehetzt, die gar zu streng und ungerecht beurtheilt würden [1]. So lange man den Markgrafen in ruhigem Besitze von Land und Leuten belassen, hätten seine Rathschläge und Handlungen stets bezweckt, in Niedersachsen Alles zu verhindern, was zum Schaden des Kaisers sein könnte. Nachdem aber die evangelischen Stände ausgemergelt worden und barbarische Grausamkeiten von den Personen verübt wurden, welche ohne Noth von den Waffen Gebrauch machten [2] und der Markgraf und das Erzstift in ungesetzlicher Weise angegriffen [3], er selbst abgesetzt worden sei, so bleibe ihm keine andere Zuflucht, als „die Macht Gottes durch Hilfe des Königs von Schweden". Diese Hilfe und Unterstützung sei gesucht, um Gewissensfreiheit und politische Rechte gegen diese Feinde Gottes und des Vaterlandes, welche umherzögen, um Länder und Gewissen zu unterjochen. Der Markgraf wolle sich jedweder Anstrengung unterwerfen, um von sich selbst und seinen Unterthanen sothane Bedrückung abzuwälzen, die sich sowohl auf Geistliche als Weltliche erstreckten.

Das waren kühne Worte. Der Markgraf warf einem siegreichen Heerführer den Fehdehandschuh hin und beabsichtigte

---

[1]) . . . „oder an deren Leute unzimliche Faction (wie man der armen genoth-gepresseten Magdeburger schlechte defension nennt), zu fermentieren". Brief des Administrators v. Magdeburg vom 7. Februar 1631. Schwed. Reichsarchiv (Deutschland und der Deutsche Krieg). Vergl. Chemnitz, p. 148—49.

[2]) „Als andere in unnöthigen Waffen gewesen" . . .

[3]) . . . „Dass auch Wir . . . . ungecitiret und ungehört, auch ohne rechtliche Erkenntniss und declaration, als ob es weder kayserliche Eyden, weder Reichs-Verfassung noch Ordnung, noch das alte, löbliche Herkommen, weder Gericht noch Recht mehr Statt hätten, oder die evangelischen Fürsten und Landschaften sich dessen, ja gar keines menschlichen Rechtens und Rettung getrösten oder behelfen möchten".

nicht, sich zu unterwerfen, wenn er auch noch eine Maske trug, in Betreff seiner Stellung zu dem Kaiser. Sein Verhalten diesem gegenüber war in Worten unterthänig, obgleich der fürstliche Bischof feindlich gegen die kaiserlichen Truppen auftrat. Eine solche Zweizüngigkeit zeigte sich überall bei den protestantischen Ständen, welche gegen den Wiener Hof ankämpften. Sie heuchelten Untergebung, nachdem und trotzdem sie zu den Waffen gegriffen hatten gegen die Befehle des Kaisers, die zuweilen ungesetzlich oder willkürlich waren. Christian Wilhelm wurde deshalb abgesetzt, weil er sich dem dänischen Könige angeschlossen hatte, als dieser gegen Ferdinand II. auftrat. Laut des Restitutionsedictes, welches erst später ausgefertigt wurde, hatte ein protestantischer Fürst nicht das Recht, ein Erzstift zu verwalten. Wenn die gesetzlichen Formen nicht beobachtet worden waren, als der Administrator ohne Vorladung und Untersuchung seiner fürstlichen Macht beraubt wurde, so konnte dieses summarische Verfahren dadurch entschuldigt werden, dass das Bündniss des Markgrafen mit einem fremden Könige, welcher als Feind Ferdinands II. aufgetreten, eine so allgemein bekannte Thatsache war, dass man in diesem Falle die Anwendung der gerichtlichen Formen nicht für nöthig hielt. Die mecklenburgischen Herzöge wurden auf dieselbe Weise behandelt. Es war unzweifelhaft in beiden Fällen ein begründeter Einwand, dass die Rechtsformen und Grundgesetze zu übertreten seien. Das Schreiben des Markgrafen war herausfordernd, sowohl was die Vertheidigungsgründe betraf, die geltend gemacht wurden, als auch dem Tone und der dreisten Sprache nach. Die Unterthänigkeit, die gegen Ferdinand II. geheuchelt wurde, war von keinem Belange, weil dieselbe im Widerspruche mit dem Inhalte des Briefes stand. Man sieht, der Administrator gab seine feindliche Haltung nicht auf und wollte sich bis zum Aeussersten vertheidigen.

Die Stimmung in Magdeburg wechselte mehrfach. Im November 1630 wurden die Einwohner als widerspenstig und kaiserlich gesinnt geschildert. Zwei Monate später war die feindliche Partei „confundiert“ und zum Schweigen gebracht. Dies muss unzweifelhaft dem kräftigen Eingreifen Falkenberg's zugeschrieben werden. Er erfuhr nachher, im December, dass

„die auf dem hiesigen pistorio“ hatten um die Vermittelung der Lübecker angehalten, um der schwedischen Conföderation zu entgehen. Gelingt es dem Marschall, zu erfahren, von welchen Personen dieser Anschlag ausgegangen ist, so beabsichtigt er, diese Aufwiegler von ihrer „dignität“ abzusetzen. In einem anderen Schreiben hiess es: „Wir leben hier in grosser Gefahr“. Der Teufel versucht es „per indirectum“ sein Reich zu befestigen. Die Hansestädte, und namentlich Braunschweig und Lübeck, wünschen zwischen dem Kaiser und Magdeburg zu „interponieren“. Res non caret periculo, et unicum videtur remedium, secours. Ich will Contraminen legen und das bestmögliche thun. Ich habe Kursachsen davon benachrichtigt. Einige der Magistratspersonen sind gut, andere nicht. Die Letzteren „colludieren“ mit den Kaiserlichen. Prudentia hic opus est. Ich habe Alemann gewonnen „qui caput factiones est. De caeteris optima spero“. Ferner wurde geäussert: Jetzt verspüre ich, wie die Kursachsen die Schweden lieben. Man hegte Besorgniss wegen Anschlägen des Kurfürsten, der besitzt mehr favorem populi als der Kaiser.

Im Januar 1631 war die Lage eine veränderte. „Infolge der guten Affection der vereinigten Bürgerschaft haben die Magdeburger fest beschlossen, dem Feinde allen Widerstand zu leisten, den man wünschen und hoffen kann von einer solchen Stadt, woselbst doch Viele sind, die dem Feinde sehr affectioniert sind. Da die Klerisei indess pro virili arbeitet und von Amtswegen tapfer von der Kanzel herabdonnert, so sind die Sachen dahin gediehen, dass Magdeburg, wenn auch secours nicht sobald kommt, sich doch vertheidigen wird. Ein Schreiben von Gustav Adolf wäre nöthig, „um Magdeburg zu conformieren“. Zwei Wochen später hiess es: „In diesem Orte wird man sein Bestes thun, damit die gute Stadt sich hält bis zur Ankunft Ew. Majestät. Viele der Einwohner, namentlich der gemeine Mann, freut sich sehr bei den grossen „victorien“ des Königs und erwarten täglich mehr (in dieser Richtung). Was viele von den höher gestellten Einwohnern vorhaben, lasse ich dahin gestellt sein. Sie wagen es zur Zeit nicht mehr, sich zu rühren; allein ich fürchte, dass sie sich nicht still verhalten werden; ich werde sie sehr fleissig beobachten. Wegen des Feindes von aussen beunruhigen wir uns

nicht. Die Bürgerschaft ist uns wohlgeneigt und hat sich vorgenommen, denjenigen den Hals zu brechen, die schwanken. Die Geistlichen sind so unermüdlich, „dass sie ewigen Ruhms würdig“. Seine fürstliche Gnaden hat den guten „favor“ wieder gewonnen, der eine Zeit lang ziemlich dahin war.

Falkenberg hat einige Mitglieder des Magistrats gewonnen. Namentlich giebt Gerold sich alle Mühe, um die Thätigkeit der Kaiserlichen zu nichte zu machen. Bürgermeister Kühlewein ist ganz und gar verändert und macht öffentlich eine Profession daraus, kaiserlich zu sein; wenn das so weiter gehen sollte, werde ich eine solche Handlungsweise „contraminieren“. Ich werde wohl auf Beistand des gemeinen Mannes rechnen können.“

Anfang Februar verlangte man Entsatz mit dem Bemerken, dass man sonst verloren sei. „Es steht schlecht um uns. Die Bürgerschaft ist ungeduldig, Proviant beginnt zu fehlen und noch mehr fehlt es an Beständigkeit. Das Ministerium ist auch abtrünnig geworden. Wenn Succurs nicht kommt, ist Alles verloren, ehe man es denkt. Der König soll an mir stets einen ehrlichen Mann haben „sei es wie es wolle“.“

Drei Wochen später wurde über „viele Kleinmüthigen“ geklagt. „Die Directoren (der Magistrat?) versuchten es, unsere Ruhe zu stören. Oeffentlich kann man gegen sie nicht auftreten, weil unsere Partisanen zu schwach sind“.

Die Bürgerschaft war Anfang März unzufrieden, weil der Entsatz ausblieb. Merkwürdigerweise wurde dann etwas später (den 17. März) die Einigkeit des Magistrats und der Bürgerschaft wieder lobend erwähnt und hinzugefügt, dass sie bereitwilligst die Besatzung mit Speise versähen. Falkenberg hegte dessenungeachtet Misstrauen gegen Viele und unter diesen wird ausdrücklich der Advocat Kommius genannt [1])

---

[1]) Stahlmann an Gustav Adolf d. 7/17. Septbr., 30. Novbr. und 20. Decbr. 1630. Falkenberg an Gustav Adolf d. 30. Novbr., 10. u. 20. Decbr. 1630. Undatiertes Schreiben an Gustav Adolf u. an Salvius; an Gustav Adolf d. 22. Januar, d. 1., 11. u. 20. Februar u. 1. März 1631. Diese Schreiben, die in Chiffern abgefasst sind, sind bisher nicht benutzt worden. Vergl. Schreiben von deutschen Personen, Reichsarchiv und Kriegshistor. Archiv Nr. 641.

Der Marschall betrachtete viele Mitglieder des Rathes und viele der einflussreichen Bürger als unzuverlässig und übel gesinnt. Aus Halberstadt wurde gleichfalls geschrieben, dass Tilly durch Drohungen und Versprechungen „die Vornehmsten in der Stadt“ auf seine Seite gezogen habe und dass man des Näheren darüber wüsste. Kühlewein und dessen Schwager Alemann gehörten der Partei an, welche zu Unterhandlungen mit dem Kaiser rieth. Man weiss jedoch nichts davon, dass diese Personen in geheimer Beziehung zu dem feindlichen Lager stünden, obwohl Tilly und Pappenheim geheime Anhänger in Magdeburg hatten. Die Schreiben des Rathes an den schwedischen König und die Antworten, welche an Tilly gerichtet wurden, bestätigten, dass die leitenden Persönlichkeiten die Stadt zu vertheidigen beabsichtigten. Falkenberg besass grossen Einfluss, er verhinderte infolge dessen jede offene Annäherung an die Kaiserlichen und er stützte sich auf die lutherischen Prediger und Gemeinden, so wie auf die Soldateska. Wie sehr auch der kraftvolle Commandant „den Vornehmsten“ misstraute, so brachte er sie doch dahin, „dass sie ihre Pflicht nicht brachen, wie verzweifelt die Lage auch war. Die heimlichen Kundschafter der Kaiserlichen sind zweifelsohne unter Leuten zu suchen, die Nichts zu verlieren hatten. Die vermögenden Leute und diejenigen, die eine angesehene Stellung besassen, hatten zu viel zu verlieren, um Verräther zu werden. Es lässt sich allerdings denken, dass „die Vornehmsten“ den Wunsch hegten, durch Vermittelung der Hansestädte vortheilhafte Bedingungen für sich von Tilly zu erwirken. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Schneidewin, ein Condottieri, den Rath beeinflussen konnte, und es ist nicht nachzuweisen, dass er ein Verräther war. [1])

Falkenberg, welcher weder von dem Administrator, noch von der Bürgerschaft Beiträge zur Besoldung der Besatzung erhielt, erinnerte sowohl den König, als Salvius an Geld. „Weil es erforderlich zum Einkaufe von Proviant, und wenn die Wechsel ausbleiben, dieser vortheilhafte Ort uns aus den Händen verloren gehen könnte“. Die Soldaten bettelten vor den Thüren der Bürger. Zu Anfang des Januar 1631 befanden

---

[1]) Droysen, II, p. 314.

sich keine grossen Vorräthe in Magdeburg, die Absperrung hatte alles verzehrt, und da der Verlauf des Krieges anfänglich ein günstiger war, hatte man sich nicht mit Proviant aus den Dörfern der Umgegend versehen. Die Besatzung unternahm im Januar einen Ausfall und bemächtigte sich 800 Schafe und 84 Ochsen und Kühe. Einige Dörfer an der Elbe wurden angezündet, damit die Kaiserlichen sich dort nicht festsetzen sollten. Am 10. Januar gingen von Gustav Adolf Wechsel im Betrage von 40,000 Rdlrn. nebst drei Schreiben ein. Salvius machte später Schwierigkeiten in Betreff der Zahlung des Wechsels, indem er behauptete, dass diese Anweisung unter die ältere Anordnung, betreffs der 100,000 Rdlr. einbegriffen sei. Zu Anfang des Februar wurden laute Klagen wegen Mangel an Lebensmitteln vernehmbar; auch wenig Munition befand sich in Magdeburg. Die Kaiserlichen erschwerten jeden Ausfall, sie hatten sich in den Dörfern der nächsten Umgegend gelagert und schnitten den Magdeburgern allen Verkehr mit der Umgegend ab. Um diesen Zweck vollständig zu erreichen, beabsichtigten die Kaiserlichen eine Schiffsbrücke bei Schönebeck zu bauen und dadurch den Verkehr auf dem Flusse zu sperren. Falkenberg dagegen hatte die Absicht, bei Schönebeck eine Schanze anzulegen und von dieser aus die feindlichen Fahrzeuge in den Grund zu schiessen. Am 25. Februar besass die Stadt nur noch Proviant für fünf Tage. In Barby befand sich jedoch Getreide und in Gomern Munition in dortigen Magazinen; aber ob gegen oder mit dem Willen des sächsischen Kurfürsten, ist nicht zu erforschen;[1]) ersteres ist das wahrscheinlichste. Es galt nur einen Ausfall von Magdeburg, denn „über funfzig Wispel Getreide" lagen im Rathshauskeller zu Barby. Das Getreide gehörte den kaiserlichen Officieren und „den Landsassen". Bei dem Mangel an Fourage dachte Falkenberg daran, die Reiterei nach Braunschweig zu verlegen, sofern dieser in Chiffern geschriebene Name nicht einen andern Ort bedeutet.[2]) Wenn aber die Reiterei entfernt

---

[1]) Ein Zug nach Barby sollte Kursachsen offendieren, welche diesem Orte salva guardia gegeben, aber ihm ist nicht zu helfen. Kriegshistor. Archiv. Nr. 625. Vergl. Chemnitz, p. 140—149. Arma Suecica p. 101.

[2]) Kriegshistor. Archiv Nr. 625. Die Namen Braunschweig, Göttin-

würde, könnte man keinen Ausfall machen. Wie dem auch sei, ein Ausfall wurde unternommen und mit unerwartetem Erfolge gekrönt; Falkenberg bemächtigte sich Alles, was in einem Umkreise von 14 Meilen aufzutreiben war und das Regiment Holcke's wurde gänzlich aufgerieben. Die Veranlassung zu dem Streifzuge war wahrscheinlich die, dass der Feind einige der Aussenwerke Magdeburgs angegriffen hatte und der Marschall machte nun einen Ausfall und plünderte und brannte die Häuser ab, in welchen die Kaiserlichen Quartier genommen hatten, und wahrscheinlich wurde nun darauf der Zug so weit ausgedehnt, wie bereits bemerkt. Man befürchtete den Ausbruch von Hungersnoth. „Wenn der Anschlag gegen Barby misslungen wäre, hätten wir uns in extremis befunden. Bei uns ist wenig Rath, leben in diem". Später wird hinzugefügt, dass Magistrat und Bürgerschaft versprochen hatten, die Besatzung bis Ostern zu beköstigen. Die vermögenden Magdeburger waren reichlich mit Lebensmitteln versehen, wenn es ihnen auch gelungen war, ihre Vorräthe zu verheimlichen. Dieser Geiz, der sich nur schwer bewegen liess, die nöthigen Opfer zu bringen, um die Truppen gesund und kräftig zu erhalten, trug zu dem unglücklichen Ende der Belagerung bei. Die Miethstruppen konnten nicht mit Wärme für eine Sache kämpfen, die nicht die ihrige war und die mit grosser Gleichgiltigkeit von einer Bürgerschaft betrachtet wurde, deren Wohl und Wehe von dem Würfelspiel des Krieges abhing.

Die Ausfälle wurden zuweilen mit Erfolg gekrönt und die Streifzüge im Südosten von Magdeburg brachten eine reiche Ausbeute. Einmal wurden zwei Tausend fette Schweine nach Magdeburg eingebracht und man zahlte dort nun für das Stück nur 2 bis 3 Thlr., während der Preis vorher 8 bis 9 Thlr.

---

gen und Wilhelm von Nassau gehören einer nicht entwirrten Chiffersprache und bezeichnen etwas anderes. In einem Briefe vom April äusserte Falkenberg, dass er nicht wisse, wohin er bei dem Futtermangel die Reiterei verlegen solle. Am 20. Decbr. 1630 waren nur wenige schwache Pferde übrig. (Ungedruckter Brief.) Unmöglich kann Falkenberg später Pferde aus den Dörfern erhalten haben, denn in diesen herrschte gleichfalls Futtermangel.

gewesen war. Man beschaffte gleichfalls eine grosse Menge Pferde, Hornvieh und Schafe.[1])

Die Rettung Magdeburgs hing von Gustav Adolf ab, welcher die Stadt entsetzen wollte, und Falkenberg beschwor ihn wiederholt in Schreiben, die Hilfe nicht zu verschieben. Das linke Ufer der Elbe bot während des Februars weniger Schwierigkeiten, weil der Feind sich nach dieser Richtung noch nicht ausgebreitet hatte und es unmöglich war, die Wege in der weiten Ebene zu sperren. In derselben lagen ferner die wohlwollend gesinnten Städte Gardelegen und Salzwedel. Wenn die schwedischen Truppen über Havelberg hinaus waren, stiessen sie auf kein Hinderniss, weder an der einen, noch an der andern Seite der Elbe, es müsste denn irgend eine Ueberschwemmung der Gewässer stattfinden. Es waren Fahrzeuge erforderlich und eine Schiffsbrücke über den Fluss zum Uebergange für die schwedischen Kriegsleute, und am 11. Februar sollte eine Karte überschickt werden, zur Anleitung bei den Märschen, wenn der König nicht vorher ankäme.[2]) Dass dies nicht möglich war, wissen wir bereits. Diese Forderungen wurden vom Markgrafen und dem Rathe stets erneuert, was wir später sehen werden.

Der strenge Winter fesselte die Furie des Krieges lange an die Ufer der Elbe, und Magdeburg hatte weniger zu befürchten, so lange Tilly den schwedischen König und die beiden Kurfürsten beobachten, so wie darauf bedacht sein musste, die in Leipzig versammelten Fürsten von Zusammenziehung von Truppen abzuhalten. Tilly ging im Februar nach der Oder und der Havel, um Frankfurt zu entsetzen und Gustav Adolf zu beschäftigen. Pappenheim, welcher an der Elbe stand und der sich in seiner Kampflust mit der Hoffnung schmeichelte,

---

[1]) Klopp, II. p. 220.

[2]) Ew. K. Majestät überschicke ich die Contrée umbhero; die Karte vom Lande wird mehrentheils morgen fertig; soll sie darnach schicken, wenn Ew. K. Majestät inmittelst nicht selbst kommen. Das Feldmaass ist 200 Fuss zu 12 Schuh. Ist aber den vier Orthen die Winkel nicht recht aufgedrungen. Ungedruckter Brief vom 10. Februar. Die obenstehenden Schilderungen gründen sich auf Falkenberg's vorher angezogenes ungedrucktes Schreiben im Schwed. Reichsarchiv.

er werde, wenn die strenge Kälte aufhörte, in einer Zeit von fünf Wochen Magdeburg erobern, bekam von Tilly den Befehl, nichts zu unternehmen, weil er 4000 Mann zu schwach sei, um die Elbstadt mit Erfolg anzugreifen. Falkenberg benutzte die Zeit mit Umsicht und warf mit Hilfe der Soldaten und der Bürgerschaft eine Menge Schanzen auf, „um diese Strasse offen zu halten, welche im anderen Falle geschlossen sein würde“.

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf die Lage Magdeburgs und auf die äusseren Werke desselben, die dem Feinde den Angriff auf diese reiche und stark befestigte Reichsstadt erschwerten. Die Elbe floss östlich an der Stadt vorüber und war nur durch eine schmale und zu der Zeit mit Dämmen versehene Landzunge von derselben getrennt. Der Fluss theilte sich in mehrere Arme und bildete in seinem Laufe eine grössere und mehrere kleinere sandige Inseln. Wenn die Flussübergänge und die Inseln durch Schanzen gesperrt wurden, wurde der Feind verhindert, die Stadt einzuschliessen. Die Magdeburger hatten während des Winters neue Schanzen vor der Stadt aufgeworfen und die älteren Werke verstärkt.

Die „Creutzhorster-Schanze“ wurde bei Schönebeck im März aufgeworfen, und dadurch wurde die Verproviantierung der Truppen in Magdeburg erleichtert. Die Kaiserlichen rückten mit 600 Mann Fussvolk und einigen Compagnien Reitern vor, um die Aufführung der Werke zu verhindern; allein die Mannschaft Falkenberg's hatte ihre Stellung umsichtig geschützt und auf der Schanze vier Kanonen aufgepflanzt, auch näherte sich Entsatz von Seiten der Stadt. Der Feind zog sich zurück, nachdem er einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten hatte. Einen Monat später (am 30. März a. St.) leitete Tilly in eigener Person einen Angriff auf die Creutzhorster-Schanze, welche durch die Hauptstärke des Feindes von Magdeburg abgeschnitten wurde. Einige Kanonen wurden gegen die Schanze gerichtet, deren Befehlshaber sofort sich mit 80 Mann ergab; 4 Kanonen fielen in die Hände des Feindes.[1])

Später wurde der „Magdeburger Succurs“, ein Blockhaus in der Nähe vom Kreuzholz, angegriffen; dasselbe wurde mit

---

[1]) Chemnitz, p. 149.

vielem Heldenmuthe von einem Lieutenant vertheidigt, welcher mit 24 Mann fünf Sturmangriffe zurückschlug, bei welchem die Kaiserlichen 100 Mann verloren. Ein weiterer Widerstand war unmöglich, und nachdem der Befehlshaber schwer verwundet war am Arme, gab er die Schanze auf. Es wurde ihm vergönnt, nach Magdeburg zurückzukehren „dieser mannhaften That halber"; Tilly wusste die Tapferkeit auch beim Feinde zu schätzen.[1])

Bevor diese Aussenwerke erobert wurden, hatte Falkenberg ausser Neustadt und Sudenburg noch die Schanzen bei Krakau und Prester zu besetzen, so wie eine Sternschanze und acht Redouten, was sehr schwer hielt, weil die Garnison viele Kranke zählte und nur 2000 Mann Fussvolk und 100 Reiter dienstfähig waren. Unter den Officieren waren ausserdem noch viele, zu welchen Falkenberg kein Vertrauen hatte. Die bewaffnete Bürgerschaft zählte 5500 Mann, 900 Bauern nahmen dazu noch Theil an der Vertheidigung der Stadt.

Der Marschall hegte Misstrauen gegen Commius. Dies wird ausdrücklich betont. Falkenberg befand sich nunmehr in gutem Einverständnisse mit Rath und Bürgerschaft, die sich anheischig gemacht hatten, das Kriegsvolk bis Ostern zu beköstigen. Trotzdem wird über Mangel an Proviant geklagt. „Gott hat bislang den Feind daran gehindert, die Augen zu gebrauchen, sonst hätte er uns längst einsperren können. Sollte Ew. Majestät Entsatz hierher schicken wollen, dann muss derselbe so bedeutend sein, dass wir den Feind daran verhindern können, sich längere Zeit hier zu lagern. Ich halte dies nicht für unmöglich, aber man muss sich erst genauer unterrichten. An der einen Seite der Elbe betrug, laut der Angabe Falkenberg's, die kaiserliche Truppenstärke 2500 Mann Fussvolk und 1500 Reiter. Auf dem anderen Ufer standen 3 Compagnien Croaten, 6 Compagnien Cürassiere und 1300 Mann Fussvolk. Von Schlesien her wurde eine Verstärkung von 1000 Mann Fussvolk und 400 Reitern erwartet. Hier findet sich ein Verzeichniss, welches das Belagerungsheer mit 8400 Mann Fussvolk und 2100 Reitern angiebt. Tilly hielt sich noch mit der Hauptstärke in der Nähe der Warthe und in der Neumark auf, und

---

[1]) Chemnitz, p. 149—50. Bensen, p. 431, 333.

wenn er nach Magdeburg zurückkehrte, würde das Belagerungsheer 7000 Pferde und 23,000 Mann Fussvolk betragen.[1])

Um Falkenberg auf Seiten des Kaisers hinüberzuziehen, wurden mehrere Versuche gemacht. Pappenheim schickte ihm einen Trompeter zu, der den Marschall mit grossen Versprechungen bethören und ihn zugleich an seine deutsche Abstammung und seine Verbindlichkeiten gegen den Kaiser erinnern sollte. Falkenberg solle 400,000 Thlr. oder auch „grosse Freigüter“ bekommen, wenn er die Magdeburger überredete, sich dem Kaiser zu unterwerfen und in dessen Devotion zu verbleiben, für welchen Fall ihnen Religionsfreiheit und Bestätigung ihrer Privilegien zugesichert wurde. Es wurden ein Notar und Zeugen herbeigeholt und in deren Anwesenheit musste der Trompeter den Antrag wiederholen, den er überbracht hatte. Falkenberg antwortete, dass Pappenheim, wenn er einen Schelm und Verräther zu haben wünsche, denselben in seinem eigenen leichtfertigen Busen suchen möge. Der Marschall hätte den Trompeter hängen lassen, wenn nicht so viele von seinen Officieren Kriegsgefangene gewesen wären; derjenige aber, der wieder mit einem dergleichen Vorschlage käme, sollte es entgelten. Pappenheim sprach seine Erbitterung später in Wolfenbüttel aus und drohte, Falkenberg hängen zu lassen, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme. Diese Drohung wurde von Seiten Falkenberg's dahin beantwortet, dass Pappenheim dasselbe Schicksal erwarte, wenn er gefangen werden sollte.[2]) Das hier angeführte Schreiben spricht nichts von dem, was man sonst berichtet, nämlich, dass man kaiserlicherseits Falkenberg für seine Abtrünnigkeit mit dem Grafentitel belohnen wolle.

Pappenheim und Wolff von Mansfeld waren Feinde und hegten entgegengesetzte Ansichten in Betreff der Maassnahmen, die erforderlich, um mit der Belagerung weiter vorzugehen. Mansfeld beneidete einen Heerführer mit dem wohlverdienten Ansehen des ritterlichen Pappenheim und strebte wahrscheinlich

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 617.

[2]) „Soll den grossen Herren sehr verdriessen, kann es aber nicht bessern“. Kriegshistor. Archiv, Nr. 641. Chemnitz, p. 149. Droysen, II. p. 315.

schon damals darnach, Statthalter in Magdeburg zu werden und fürchtete in ihm, dem Befehlshaber von grösserem Ruhme, einen Mitbewerber um diesen Posten zu bekommen. Ueber die Misshelligkeiten zwischen ihm und Pappenheim kommen einige Aufklärungen vor in Mansfeld's Briefen an Eggenberg und Trautmansdorf. In einem Schreiben an einen Grafen (Trautmansdorff?), welcher ein Freund Pappenheim's war, äussert dieser, dass Letztgenannter ein redlicher und tapferer Krieger und unverdrossen im Dienste des Kaisers sei; „aber er hat so viele Kunstgriffe vor, und er liebt den geraden Weg nicht, wodurch der Dienst unseres Herrschers versäumt wird, und das verursacht eben verschiedene Unkosten. Ich habe hier von der einen Seite der Elbe zur anderen und gleichfalls um die Stadt herum meine Posten so stark verschanzt, dass der Feind mich von diesen Werken nicht vertreiben kann, dies ist nur an den Stadtthoren möglich. Die Magdeburger werden gleichfalls durch meine Kanonen daran verhindert, an dieser Seite Gebrauch von der Elbe zu machen. Der General (Tilly) hat meine Vorschläge für gut erkannt und sie Pappenheim mit dem Befehle zugestellt, dass er seinerseits desgleichen thun möchte. Auch ich habe darauf gedrungen, namentlich darauf, dass Pappenheim gegenüber meiner Batterie bei Prester [1]) eine zweite Batterie sollte aufführen lassen, weil ich nicht über die Elbe hinüberschiessen kann, in welcher eine grosse Insel liegt; mit diesen Anordnungen ist es aber schlecht bestellt. Wir hatten noch grössere Pläne, als die Rede davon war, die Brücken zu verbrennen, die Elbe abzuleiten, instrumenta zu verfertigen und mit unserer geringen Mannschaft die Stadt zum „accord“ zu zwingen. Obgleich die Sachen etwas zu hoch für meinen Verstand waren, habe ich doch Zeuge derselben sein müssen; aber es ist nichts daraus geworden, und was wir hätten thun sollen, das thut jetzt der Feind, indem er sich bei Prester verschanzt und Pappenheim von dort hat abziehen müssen. Der Feind segelt auf der Elbe und schickt seine Mannschaft hierhin und dorthin. Ich hoffe, dass der Herr Graf diese Fehler redressieren wird, namentlich weil er unzweifelhaft Etwas wagen muss; unterdess benutzt er den grössten Theil

---

[1]) über Orths am Wasser Prester genandt. Bensen, p. 431—32.

der Mannschaft, die Graf Tilly mir auf dieser Seite überlassen hat, und meine Posten sind so schwach besetzt, dass ich infolge dessen eine schimpfliche Niederlage befürchten muss, da die Magdeburger in diesen Tagen bedeutend verstärkt worden sind (?).

Diese Aeusserungen deuten verschiedene Ansichten in Bezug auf die Beendigung der Belagerung, aber keine persönliche Feindschaft an. Es ist möglich, dass andere Schreiben, in welchen Mansfeld seinen Wunsch, in den Besitz von Magdeburg zu gelangen, Ausdruck giebt, deutlicher einen Unwillen erkennen lassen, der sich in dem hier angeführten Briefe darauf beschränkt, die Maassnahmen zu tadeln, von welchen zwei Befehlshaber abweichende Meinungen haben können, ohne dass deshalb nothwendigerweise unfreundliche Gesinnung vorauszusetzen ist. Mannsfeld zog immer namentlich die Maassnahmen in Betracht, die mit Leichtigkeit ins Werk zu setzen waren; Pappenheim dagegen hatte immer grosse Pläne, Alles war jedoch weder unmöglich, noch schlecht berechnet, denn die Vorbereitungen wurden mit Erfolg gekrönt und erleichterten die Fortschritte der kaiserlichen Waffen, nachdem Tilly mit seiner Armee zurückgekehrt war.

Wir haben bereits erwähnt, dass die Creutzhorster-Schanze und ein in der Nähe befindliches Blockhaus aufgegeben wurde. Pappenheim schnitt durch einen Wall jedwede Verbindung zwischen den 5 Schanzen am rechten Elbufer und der Zollschanze ab (alte Zollschanze), einem Brückenkopfe, der die Elbstrasse schützte und das festete Aussenwerk Magdeburgs war. Er leitete gleichfalls das Wasser bei Prester ab, so dass die Gräben der Schanzen austrockneten. Darauf wurden die beiden Werke „Trutz Pappenheim“ und „Trutz Tilly“ gestürmt. Der Angriff richtete sich nun auf die Schanze bei Prester, deren Besatzung aus einigen hundert Mann bestand. Tilly liess schwere Feldkanonen gegen das Werk spielen und Pappenheim machte sich fertig, an der Spitze von Savelli's Regiment zu stürmen. Das Fussvolk war über den Graben gegangen und begann den Wall zu ersteigen, als die Besatzung sich auf die Zollschanze zurückzog. Am darauffolgenden Tage beschoss Tilly mit 5 grossen Kanonen den Thurm bei Krakau. Eine Besatzung von nur 15 Mann hielt das vom frühen Morgen bis

Mittag anhaltende starke Feuer aus, alsdann zog sie sich zurück. Die Magdeburger machten von der „Zollschanze" aus einen Ausfall über die lange Brücke, um den Krakauer Thurm zu entsetzen; allein Pappenheim schlug sie zurück. Die Magdeburger verloren 80 Mann.

Mansfeld eroberte die Budauerschanze und einige dort aufgeführte Redouten (am 30. März). Die Besatzung, die nicht genügenden Vorrath von Pulver hatte, musste sich ergeben.[1])

Die kaiserlichen Truppen ruhten einige Wochen aus nach diesen Anstrengungen, ohne dass wir die Veranlassung zu diesem Abbruche der Belagerungsarbeiten kennen und trotzdem dass der Oberbefehlshaber sich in allem Ernste vorgenommen hatte, die Stadt zu erobern. „Tilly lässt alles Andere liegen und ist nur intent, wie er Magdeburg gewinnen soll". Das Schreiben Falkenberg's gab Veranlassung, das Schlimmste zu befürchten.[2]) Es galt jedoch die „Zollschanze", die, von einem breiten, mit Schlamm angefüllten Graben umgeben, durch Pallisaden geschützt war und in deren Rücken Schanzen aufgeworfen waren. Falkenberg hatte damit angefangen, ein doppeltes Kronwerk aufzuführen, allein nur die Brustwehr und der Graben waren fertig. Diese Werke dienten später dem Feinde zur Deckung. Die Kaiserlichen legten Laufgräben bis an die „Zollschanze" an und kamen am 13. April so nahe, dass sie von zwei Batterien aus die Brücke und die Schanze beschiessen konnten. Es wurde von beiden Seiten ein starkes Kanonenfeuer eröffnet. Am 15. April wurde ein Sturmangriff zurückgeschlagen und zwar mit einem Verluste von 200 Mann auf Seiten der Kaiserlichen. Von der Elbe aus sollten 300 Musketiere einen Angriff unternehmen; allein die Böte stiessen an einige in den Fluss eingeschlagene Pfähle, die Fahrzeuge zerschellten und versanken nebst der Besatzung. Pappenheim bemächtigte sich am 24. April einer Schanze auf der „Jungfrauinsel".[3]) Von zwei Batterien mit fünf groben Geschützen auf

---

[1]) Arma Suec., p. 102. Theatr. Europ., p. 349. Bensen, p. 433—37.

[2]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 663.

[3]) Auf der Jungfrauinsel bemächtigten sich die Kaiserlichen einiger Pferde und einiger Stücken Rindviehes. „In dieser Schanze haben wir an der Porten eine Jungfrau uff einer Kupfertafel aufgesteckt (ob es gleich

den Krakau'schen Werder wurde später ein starkes Feuer gegen die Sternschanze „auf dem rothen Horn" eröffnet und während 24 Stunden fortgesetzt. Diese Werke waren schwach und ihre Füllung bestand nur aus Sand. Während der Nacht zog die Besatzung sich nach „Holzmarsch" zurück. Tilly besetzte die Sternschanze. Es wurde eine regelrechte Approchierung gegen die „Zollschanze" unternommen. Ein Theil der Brustwehr wurde niedergeschossen; als mit Granaten geschossen wurde, stieg die Besatzung in die Laufgräben hinab und vertheidigte sich tapfer; ein Sturmangriff (am 30. April) misslang. Die Laufgräben der Kaiserlichen füllten sich mit Wasser, ein starker Regen und Sturm brach los und die Soldaten vermochten sich während desselben im offenen Felde nicht zu halten. Falkenberg zog die Besatzung von der genannten Schanze nach Magdeburg (in der Nacht vor dem 1. Mai) zurück, weil sonst die Mannschaft anderenfalls durch kaiserliche Truppen von der Stadt abgeschnitten worden wäre, indem diese sich auf dem Marsche bei einigen Ziegelscheunen verschanzten. [1]) Die Kaiserlichen wurden angenehm überrascht, als sie, einen Sturm beabsichtigend, bemerkten, dass die Schanze leer sei, namentlich

---

noch nit die rechte und nur die Küchenmagd ist) bekommen". Pappenheim an Wallenstein den 1. Mai. Kriegshistor. Archiv, Wien. Eine der Geschichten, die in den protestantischen Ländern verbreitet wurden, enthält allerlei von einem hölzernen Bilde von einer Jungfrau, das verfertigt wurde, um Tilly zu verhöhnen. Möglicherweise ist das eine Verwechselung mit dem eben angeführten. Tilly soll sich haben verlauten lassen, er müsste die Braut haben. Darauf haben die Magdeburger eine Jungfrau von Holz machen lassen, und derselben in der linken Hand einen Rautenkranz und in der rechten einen Rauhpüsch gethan, welchen sie nach den Hinten gekehret, und den Tilly dahin zu rufen zugeschrien, worauf er sehr verbittert gewesen sein solle. Reinhardt dem J. U. D. Elias Pauli. Schwed. Reichsarchiv, Deutschland.

[1]) Bensen, p. 435—36. Tilly stellte ein Regiment Fussvolk und einige Compagnien Reiter auf, „die auf dem Marss und nach der Stadt zu, auf unsern Durchschnitt so bei der Ziegelhütten gemacht war, zu graben angefangen, in Willens also fort zu lauffen und den Unsrigen in der Zollschanzen die Brücken abzunähmen, damit der Pass nach der Stadt zu auch abgeschnitten würde". Bericht von der Stadt Magdeburg, „wie es sich vom 1. Martii bis den 10. May d. J. in der Belagerung .... zugetragen hat". Unter den Flugschriften des 30jährigen Krieges in der kgl. Bibliothek zu Dresden.

weil die Eroberung viel Blut gekostet haben würde. Das „Zollhaus" war von der Besatzung an allen vier Enden in Brand gesteckt; allein das Feuer wurde gelöscht. Tilly hatte den Feind in Verdacht, dass er Minen angelegt habe, und erst gegen Abend liess er seine Truppen die Schanze besetzen. Nachdem der Brückenkopf an der Elbe verlassen worden, war Magdeburg vollständig eingesperrt und die Stadt war nur noch durch den eiligen Anmarsch der schwedischen Armee zu retten. Falkenberg räumte die genannte Schanze, um nicht die Besatzung unnöthigerweise zu opfern, namentlich weil der Feind die Brücken in Brand steckte; aber damit war auch Magdeburg von aller Zufuhr abgeschnitten und es war schwer, Entsatz zu erhalten. [1])

So lange die „Zollschanze" in den Händen der Magdeburger verblieb, musste die Hauptstärke der kaiserlichen Truppen auf dem rechten Elbufer stehen bleiben und zwar aus Furcht vor dem Anmarsche des Schwedenkönigs, allein seitdem die genannte Schanze erobert war, konnten die Belagerer leichter mit der Mehrzahl ihrer Truppen von dem linken Ufer ihren Angriff auf Magdeburg richten und auch die über den Fluss geschlagenen Brücken verbrennen, „wohl wissend, wenngleich der schwedische König käme, (dass er) so leicht nicht über die Elbe laufen werde". Die Kaiserlichen hatten vermuthet, dass sie mehrere Wochen Beschäftigung vor der Zollschanze finden würden und dass die Eroberung dieses Werkes ihnen einige Tausend Mann kosten werde. Diese letztere übertriebene Bemerkung mag die erwähnte Flugschrift verantworten. [2])

Die Magdeburger, eingedenk der jungfräulichen Ehre ihrer Festungswerke, die in älterer Zeit mehreren Belagerungen getrotzt hatten, als Kurfürst Moritz vor den Mauern der Stadt lag, sowie vor einem Jahre, als Wallenstein fortziehen musste, ohne etwas ausgerichtet zu haben, waren infolge dessen zu ihrem Schaden so zuversichtlich, dass sie sogar die Truppen

---

[1]) Schreiben Pappenheim's vom 1. Mai. Vergl. Bensen, p. 436—38. Theatr. Europ., p. 349. Chemnitz, 150—61.

[2]) Eucharii Eleutherii. Fax Magdeburgica, d. i. die Magdeburgisch Weltfackel, allen evangelischen Städten und Ständen in Teutschland zur Warnung angezündet. Gedruckt 1632. In der kgl. Bibliothek zu Dresden unter Varia sub Fernando II. Magdeburgica c. 351.

vernachlässigten und nicht zu rechter Zeit an eine Capitulation dachten, durch welche man der vollständigen Zerstörung hätte zuvorkommen können. Gustav Adolf hatte wiederholt versprochen, Magdeburg zu entsetzen; allein er wurde hieran verhindert durch die Wankelmüthigkeit der beiden Kurfürsten, und nur diesen fällt die Verantwortung für den Untergang Magdeburgs zur Last. Als Greifenhagen und Gartz erobert waren, ersuchte man Falkenberg, mit dieser Nachricht den Muth der Soldateska und der Bürger zu beleben, „um so mehr, als der König die Absicht habe, Magdeburg mit dem ehesten zur Hilfe zu kommen“. Nachher wurde als Entschuldigung für das Ausbleiben des Entsatzes angeführt, dass die Strasse bei Küstrin für den Marsch der schwedischen Truppen nicht offen gehalten würde.

Die Kanzlei des schwedischen Königs fertigte mehrere Schreiben in der Angelegenheit Magdeburgs aus. Im Februar 1631 wurde der Commandant ermahnt, Magdeburg standhaft zu vertheidigen, und wurde mit Entsatz vertröstet. Der König hat viele Plätze in Pommern und in der Neu- und Uckermark erobert und auch das ganze Gebiet Stargard, wodurch der Weg nach Mecklenburg geöffnet ist. Der Feind ist so consterniert, dass er in der Regel von den Orten zurückweicht, auf welche die schwedische Armee marschiert. Der König hat die bedeutendsten „Forza“ der Kaiserlichen beschäftigt, die nicht länger den Magdeburgern Furcht einflössen können. Der Commandant sollte die Wohlgesinnten „in der Concordia in den Schranken halten“ und dafür sorgen, dass die Soldateska, die ein Mittel zur Befreiung der Stadt von dem Sclavenjoche, mit welchem man sie bedrohte, war, nothdürftigen Unterhalt bekäme. Der König versprach Geld, wenn solches gebraucht würde.

Ein Schreiben an Falkenberg erinnerte daran, dass Magdeburg, an einer formidabeln Strasse liegend, sich durch seine eigenen Mittel schützen könne, und auch das gute Einverständniss zwischen dem Commandanten und der Stadt wurde hervorgehoben. „Der Allerhöchste wird auch für die vollständige Befreiung der Stadt sorgen“. Gustav Adolf liess ferner auseinandersetzen, dass er deshalb nach Magdeburg nicht habe marschieren können, weil ratio belli nicht erlaube, dass er zwei so stark besetzte feindliche Punkte, wie Demmin und Greifs-

wald, im Rücken liesse, namentlich weil er dadurch die Zufuhr „hazardieren“ würde, und könne er auch nicht mit Gewissheit auf Proviant oder auf Wechsel zu Zahlungen an die Armee rechnen, so lange nicht die Ostsee sicher sei. Wenn er nicht mit einer ausserordentlichen Stärke ankäme, werde er nur ein lange dauerndes Kriegsunglück über Magdeburg heraufbeschwören. Der König wolle infolge dessen es abwarten, dass sein Kriegsherr zum Sommer verstärkt werde. Die Magdeburger möchten Geduld haben und Falkenberg möge sich der Stellung versichern, so dass er nicht durch den Schwindel der Uebelgesinnten und Unruhigen der Stadt „quitt“ werde. Die bisher bewiesene „dexterität“ des Marschalls wurde belobt. Er soll sich auch fürder des Einflusses der Priesterschaft auf die Stadtbewohner bedienen und sich die Geistlichen „mit muneribus und promissis“ verbindlich machen! Damit Falkenberg die Soldateska mit dem Nöthigen versehen und Gelder zum Unterhalte des Commandanten beschaffen könnte, wurde er dazu bevollmächtigt, Wechsel auf Erik Larsson zu ziehen, der den Befehl erhalten hatte, zu acceptiren und diese Anweisungen auszuzahlen.

Das waren grosse Ansprüche und nur scheinbar günstige Aussichten wurden der belagerten Stadt zu Theil, die erst auf den Sommer ein Versprechen auf Entsatz von Seiten der schwedischen Armee erhielt.

Die Magdeburger wurden ermahnt, Proviant zu beschaffen und dem Commandanten und dem Gesandten des Königs (Falkenberg) mit den nöthigen Mitteln unter die Arme zu greifen, damit die Welt bezeugen könne, dass man ritterlich gekämpft „zu Manutenierung der allein seligmachenden, wahren evangelischen Religion und der deutschen hochwerthen libertet“. Die versprochene Hilfe sollte sich nicht „über die rechte, gelegene Zeit (?) verzögern“. „Der König wollte dem Feinde einen so starken Widerstand entgegensetzen, dass die Tapferkeit der Magdeburger und ihre Liebe zu dem Worte Gottes ihnen vergolten und sie anderen „Communen ein feierliches Exempel“ werden sollten“.

Es wurde Stahlmann aufgetragen, die Verzögerung des Heranrückens der Schweden bei den Magdeburgern zu entschuldigen. Er sollte die Bürgerschaft zur Ausdauer ermahnen

und durch seine erprobte Dexterität Alles in eine gute Lage bringen. Stahlmann erhielt Versprechung auf „Güter, die seine Bedürfnisse befriedigen könnten“.[1]) Er hatte im Dienste des Königs sein ganzes Vermögen verloren, 14,000 Rdlr., und brauchte Mittel, um seine Söhne unterstützen zu können, die in den Niederlanden studierten.

Die folgenden Schreiben Gustav Adolf's waren voll Illusionen; er vermuthete, dass Tilly sich, nachdem er Neubrandenburg eingenommen hatte, gegen das schwedische Lager bei Schwedt wenden würde; aber anstatt dessen zog der ligistische Heerführer mit seinen Streitkräften auf Magdeburg. Dieser Irrthum erklärt die Aeusserung, „dass Falkenberg Tilly gegenüber Luft bekommen, und dass der Marschall sich mehrerer Punkte versichern solle, so dass die Verbindung mit Magdeburg erleichtert werde“. Falkenberg sollte vor allen Dingen vorbeugen, dass in Magdeburg irgend welche Noth entstünde und auch die Stimmung beleben und die „devotion“ der Einwohner für den König aufrechterhalten.

Der König hatte zwei Schreiben von dem Commandanten erhalten, von welchen das eine aber vom Feinde unterwegs geöffnet worden war. Der Markgraf war wahrscheinlich durch Ausgesandte von der Stellung Gustav Adolf's unterrichtet. Man musste vorsichtig sein mit schriftlichen Mittheilungen, da die Briefe leicht vom Feinde aufgeschnappt werden konnten.[2])

Gustav Adolf konnte, seitdem die feindliche Armee sich von ihm entfernt hatte und gegen Magdeburg gerückt war, nicht in Unkenntniss von der Gefahr dieser Stadt sein. Der Entsatz mit Wechseln, welche Falkenberg erhielt, war ein knapper, und nicht nur dass Salvius beim Zahlen Schwierigkeiten machte, so vermochte der Marschall sich wahrscheinlich, durch die Einsperrung Magdeburgs, auch nicht in Verbindung mit Erik Larsson zu setzen.

---

[1]) Administratori Hallensi. Gustav Adolf's Antwortschreiben an die Stadt Magdeburg. An Stahlmann. Deutsch. Reichsregist. Febr. 1631. Stahlmann's Schreiben vom 7./17. Septbr. 1630. Schwed. Reichsarchiv. Kriegshistor. Archiv, Nr. 220.

[2]) Corresp. Schreiben an den Hofmarschall Falkenberg. An den Administrator. Deutsch. Reichsregist. März 1631.

In einem Schreiben gegen Ende des März von Schwedt aus tröstet Gustav Adolf die Magdeburger damit, dass er seine Worte: „Unsere königliche Parole“ einlösen wolle, was jedoch nicht so ausgelegt werden dürfe, „als wenn Wir gegen alle Vernunft hineinplatzen werden und Uns und Euch in Grund und Boden verderben“. Die Magdeburger, hiess es, sollten den Muth nicht sinken lassen, sondern standhaft sein und sich darauf verlassen, „dass uns Euer Wohlfahrt und Befreiung nicht weniger am Herzen liegt, als unser eigener königlicher Stand und Reputation“.[1]) Ausserdem bekam Falkenberg die freudige Nachricht, dass Frankfurt und Landsberg gefallen seien, und da Tilly in der Richtung nach diesen Städten mit 5 Regimentern gezogen war, so betrug die feindliche Macht vor Magdeburg nur 4000 Mann, infolge dessen Falkenberg wohl Auswege finden dürfe, „bis ein royal-Entsatz nach Verlauf einiger Monate (?) ankäme“. Unterdessen sei Tilly von den in Leipzig gefassten Beschlüssen, sowie durch Mangel an Zufuhr und Contributionen beschwert und werde die Mittel nicht haben, um sowohl gegen den König, als gegen Magdeburg auftreten zu können. Die genannte Stadt wurde gleichfalls von den neuen Eroberungen benachrichtigt und die Bürger ermahnt, „dass sie entschlossen blieben und sich auf Gottes Hilfe verliessen, der dem Könige zu diesem wunderbaren Siege verholfen und in diesem Reiche Alles zum Besten lenkt“. Es wurde ferner den Magdeburgern eingeschärft, mit ihren Lebensmitteln haushälterisch umzugehen, allen „practicanten“ Widerstand zu leisten und sich treu an die Ausgesandten des Königs zu halten. Man sieht hieraus, dass die Lage Magdeburgs Gustav Adolf bekannt war und dass er nicht wusste, dass die Hilfe, die durchaus erforderlich war, nicht länger aufgeschoben werden durfte, wenn die Stadt ein starkes Belagerungsheer sollte zurückschlagen können, welches sich schon in Besitz von allen Schanzen ausserhalb Magdeburgs, mit Ausnahme von der „Zollschanze“, befand, die nun aus 8 Kanonen beschossen wurde. „Die Stadt befindet sich jetzt in grosser Gefahr und Noth“, heisst es in einem

[1]) So lange Tilly in der Mark stand, konnte Gustav Adolf Magdeburg ohne Schlacht nicht entsetzen, er hätte die ganze evangelische Sache dabei auf das Spiel gesetzt. Kriegshistor. Archiv, Nr. 664.

Schreiben des Rathes vom 20. April, „und wenn Gott und Ew. Majestät nicht mit Hilfe herbeieilen, ist es unmöglich, der Uebermacht zu widerstehen, namentlich da die Vorräthe von Proviant und Pulver bald zu Ende sind; wenn Ew. Majestät uns nicht baldigst beistehen, können wir in wenigen Tagen ein betrübendes Resultat befürchten". Dies wiederholt sich in einem späteren Schreiben vom 30. April (a. St.) mit dem Zusatze, „dass die Vorstädte zerstört waren und der Feind gegen die Stadt approchierte". Der Administrator beklagte (am 1. Mai), dass Gustav Adolf bisher nicht, in Uebereinstimmung mit seiner Vertröstung, Magdeburg hätte beistehen können, dass jedoch nun in Bälde auf Entsatz gerechnet werden könne, da der König, wie es hiess, schon in der Richtung marschiere; seine Ankunft sei sehr ersehnt, „weil periculum summum in mora". [1]) Die Unterhandlungen mit Kursachsen hielten Gustav Adolf auf, und als dieselben ganz und gar fehlschlugen, wurde es unmöglich, weiter zu marschieren, weil der Rückzug nicht gesichert war. Die schwedischen Truppen vermochten sich auch nicht mit Tilly's Armee im offenen Felde zu messen; sie waren abgemattet und die Stimmung war nicht die beste, weil die Mannschaft lange keinen Sold bekommen hatte. [2]) Die Kriegszucht war auch nicht mehr die beste, was der Zustand der Länder bewies, durch welche die Truppen zogen, und kamen die schwedischen Truppen dadurch in denselben schlechten Leumund, der den Heeresmassen Wallenstein's schreckenerregend vorausgegangen war. Grubbe schildert diese Zügellosigkeiten, durch welche es begreiflich wird, dass der König zur Zeit nicht mehr die Gewalt über die Truppen hatte, wie folgt: „Ich kann unseres Elend nicht genügend beschreiben," heisst es, „die Gemeinen haben 15 Löhnungszahlungen zu fordern, und sowohl sie wie die Officiere sind über alle Maassen malcontent, so dass ich niemals früher solches Gemurre publice und privatim gehört habe. Die Soldaten laufen hundertweise davon und sind schon in diesem Lager etwa 600 desertirt. Die Reiter thun, was sie wollen; man ist eine Viertelmeile ausserhalb des Lagers nicht sicher; sie plündern das Land in Grund und Boden aus und

---

[1]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 178, 284, 302, 304, 662, 664, 665.

[2]) Schreiben des Grubbe vom 8 Mai.

beschwören solche Klagen und Verwünschungen herauf, dass man sich entsetzen muss. Geld hat man hier nicht und auf Geld hofft man auch nicht, bevor Ew. Gnaden herkommen. Der König hat den Kurfürsten gebeten, dem Plündern zu steuern und es nach Belieben zu bestrafen; allein damit ist Niemand content, und läuft die Autorität Sr. Majestät die grösste Gefahr." [1])

Die Kaiserlichen waren mit dem Mangel an Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, der im schwedischen Lager herrschte, nicht unbekannt; [2]) man wusste, dass die Reiterei heruntergekommen war und dass die Officiere die Gemeinen des grössten Theils ihrer Beute in Frankfurt beraubt hatten. Weil Magdeburg seine Aussenwerke und Brücken verloren hatte, fand der König es bedenklich, der Stadt zu Hilfe zu eilen. Er fürchtete, durch das offene Land zu marschieren, weil Tilly, wenn dieser mit Magdeburg fertig wurde, leicht den Schweden bedeutenden Verlust zufügen konnte. Es ging das Gerücht, dass der König Kanonen, Munition und Alles, was er von Werth besass, nach Stettin und der Seeküste abschicken liess, [3]) und es wurde vermuthet, „dass er auf dem Sprunge stehe" sich nach Schweden zurück zu begeben. [4]) Die Truppen sollen damit gedroht haben, die Waffen niederzulegen, falls Tilly gegen sie anrücke.

Ein schlechter Geist war in die Truppen, wenigstens in die ausländischen gefahren, und es ist daher wohl glaublich, dass die missvergnügte und überangestrengte Mannschaft nicht zu kämpfen geneigt war; man konnte sich auf dieselbe nicht verlassen. Es war deshalb auch Gustav Adolf unmöglich, gegen einen überlegenen Feind ins Feld zu rücken. Der König änderte wiederholt seine Pläne für den Feldzug und die Märsche

---

[1]) Grubbe an den Reichskanzler, undatiertes Schreiben; present. in Elbing den 21. Mai 1631. Schwed. Reichsarchiv.

[2]) .... „Wie sie denn in drei Tagen nicht zwei Pfund könnten auf drei Personen bekommen". Schreiben Tiefenbach's, dat. Glogau, 14. Mai. Kriegshistor. Archiv in Wien.

[3]) .... „Danenhero Ihnen die Gedanken machen, dass er seine Sachen auf den Sprung setzen thue".

[4]) „Dieses seindt die gemeine Zeitungen". Tiefenbach an den Herzog Albrecht den 14. Mai.

und schien namentlich geneigt, an der Havel und der Spree Posto zu fassen, wenn er so durch eine Diversion etwas zu Nutzen Magdeburgs ausrichten könnte; denn im offenen Felde vermochte Gustav Adolf sich mit Tilly nicht zu messen, wenn er nicht durch die Waffenmacht der beiden Kurfürsten verstärkt wurde. Wir verweisen auf das, was im Vorhergehenden über die diplomatischen Beziehungen zu den Kurfürsten gesagt ist, wodurch Licht in diese Verhältnisse gebracht wird. Es gab Augenblicke, da Gustav Adolf die Absicht hatte, sich nur der Seeküste zu versichern und „particularia zu treiben", wie einer seiner Secretäre vermuthete.[1]) Man wusste wohl, dass Magdeburg in Gefahr schwebte; allein es war unmöglich, die Stadt zu entsetzen. Magdeburg war nicht der Hauptzweck der Operationen Gustav Adolf's gewesen. Der König wollte durch Diversionen die Streitkräfte des Feindes zersplittern, damit diese der cernierten Stadt nicht gefährlich würden. Er beabsichtigte die Seeküste zu säubern, Rostock und Wismar nebst dem übrigen Mecklenburg zu erobern und später „Uns der Elbe zu impaternieren, Magdeburg zu secundieren und Lübeck und Hamburg in Unsere devotion zu bringen". Die Belagerung der mecklenburgischen Städte wurde auf den Sommer verschoben, und vorher konnte von einem Marsche auf Magdeburg zum Entsatze dieser Stadt nicht die Rede sein. Der König hegte kein Vertrauen zu der Entschlossenheit der dortigen Bürgerschaft und in Magdeburg sei „kein ordentlicher Stat", was soviel heisst, als dass der Rath nicht genügende Autorität besässe; ferner, dass es möglich sei, „dass das Glück" (Magdeburg beizustehen) „Uns aus den Händen genommen wird".[2]) Diese Unentschlossenheit, welcher der König gegen Ende des Januars in einem Schreiben an den schwedischen Reichsrath Ausdruck gab, steht ganz vereinzelt und im Widerspruche mit der Aufmerksamkeit für die Sicherheit Magdeburgs, die aus allen späteren Kundgebungen hervorgeht. Der Kriegsplan ging jedoch darauf aus, durch Diversionen die ligistische Hauptstärke von der blockierten Stadt zu entfernen. Und dies gelang auch bis zum April. Die Unterhandlungen mit den beiden Kur-

---

[1]) Schreiben Grubbe's den 12. Mai.

[2]) Kriegshistor. Archiv, Nr. 241, 195.

fürsten verzögerten dann den Marsch, bis es zu spät wurde. Die schwedische Armee war auch nicht stark genug, um sich im offenen Felde mit Tilly zu messen, der Geist derselben war schlecht und es wäre ein höchst bedenklicher Schritt gewesen, gegen den Feind zu rücken. Diese ungünstigen Umstände rechtfertigen vollkommen die Unthätigkeit Gustav Adolf's.

Falkenberg, der die Lage genau kannte, muss eine verzweifelte Stellung gehabt haben. Auch der Rath von Magdeburg sah einem traurigen Ende des Kampfes entgegen, wenn kein Ersatz von Seiten des schwedischen Königs käme; allein deshalb darf man die Mitglieder des Magistrats nicht als kaiserlich gesinnt schildern, um so weniger, als sie stets auf Hilfe von Gustav Adolf hofften und auch ihn darum angingen. Die eigentliche Bürgerschaft und das niedere Volk baute gleichfalls auf Gustav Adolf und versah auch den Kriegsdienst auf den Wällen im Verein mit den Truppen, die 2000 Mann betrugen. Von älteren Bürgern waren gleichfalls 2000 Mann bewaffnet, ausserdem noch 3000 Söhne und Gesellen derselben und 900 Bauern, welche in der Stadt Schutz gesucht hatten. Die Besatzung wurde vom Rathe besoldet und zwar mit 24 Groschen pr. gemeinen Mann pro Woche. Während des Winters aber vernachlässigte die Bürgerschaft die Soldaten und diese litten vielfach durch schlechte Quartiere und schlechte und knappe Verpflegung. Die reichen und vornehmeren Bürger waren einerseits karg und gleichgiltig, andererseits war ein Theil derselben auch kaiserlich gesinnt, ein anderer Theil zu bequem und vornehm, um sich beim Wachtdienste unter das andere Volk zu mischen; hierdurch entstanden aber Parteien und Zersplitterung, während die Rettung Aller doch auf Einigkeit und gemeinsame Opfer für das Allgemeinwohl beruhte. Die Magdeburger beurtheilten ihre Lage nicht mit klarem Blicke, und sie überschätzten die Hilfsquellen des Commandanten, indem sie ihn aus eigennützigen Beweggründen in ihre Stadt aufnahmen. Namentlich die kurzsichtigen und eigennützigen Kaufleute hatten sich verrechnet, indem sie hofften, dass Markgraf Christian Wilhelm mit vollen Geldkisten gekommen sei und dass der Handel mit Kriegsbedarf aller Art ihnen grossen Umsatz und Gewinn bringen würde.

Die Mehrzahl der Bürger war nicht geneigt, gegen Wechsel

die Mittel zum Unterhalte der Truppen und zu den Kriegsbedürfnissen zu liefern. Andererseits hegte man kein Vertrauen zu der Verwaltung bezüglich deren prompter Einlösung ihres gegebenen Wortes, weil rechtschaffene Bürger, welche Vorschüsse gegeben hatten, nicht, wenn Geld einging, dieselben wieder bekamen, sondern dasselbe in die Taschen von Parteigängern wanderte, die es sich durch Gunst oder Geschenke zu verschaffen wussten. Es heisst ausdrücklich, dass der König von Schweden nichts von dergleichen wisse und höchst wahrscheinlich auch nicht Falkenberg; dass aber die eingegangenen Geldmittel in so unredlicher Weise verwaltet wurden, schrieb man verschiedenen Leuten zu, die sich in die öffentlichen Angelegenheiten eingemischt hatten, um dadurch schnell reich zu werden. Wenn hier Manches theils unbewiesen, theils übertrieben ist, so ist doch so viel gewiss, dass die Gewinnsucht vom Kriege Vortheil zu ziehen versuchte und dass dies wiederum die Bürger unwillig machte. Es wurde vielfach den Soldaten Quartier, selbst den Officieren die nöthigen Zelte verweigert, so dass diese Tag und Nacht in Wind und Wetter verbringen mussten.[1] [2] Ein engherziger Krämergeist versprach nicht viel Gutes für einen verzweifelten Kampf, der nur dann mit Erfolg zu führen war, wenn Patriotismus den Heldenmuth unterstützte.

Pappenheim hatte die Mühlenschanze erobert und Falkenberg liess die Vorstädte abbrennen. Sudenburg und St. Michel wurden am 21. April und die Neustadt am 23. April angesteckt. Der Rath hatte hierzu seine Einwilligung gegeben, weil es unmöglich war, diese weitläuftigen Werke zu besetzen, und wenn sie erobert wurden, konnten sie dem Belagerungsheere zum Schutze dienen und den Angriff auf die Stadt erleichtern.

Dass Falkenberg die Vorstädte in Feuer aufgehen liess, wird von Allen gutgeheissen, die Einsicht in den Krieg und die Kriegführung haben; aber es wird als einen Fehler betrachtet, wenn er gleichfalls den bedeckten Weg aufgegeben hat, und es wird nirgends berichtet, dass er diesen vertheidigt habe. Dies war ein Missgriff, welcher den Untergang Magdeburgs beschleunigte. Pappenheim wäre auf viele Schwierigkeiten

[1]) Reinhardt an El. Pauli, den 2. Mai. Kriegshistor. Archiv, Nr. 668.
[2]) Calvisius, p. 35, 46. Fax Magdeburg. p. 69, 56. Bensen, p. 451—54.

gestossen, wenn die Magdeburger ihm die Contre-scarpe streitig gemacht hätten. Die Besatzung der Stadt unternahm verschiedene Ausfälle und zerstörste einige der Werke der Kaiserlichen, welche aber in Kürze wieder in Stand gesetzt wurden. In dieser Zeitepoche widmeten die Ingenieure der Vertheidigung der Aussenwerke nicht genügende Fürsorge. Während der Belagerung Magdeburgs wurde keine Verschanzung hinter einer Bresche in den Bastionen aufgeführt; es war auch ein Missgriff, der erst später bemerkt wurde, dass man weder Minen, oder „Contra approches“ anlegte, noch Vorbereitungen traf, um den Uebergang über die Gräben zu verhindern. Die Vertheidigung beschränkte sich auf das Hauptwerk.[1])

Pappenheim griff Magdeburg von der Seite der Neustadt an, woselbst viele Häuser nicht abgerissen worden waren, und liess von der Neustadt aus vier Laufgräben gegen die Stadt anlegen. So vortheilhaft es war, dass die Laufgräben in geringer Entfernung von dem Glacis eröffnet werden konnten, so brauchten die Kaiserlichen doch eine Zeit von mehreren Wochen, ehe sie den Fuss des Glacis erreichten. Der Commandant wollte Gebhard und den Dom schützen.[2]) Heideck wurde von Falkenberg vertheidigt, ihm gegenüber stand Graf Wolff Mansfeld. Herzog Adolf von Holstein wurde nach Krökenthor gesandt, woselbst Amsterroth den Befehl führte. Die Festungswerke der Stadt waren an diesem Punkte am stärksten. Tilly selbst übernahm die Leitung der Belagerung im Ganzen und hielt sich meistens auf der Wasserseite, auch am Fischer-Ufer, woselbst Piccolomini jeden Ausfall von Seiten der Stadt zurückschlagen sollte, die hier von Fischern und Bürgern vertheidigt wurde. Die Kaiserlichen hatten hier am wenigsten auszurichten, aber es war ein wichtiger Punkt für den Fall, dass die schwedische Armee ankommen sollte. Oberstlieutenant von

---

[1]) Gualdo Priorato (Uebersetzung des Franceville) Observation.

[2]) Il fut cependent 23 (?) jours avant d'arriver au piéd du glacis, quoique la distance fut tout au plus de 300 pas. Gualdo Priorato. Die Angabe von 23 Tagen, die auf diese Arbeiten verwendet wurden, ist ein Irrthum; Suedish Intellig. (p. 117) lässt Farensbach „a notable Eugines“ Minen unter den Stadtgraben nach dem Wall leiten, der aber beschädigt wurde „by springing of a myne“. Diese Angabe scheint jedoch unglaublich, da der Wall später keinen Schaden gelitten hatte.

Trost wurde nach dem Werder beordert, um gegen das Belagerungsheer die Elbbrücke und das Stadtthor in deren Nähe zu vertheidigen. Auf dem oberen Walle wurden die Bürger aufgestellt und die Besatzung der Stadt auf den Zwinger und den Faussebray vertheilt.

Es war Tilly von Wichtigkeit, sich Magdeburgs zu versichern, ohne die Stadt zu zerstören. Er wollte Vortheile von den dortigen Vorräthen ziehen und wollte auch eine feste Stellung haben, von wo aus er die Elbe beherrschen konnte, was nicht der Fall sein würde, wenn er in einen Trümmerhaufen einzöge. Er fertigte deshalb einen Boten (4. Mai a. St.) mit Schreiben an den Rath Magdeburgs, an den Commandanten und an Falkenberg ab. Er erinnerte die Stadt an die Verluste, welche der Kriegszustand ihr zugefügt hatte und setzte auseinander, dass er nunmehr so weit sei, dass er sie und die Bürger, ihre Frauen und Kinder gänzlich verderben und sie aller Habe berauben könne. In wohlwollender Absicht ermahnte er die Bürgerschaft, allen Widerstand einzustellen und sich dem Kaiser zu unterwerfen, indem sie dessen Gnade sich versichert halten könnten; auch sei es ja klar, dass diejenigen, welche Magdeburg zu schützen versprochen hätten, nicht die Wohlfahrt der Stadt zu fördern suchten, sondern vielmehr das Verderbniss des ganzen Landes erstrebten. Er (Tilly) habe Vollmacht, den Magdeburgern vortheilhafte Bedingungen zu bewilligen: der Kaiser habe in einem Schreiben an seinen Generallieutenant Magdeburg freie Religionsübung in Uebereinstimmung mit dem Passauer Vertrage zugesichert. Dieser beschränkte sich auf die Evangelischen des Augsburger Bekenntnisses. Der Commandant und Falkenberg wurden gleichfalls zur Uebergabe ermahnt, an ihre deutsche Herkunft erinnert, auch Wohlwollen von Seiten des Kaisers versprochen.

Ein Zufall, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu benutzen, eines der seltsamen Geschicke, die in die Weltbegebenheiten eingreifen, fügte es so, dass das Schreiben Gustav Adolf's, in welchem er den Magdeburgern bei seiner königlichen Ehre schnellen Entsatz versprach, wenn sie sich nur noch drei Wochen halten könnten, von einem kaiserlichen Streifzuge aufgefangen wurde. Tilly schickte das Schreiben an Pappenheim mit dem Befehle, dass ein Angriff auf Magdeburg unverzüglich unter-

nommen werden solle, weil zu befürchten stehe, dass der schwedische König im Anmarsche sei. Der Officier, welcher mit diesem Schreiben an Pappenheim gesandt wurde, fiel in die Hände einiger umherstreifenden magdeburgischen Reiter, und als die Magdeburger die Nachrichten erhielten, meinten sie hierin eine Aufklärung des geheuchelten Wohlwollens zu finden, welches in der Ermahnung Tilly's an den Rath und die Bürgerschaft, sich der Uebermacht zu unterwerfen und dadurch dem sonst gewissen Untergange ihrer Stadt vorzubeugen, enthalten war.[1]) Der Kriegsrath hielt eine Sitzung im Rathhause ab und vertheilte unter sich die Posten, die vertheidigt werden sollten. Amsterroth und Trost unternahmen am 5. Mai einen Ausfall, durch welchen die Kaiserlichen einige Mannschaft verloren.

Diese unbedeutenden Erfolge richteten aber in der Hauptsache nichts aus. Der Commandant und Falkenberg hofften zweifelsohne auf Unterstützung von Gustav Adolf, als sie den Vorschlag zur Uebergabe zurückwiesen. Ersterer erklärte in untergebenem und salbungsvollem Tone, dass er den Kaiser nicht habe beleidigen, sondern nur sich selbst vertheidigen wollen. Wenn der Commandant im Besitze der beiden Stifte Magdeburg und Halberstadt geblieben wäre, würde es zu solchen Ausschreitungen nicht gekommen sein. Er beabsichtige, sich Rath bei den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu holen und wünsche einen so langen Aufschub der Feindseligkeiten, wie erforderlich wäre, um von diesen Fürsten eine Antwort zu erzielen. Tilly sandte dem Commandanten die von ihm gewünschten Pässe. Der Magdeburger Rath hatte die Absicht, die Streitigkeit der Vermittelung der beiden Kurfürsten und Hansestädte zu unterstellen und sich zu allen billigen Bedingungen zu bequemen. Es wurden behufs dieses für Ausgesandte die nöthigen Pässe verlangt und die Kaiserlichen

---

[1]) Chemnitz, p. 204. Bensen, p. 440—45. Hermann Cummius, ein Advocat aus Braunschweig, welcher sich der schwedischen Partei in Magdeburg angeschlossen hatte, kehrte von Gustav Adolf zurück und führte Briefe mit von diesem, von welchen Briefen man den Verdacht hegte, sie seien unterschlagen worden; und infolge des Versprechens von baldigem Entsatze, welches gegeben wurde, und welches die mündlichen Aussagen des Ueberbringers bestätigten, wurden die Magdeburger darin bestärkt, dem Feinde Widerstand zu leisten.

gebeten, die Approchierung und sonstigen Feindseligkeiten einzustellen.

Alemann, der Schwager Kühlewein's, bot vergeblich seine Vermittelung zu einer Unterhandlung mit Tilly an, und der Rath lieh dem Vorschlage der Brauer-Gilde, dass man sich übergeben möchte, kein Ohr. Falkenberg äusserte sich sehr kurz und unbestimmt. Er verwies Tilly auf die beiden anderen Schreiben und war geneigt, Alles zu thun, was nicht mit seinem Gewissen im Streite wäre und nicht seinen ehrlichen Namen beflecke. Tilly versprach, die gewünschten Pässe zu senden, da aber dergleichen Unterhandlungen lange Zeit erforderten, so rieth er, dass die Magdeburger sich dem Kaiser unterwerfen und auf „accord" eingehen sollten; „wo nicht, hätten sie sich selbst die Gefahr zuzuschreiben, welche die Folge eines Aufschubes sei".[1]) Von Einstellung der Feindseligkeiten war keine Rede. Die Belagerten hatten also das nicht gewonnen, was sie sich durch den Vorschlag, fremde Vermittelung anzunehmen, versprochen hatten. Einige der Gesandten Magdeburgs waren „parat", die Reise anzutreten, sobald Tilly einen Trompeter schickte, sie zu begleiten; allein es kam kein Trompeter.

Die Belagerungsarbeiten wurden mit rastloser Ausdauer fortgesetzt. Pappenheim konnte seine Mannschaft hinter einer Menge nicht zerstörter Gebäude in der Neustadt schützen und auf einer bedeutenden Strecke von der Elbe bis nach Krökenthor schob er seine Laufgräben bis nahe an Magdeburg heran,[2]) durchschnitt die äussere Brustwehr bei Neumark und drang bis an den Fuss des Zwingers vor. Eine mit Schanzkörben belegte Galerie sollte es möglich machen, über den Stadtgraben zu gehen.[3]) Andere Gräben wurden gezogen, in wel-

[1]) Der Administrator antwortete am 7. Mai, der Rath am 10. Mai und die Rückantwort Tilly's erfolgte am 12. Vergl. Klopp, II. p. 239—46.

[2]) Acht Kanonen spielten gegen den Zwinger von Neustadt, die Mauer wurde an drei Stellen durchschossen, aber der Wall nahm keinen Schaden. Fax Magdeburgica. Theatr. Europ., II. p. 357.

[3]) Nach Droysen (p. 329) „wurde eine Appareille in der Höhe der Brustwehr der Fausse braye durch den von den Ablagerungen der Elbe vollgeschwemmten Graben, der das Rondel umgab, aufgeworfen"; wodurch es leichter wurde, sich der Fausse braye und dem Fischer-Ufer zu nähern.

che Musketiere gestellt wurden, die ihre Schüsse gegen alle die Personen richteten, die sich auf der Brustwehr zeigten. Falkenberg liess den Zwinger bei Neuwerk durchgraben, um die Minen zu zerstören, und Pappenheim's Leute wurden anfänglich zurückgetrieben. Als aber die Kaiserlichen Musketiere von ihren Gräben aus mehrere von der magdeburgischen Mannschaft, ja gar den Anführer einer Truppe, niederschossen, zogen die Uebrigen sich zurück. Ein späterer Ausfall von der Stadt blieb ohne Wirkung.

Das Belagerungsheer warf acht Batterien bei Sudenburg und Neustadt auf. Drei Batterien unter Pappenheim's Befehl richteten ihr Feuer gegen den Thurm in dem Rondel bei der „hohen Pforte", so wie gegen das Rondel am Wasser; allein anfänglich, ohne besonderen Schaden anzurichten. Endlich wurde der Thurm zusammengeschossen, fiel aber nicht in den Graben, sondern auf den Wall und verschüttete das eine Rondel. Die Magdeburger schossen heftig und der Erdboden erzitterte bei der starken Kanonade. Die Mehrzahl der Werke bei Heideck hielten das Feuer von den Kanonen der Batterien Mansfeld's aus, die Kugeln schlugen in die Mauern ein und blieben dort sitzen, ohne durchdringen zu können. Eine Kugel lag auf der andern in den Oeffnungen. Schliesslich wurde die „Streitmauer" niedergeschossen, und Tilly hatte nun die Absicht, die Gräben mit Reisig und Erde zu füllen, um sich einen bedeckten Weg nach Heideck zu bahnen und darauf mittels Leitern in diese Werke einzudringen. Falkenberg wollte durch Minen diesen Plan vereiteln, was ihm jedoch misslang. [1])

[1]) Ein mit der Kriegswissenschaft vertrauter Beurtheiler äusserte sich weniger vortheilhaft über die Belagerungsarbeit. „Il n'y a rien dans les attaques des Imperiaux qui ne soit très-ordinaire. Tout ce qu'on pourroit dire, c'est, qu'ils ont attacqué la place par son côté faible, qui étoit entre les deux bastions du côté de l'Elbe, mal defendu, et que la fossé de la ville neuve n'étoit pas aussi profonde, que celui du Sudenbourg, ... Les approches étoient même faites avec trop peu de precaution puisq' une tour près de la porte dit Hohe-Thor enfiloit les tranchées. Il paroit aussi qu'on n'y seut remedier autrement, qu'en demolissant cette tour à coups de canon. La profondeur de l'eau dans les fossés rendit le passage difficile; la même quantité d'eau partout eut sans doute em-

Die feindlichen Batterien, die mit 31 halben Carthaunen besetzt waren, hatten vom 17. bis 19. Mai (n. St.) täglich 1200 bis 1800 Kugeln gegen die Stadt geschleudert. Später wurden aus Mörsern glühende Kugeln geworfen, allein dieselben — die Stadt wurde mit 300 solchen, von welchen einige über einen Centner wogen, begrüsst — fing man mit nassen Säcken und Häuten auf und sie richteten deshalb keine besondere Zerstörung an. Die Thürme und die Giebel der hohen Häuser waren mit Kalk und Abfall bedeckt. Infolge dessen blieb das feindliche Feuer ziemlich unwirksam. Auf den Wällen wurden acht Soldaten und Bürger getödtet. Da aber die Kaiserlichen sich trotzdem mehr und mehr der Stadt näherten und da ihre Laufgräben und Minen einen Sturm erleichterten, sie auch die Werke der Stadt an einzelnen Punkten beschädigt hatten, so konnte das Ende dieses verzweifelten Kampfes nicht mehr zweifelhaft sein, am wenigsten für Falkenberg, obwohl er mit sicherer Berechnung und Einsicht, so wie mit nimmer ruhender Anstrengung dem Vordringen des Feindes einen so grossen Widerstand wie möglich entgegensetzte. Durch Klugheit und Entschlossenheit machte er Gustav Adolf s Wahl Ehre, als dieser ihn, der mehr am Hofe als im Lager gelebt, auf diesen Vertrauensposten sandte; im Hauptquartiere setzte man eben kein Vertrauen in seine Person. Und die Aussichten auf Entsatz waren sehr schwach, wenn auch Gerüchte von einer nahe bevorstehenden Ankunft des schwedischen Königs im Umlaufe waren. Tilly selbst liess sich von diesen Gerüchten irre leiten, allein der Marschall spielte dessenungeachtet ein hohes Spiel, da ihm sowohl die ungenügenden Vertheidigungsmittel Magdeburgs, als auch die Ueberlegenheit des Feindes bekannt waren. Der Feind konnte unausgesetzt seine ermattete Mannschaft durch frische Truppen ersetzen. Wir lassen es dahingestellt sein, ob es eine Ueberraschung für Falkenberg war, als ihn der Rath benachrichtigte, dass der Pulvervorrath nunmehr nur aus fünf Centnern bestehe, während täglich 18 bis 20 Centner erforderlich waren. Man besass noch 250 Centner Salpeter, allein

peché l'assaut. Tilli étoit indecis s'il le feroit donner. Le peu de profondeur du fossé de la ville neuve joint aux intelligences que Pappenheim avoit dans la place fut ce quel'y determina". Gualdo Priorato.

es liessen sich daraus täglich nur fünf Centner Pulver herstellen. Falkenberg fasste den Entschluss, das vorräthige und zu fabricierende Pulver zu sparen, bis der Feind stürmen würde, allein es bleibt unerklärlich, dass ein so scharfsichtiger und kraftvoller Befehlshaber die Abnahme des Pulvervorraths übersehen konnte und nicht rechtzeitig die Verarbeitung des Salpeters angeordnet hatte. Da nähere Berichte fehlen, wollen wir uns nicht mit Vermuthungen aufhalten. Hatte Falkenberg Pulver vergraben lassen, um den Feind in die Luft zu sprengen, wenn ein Sturm gelingen sollte? Hatten Verräther in Magdeburg kleinere Pulvervorräthe bei Seite geschafft, die nach der Eroberung der Stadt in Kellern und an anderen Orten vorgefunden wurden? Auf dem Marktplatze waren fünf Centner Pulver vergraben. Es schwiegen also die Kanonen Magdeburgs und dadurch wurden die Arbeiten des Belagerungsheeres bedeutend erleichtert. Die Kaiserlichen erhielten 500 Centner Pulver aus Braunschweig, so wie zwei Schiffsladungen von Hamburg.

Tilly schickte am 18. Mai (n. St.) wieder einen Trompeter mit drei Schreiben in die belagerte Stadt, in welchen er die frühere Aufforderung, sich dem Kaiser zu unterwerfen, wiederholte. Widrigenfalls wollte der ligistische Heerführer entschuldigt sein und ohne Verantwortung für das Unglück, welches Magdeburg auf sich laden würde durch seine Halsstarrigkeit, die eine Folge des Einflusses der Personen sei, welche die Einwohner in ihrer Hartnäckigkeit bestärkten. Tilly verweigerte den beabsichtigten Abgesandten an den Kurfürsten die Pässe nicht, obgleich nichts damit ausgerichtet wurde. Da aber die Magdeburger auf diesem Umwege nur einen Waffenstillstand wünschten und ein solcher nicht bewilligt wurde, so hörte man nichts mehr von einer Sendung Bevollmächtigter an die Kurfürsten. Tilly's Trompeter wurde drei Tage in Magdeburg aufgehalten, am dritten Tage begann der Sturm auf die Stadt. Neigung zu Unterhandlungen war in Magdeburg nicht vorhanden, und die Hoffnung, den Kaiserlichen Widerstand leisten zu können, belebte sich durch das Gerücht, dass der schwedische König, welcher in Unterhandlung mit dem sächsischen Kurfürsten stand, um diesen zu einem Bündnisse zu bewegen, behufs Magdeburgs Entsatz, sich in der

That der Stadt nähere. Es hiess, Gustav Adolf stehe bereits bei Zerbst. Falkenberg verlas öffentlich ein Schreiben des Inhalts, dass Gustav Adolf baldigst erwartet werden könnte. Der Commandant und der Marschall stiegen in den Thurm des Domes, um über die Ebenen ostwärts hinaus zu schauen, ob sie dort Fahnen und Reiter erblicken könnten. Die Bürger legten die Rüstung nicht ab und sie öffneten nun ihre Vorräthe und schenkten den Soldaten eine reichlichere Verpflegung als vorher. Die Frauen waren gleich eifrig wie die Männer, als es hiess, dem Feinde Widerstand leisten. Man sah Weiber, die Bacchantinnen ähnlich waren, die Theil an dem Kampfe nehmen wollten und schwuren, dass sie wie eine Mauer gegen den Feind stehen würden. Diese zweideutigen Frauenzimmer waren wahrscheinlich von den Dingenbanksbrüdern beeinflusst, einer Partei, die Gustav Adolf günstig gesinnt war und welche die niedere Bevölkerung aufhetzte.

Die Geistlichkeit benutzte die Kanzel (und sie hielt täglich Gottesdienst ab), um das Schimpfliche eines Friedens darzulegen, der nur zu erreichen wäre, wenn die Magdeburger zum Katholicismus übergingen. Es sei besser, das Leben zu opfern, als die Rettung der Seele zu versäumen. Die Magdeburger sollten auf den Arm Gottes bauen, der mächtig sei. Dies hatte seine Wirkung und mancher Magdeburger zögerte nicht, sich als Märtyrer einer guten Sache hinzustellen. Es wurde auch eine Prophetie in Umlauf gesetzt, um die Stimmung zu beleben: „Ein Geistlicher hatte in der Stille der Nacht einen Engel auf den Wällen wandeln sehen, und der Engel hatte ihm verkündigt, „dass Magdeburg mit seiner alten Ehre aus dem Kampfe hervorgehen werde“. Allein der Glaubenseifer und die religiöse Verzückung wirkten doch in keinem weiteren Kreise so, wie in England während des Befreiungskrieges der Independenten und der Puritaner. In Magdeburg machten sich weltliche Beweggründe und fremder Einfluss geltend. Die Bürger vertrauten auf die Festungswerke ihrer Stadt, die mehreren vorhergehenden Belagerungen getrotzt hatten, und sie erwarteten Unterstützung von Gustav Adolf. Sie fürchteten gewiss auch durch Capitulation die Rechte der Stadt als freier Reichsstadt zu verlieren. Sie hatten auch nicht in demselben freundschaftlichen Verhältnisse zum Kaiser gestanden,

wie die Mehrzahl der anderen freien Städte Deutschlands. Man unterschätzte die Gefahr und überschätzte die Widerstandskraft. In den 18 Stadtvierteln Magdeburgs wurden Berathungen gepflogen über die Antwort an Tilly; die Meinungen waren getheilt und die Kriegspartei lenkte die Aufmerksamkeit auf den Entsatz, der jeden Augenblick von Seiten des schwedischen Königs zu erwarten sei. Als der Rath am 19. Mai zusammentrat, sprachen die Rathsherren Guericke und der Syndikus Denhardt gegen die Fortsetzung der Vertheidigung und meinten, der Rath müsse die gefahrvolle Lage bedenken und dürfe so viele Menschen nicht ins Verderben stürzen. Infolge dessen beschloss der Rath, mit Tilly zu unterhandeln und gab Guericke den Auftrag, diesen Entschluss Falkenberg mitzutheilen. Dieser schrieb an den Bürgermeister und ermahnte ihn, ohne Wissen des Marschalls keine Unterhandlung mit dem feindlichen Generale anzuknüpfen; der Stadtrath sollte um 4 Uhr am darauffolgenden Morgen sich versammeln, um wegen einer Uebereinkunft zu berathschlagen.

Eroberung Magdeburgs durch Tilly.

Die Kanonen des Belagerungsheeres hatten am 19. Mai ein starkes Feuer gegen Magdeburg eröffnet, welches am Nachmittage wieder schwieg; einige Kanonen wurden von Sudenburg weggeführt. In Magdeburg hiess es, dass die feindliche Armee nach Ottersleben aufbrechen würde. Am Abende hielt Tilly Kriegsrath, um zu entscheiden, inwiefern die Belagerung fortgesetzt werden solle, nachdem man die Nachricht erhalten hatte, dass der schwedische König zwischen Sarmund und Alt-Brandenburg stehe.[1]) Es schien allerdings bedenklich, von Magdeburg abzuziehen, weil die Kaiserlichen dadurch ihren Mangel an Ueberlegenheit anerkennen und sich dem Spotte

---

[1]) Die Angabe von der Stellung des schwedischen Heeres kommt in Tilly's Schreiben an die Röm. Kaiserl. Majestät vom 21. Mai vor. Staatsarchiv zu Wien. Gustav Adolf hielt sich zu der Zeit in Spandau auf. Siehe sein Schreiben Kriegshistor. Archiv.

der Protestanten preisgeben würden. Pappenheim sprach eindringlichst für Erstürmung der Stadt und fand dafür Unterstützung bei der Mehrzahl der Mitglieder des Kriegsraths. Tilly fand diesen Vorschlag bedenklich; möglicherweise wollte er das Resultat der Unterhandlungen mit Magdeburg abwarten, um so mehr, als in der Stadt eine kaiserliche Partei war. Es sei besser, auf friedlichem Wege einen so bedeutenden Ort zu gewinnen, dessen Vorräthe den Kaiserlichen von Nutzen sein könnten, als die Stadt dem Verderben auszusetzen, welches unausbleiblich sein würde, wenn die Truppen sie erstürmten. Zuletzt gab Tilly aber dem Selbstvertrauen, von welchem die übrigen Befehlshaber erfüllt waren, nach. In Tilly's und Mansfeld's Schreiben werden diese Bedenken nicht erwähnt, sondern nach diesen sei der Entschluss zu stürmen ein einstimmiger gewesen. Es wurde beschlossen, dass der Angriff am darauffolgenden Morgen stattfinden solle, wenn Zeichen zu demselben durch Schüsse von der Batterie an dem Wasserrondel gegeben würden, und dass Pappenheim, der holstein'sche Herzog und Mansfeld das Stürmen auf den Punkten leiten sollten, von welchen aus sie bislang gegen die Magdeburger vorgegangen wären. Piccolomini sollte den Befehl beim Angriffe auf die Werke am „Holzmarsch“ führen.

Tilly widmete einen grossen Theil der Nacht Gebeten und Andachtsübungen und gönnte sich nur eine Stunde Ruhe. Gegen Morgen hörte er zwei Messen. Um 5 Uhr Morgens berief er den Kriegsrath, weil er es nicht für räthlich hielt, Magdeburg am hellen Tage zu stürmen. Die Berathschlagung dauerte zwei Stunden. Ein italienischer Capitän brachte die Eroberung Mastrichts durch Alexander Farnese zur Sprache, dieselbe sei am frühen Morgen geschehen, und sei deshalb geglückt, weil die Bürger, die nach der Morgendämmerung keinen Angriff mehr erwarteten, ihre Posten verlassen und sich zur Ruhe begeben hatten. Man setzte nun dasselbe bei den Magdeburgern voraus und entschied sich für den Angriff. Sechs Kanonenschüsse von der Batterie am Wasserrondel sollten das Zeichen zum Stürmen geben.

Man hatte sich in dieser Berechnung nicht geirrt, die Bürgerschaft Magdeburgs that desgleichen, namentlich weil der Feind am Tage vorher das Feuer vielfach eingestellt hatte

und mehrere andere Zeichen, die auf Aufhebung der Belagerung deuteten, vorhanden waren. Sie wussten nicht, dass die kaiserlichen Truppen hinter dén Ruinen der Vorstädte aufgestellt und bereit waren, jeden Augenblick das Kriegsglück zu versuchen. Auf den Wällen befanden sich nur noch 600 Mann Soldaten und eine noch kleinere Anzahl von Bürgern. Auf dem Rathhause beriethen Magistrat und Geistlichkeit und mehrere Bürger über die Antwort, die man Tilly's Trompeter, der die letzten Ermahnungen desselben zur Uebergabe der Stadt gebracht und noch in derselben war, geben wollte; auch Falkenberg stellte sich später zu dieser Berathschlagung ein. Unter Geltendmachung streitiger Ansichten verflossen mehrere Stunden, bis endlich die Discussion durch die Meldung unterbrochen wurde, dass es auf dem Felde vor Magdeburg von feindlichen Reitern wimmele und eine Menge Truppen in den Vorstädten ständen. Falkenberg äusserte nur in kurzen Worten, dass die Kaiserlichen stürmen möchten, sie sollten in einer Weise empfangen werden, die ihnen nicht angenehm sein würde. Gleich darauf wurde das Allarmsignal von dem Kirchthurme von St. Johannes gegeben. Es hiess, die Kaiserlichen seien schon in der Stadt. Guericke, welcher recognosciert hatte, bestätigte die betrübenden Nachrichten, und ein Page Falkenberg's berichtete, dass Pappenheim das Neuwerk erstürmt habe. Falkenberg stieg zu Pferde und führte das Regiment des Trost auf die „hohe Pforte“ zu. Der Rath schickte einen Boten nach dem andern an Pappenheim ab, um „Accord“ zu verlangen, allein keiner dieser Boten kehrte zurück.

Unter dem Feldrufe „Jesus Maria“ stürmten Wallonen und Kürassiere das Neuwerk; die letzteren waren vom Pferde abgestiegen, um Theil an der Erstürmung nehmen zu können. Sie drangen über die Brustwehr und den wasserfreien Graben, und auf Leitern bahnten sie sich den Weg auf den niedern Wall hinauf,[1]) der nur von 15 Soldaten besetzt war. Diese nahmen ihre Zuflucht nach dem oberen Wall und die Kaiserlichen folgten ihnen nach. Pappenheim war der Erste, der die obere Brustwehr erstieg und dort eine Fahne aufpflanzte. Die

[1]) Fax Magdeburg. besagt, dass die Sturmleitern kaum bis „an den dritten Theil des Walles“ reichten.

ganze Curtine wurde erobert, und die Eroberung kostete den Kaiserlichen nur fünf Mann. Die Kanonen auf dem Walle richteten die Kaiserlichen nun gegen die Strassen der Stadt und sie setzten sich in Besitz von den Thürmen der inneren Stadtmauer. Die magdeburgischen Söldner flohen in die Stadt zurück, verfolgt von Pappenheim's Mannschaft, die schon [1]) die St. Jacobi-Kirche an der „Lackenmachergasse" erreicht hatten, als Falkenberg an der Spitze von 400 Mann ihnen den Weg vertrat. Hier entstand ein heftiger Kampf. Die Kaiserlichen wurden aus der Strasse bis zurück über den Wall getrieben, und während die Sturmglocke läutete und von den Kirchthürmen die Allarmsignale erschallten, sammelten sich die Bürger, um ihre Stellung auf den Wällen einzunehmen. Pappenheim beklagte sich später darüber, dass die übrigen kaiserlichen Truppen ihn im Stiche gelassen und nicht an mehreren Punkten angegriffeu hätten, wodurch es den Belagerten möglich wurde, ihre Streitkräftc bei Neuwerk zu sammeln. Der Ajax Thelemonius des kaiserlichen Heeres wurde möglicherweise durch seine Kampflust zu schnell vorwärts getrieben und hatte den Angriff zu früh begonnen, bevor die übrigen Truppen bereit waren, auf die Wälle zu rücken. Rittmeister Schäfferitz war mit einer Compagnie Croaten längs der Ufer der Elbe, wo dieselbe kein tiefes Wasser hatte, geritten, drang durch das Fischerthor, welches offen war, in die Stadt und begann das Haus des Dompropstes und das des Commandanten zu plündern. Mag es sich verhalten, wie es will, mit dem verzögerten Angriffe der übrigen Heeresabtheilungen war eine kostbare Zeit verstrichen und erst um acht Uhr, als Pappenheim zum zweiten Male seine Truppen, Coronioni's Regiment, so wie Don Balthasar's und Bougart's Kürassiere, in den Kampf geführt hatte, rückten auch Mansfeld, der holsteinische Herzog und Piccolomini gegen die Festungswerke an, zu deren Erstürmung diese Befehlshaber commandiert worden waren. Es war nun aber mit grosser Gefahr und Anstrengung verknüpft, das Neuwerk wieder zu nehmen, dessen oberer

[1]) Es ist wahrscheinlich eine unbegründete Nachricht, dass die Besatzung des oberen Werkes versammelt war, um eine Feldpredigt anzuhören, als die Ligisten dort eindrangen. Vergl. Droysen, p. 334.

Wall von 400 Mann Soldaten vertheidigt wurde. Es wimmelte überall von Menschen, nachdem die Bürger ihre Posten angetreten hatten. Das Gewehrfeuer war lebhaft und die Kanonenschüsse donnerten durch die Gegend, dass man nichts anderes hörte. Pappenheim hatte das Savelli'sche Regiment in's Feuer geführt, und wurde hier mit einer Erbitterung gekämpft, die viele Opfer kostete. Haufen von Leichen bedeckten den Kampfplatz und dieser gestaltete sich zu einem Walle, der die Streitenden von einander trennte. Sobald Falkenberg die Nachricht erhielt, dass andere kaiserliche Truppen „die hohe Pforte" angriffen, eilte er dorthin, um die Vertheidigung zu leiten; allein er wurde tödtlich verwundet. Doch hiervon später. Oberstlieutenant Trost, welcher an seine Stelle trat, fiel gleichfalls, und als die Magdeburger kein Pulver mehr hatten, erlahmte der Widerstand und sie wurden nach dem Neumarkt zurückgetrieben. Es hätte nur mit Schrot geladener „Strichbüchsen" bedurft, um dem Feinde die Strassen zu versperren. Die Kaiserlichen wurden durch ihren Erfolg übermüthig und zerstreuten sich in der Stadt, um die Häuser zu plündern. Da rückte der tapfere Capitän Schmidt an der Spitze der Magdeburger Bürger und Soldaten gegen den Feind und vertrieb die Mannschaft Pappenheim's durch drei Strassen nach dem Zwinger; doch wurde dieser Officier, welcher im geachteten Andenken lebt, tödtlich verwundet und fiel in die Hände des Feindes. Darauf wogte der wilde Kampf mit wechselndem Erfolge in mehreren Richtungen. Die Kaiserlichen waren sehr ermattet und auf Augenblicke der Ruhe bedürftig. Pappenheim liess später Treppenstufen in den Wall hauen, so dass die Cürassiere und Croaten ihre Pferde hinaufleiten konnten, als sie wieder nach der Lackenmachergasse vordrangen. Das Fussvolk ordnete sich hinter der Reiterei, um noch ein Mal das Waffenglück zu versuchen. Die Magdeburger wichen zurück. Vergebens rückte ihre Reiterei vor, sie vermochte nicht Stand zu halten und wurde nach dem Neumarkt zurückgejagt. Bürger und Soldaten entflohen in mehreren Richtungen. Einige eilten auf das Brückenthor zu, um auf dem „Holzmarsche" ihre Rettung zu suchen,[1]) wurden

[1]) Es ist wahrscheinlich eine unbegründete Nachricht, dass Piccolomini's Mannschaft am frühen Morgen das Kronwerk „am Durchstich"

aber von den Croaten niedergehauen, die sich durch dieses Stadtthor Weg gebahnt und sich in der Stadt zerstreut hatten, um zu plündern. Mehrere kaiserliche Regimenter folgten durch das Brückenthor nach. Vom Neuwerk aus verbreiteten sich unterdessen Pappenheim's Truppen weiter aus und unterstüzten die Angriffe ihrer Kameraden auf die übrigen befestigten Werke.

Die mittelmässige Bewachung der „hohen Pforte" machte den Gronfeld'schen und Wangler'schen Regimentern die Eroberung derselben leicht, und wurde die magdeburgische Mannschaft an diesem Punkte niedergehauen. Die Kaiserlichen wurden am weiteren Vordringen verhindert, indem die Bürger aus den Häusern der angrenzenden Strassen ein mörderisches Feuer unterhielten.

Wir haben bereits erwähnt, dass Falkenberg sich nach der „hohen Pforte" begeben hatte, um dort die Vertheidigung zu leiten, und dass er gleich nach seiner Ankunft daselbst an der Schulter verwundet wurde und vom Pferde stürzte. Es war eine tödtliche Wunde. Der energische und entschlossene Krieger verschied in einem Hause in der Nähe der „hohen Pforte", in welches man ihn gebracht hatte. Auch Quint del Ponte, welcher in Pommern gegen Gustav Adolf conspiriert hatte und nun Oberstlieutenant in dem Regimente Savelli's war, fiel während des verzweifelten Kampfes, der den Sieg der Kaiserlichen nach der Eroberung der Festungswerke verzögerte. Pappenheim, benachrichtigt von dem Widerstande der Magdeburger an der „hohen Pforte", befahl, dass einige Häuser in Brand gesteckt werden sollten, um dem Gewehrfeuer der Bürger eine Grenze zu setzen, und einige Gebäude brannten dann auch nieder, ohne dass jedoch das Feuer sich weiter verbreitete. Die Vertheidigung erlahmte an diesem Punkte. Tilly, welcher von Neuwerk hier angelangt war, säuberte die Strasse durch Kanonen- und Gewehrfeuer, und damit war jeder Widerstand gebrochen.

und die Ravelline an der Brücke erobert haben sollte und dass der Administrator eine Wölbung in der Brücke aufreissen liess, so wie „das Brückenthor" mit einer starken Bürgerwache besetzte, wodurch Piccolomini verhindert worden sein sollte, seinen Vortheil zu verfolgen. Nach Fax Magdeb. griffen die Kaiserlichen „auf dem Marsch" erst an, als Magdeburg bereits erobert war. Vergl. Bensen p. 480.

Die Leibtruppen des Commandanten schlugen den Angriff des holstein'schen Herzogs auf das Kröckenthor zurück; allein das Hornwerk wurde im Rücken durch die Mannschaft Pappenheim's vom Neuwerk angegriffen, welche den Leuten des Herzogs das Stadthor öffneten. Mansfeld, welcher lange mit der Erstürmung von Heideck gezögert hatte, woselbst keine Bresche geschossen war, unternahm zwei heftige Angriffe auf diese festen Werke, allein beide missglückten. Es war schon zehn Uhr Vormittags, als er den oberen Wall mit einem Verluste von 60 Mann stürmte. Andere kaiserliche Truppen kamen hinzu, nachdem sie über den Wall bei Sudenburg gegangen waren, und nun hielten die Bürger vergeblich um Pardon an. Die äusseren Werke waren erobert und es folgte ein erbitterter Kampf in den engen Gassen, welche mit Ketten abgesperrt waren. Die Bürger schossen sogar von den Fenstern der Häuser aus auf die kaiserliche Mannschaft, die durch die Strassen marschierte, und die Frauen bewarfen sie von den Fenstern und Dächern herab mit Steinen und siedendem Wasser. [1]). Die Feindseligkeit von Seiten der Bevölkerung trug natürlicherweise im erhöhten Grade dazu bei, die Erbitterung der Kaiserlichen über die Verluste zu steigern, die ihnen die Eroberung der Stadt gekostet hatte. Ueberall in der Stadt fand jedoch kein Widerstand gegen die Truppen statt, aber selbst unbewaffnete und ruhige Bürger wurden auf der Strasse niedergehauen. Einer mündlichen Angabe zufolge sollen 300 Bürger, die zur kaiserlichen Partei gehörten, den fremden Truppen entgegengegangen sein und zwar in der Hoffnung auf freundliche Behandlung, allein die Mehrzahl wurde niedergesäbelt. [2])

---

[1]) Chemnitz, p. 157—58. Bensen, p. 468—83. Dieser Verfasser hat mit Genauigkeit und kritischem Blicke sowohl die allgemein bekannten, als auch eine Menge weniger bekannter Angaben zusammengestellt, welche ein vollständiges und anschauliches Bild von der Erstürmung der verschiedenen Werke geben; allein Bensen ist im Uebrigen gar zu parteiisch für die Ligisten und die Kaiserlichen. Fax Magdeb. behauptet, wahrscheinlich ohne Grund, dass nicht ein einziger Bürger den Soldaten beistand, als die Stadt nach der Erstürmung der Wälle vertheidigt werden sollte.

[2]) Kriegshistor. Archiv Nr. 668. Salvius bezog seine Nachrichten von einem Reiter, welcher in Magdeburg während der Belagerung ge-

Manches in der Beschreibung der Gewaltthaten und haarsträubenden Scheuslichkeiten, die nach der Eroberung von den kaiserlichen Truppen in Magdeburg verübt wurden, mag übertrieben sein; es bleibt jedoch auch so genügendes Material übrig, um ihr empörendes Betragen, namentlich gegen wehrlose Frauen und Kinder, während der Plünderung als ein höchst grausames und raubgieriges zu charakterisiren.[1], [2], [3]) Als Ehrenrettung der Befehlshaber sei erwähnt, dass sie das Ihrige thaten, um die wilde Soldateska zu zügeln und mancher Gewaltthat und mancherlei empörenden Verbrechen zuvorkamen oder sie doch milderten; allein die Disciplin herzustellen, vermochten sie mit dem besten Willen nicht bei einer Truppenmasse, die durch jahrelanges Feldleben verwildert und durch den Empfang von Seiten der Magdeburger gar erbittert war. Wir sehen von allen Einzelheiten in diesem düsteren Bilde ab, in welchem doch auch einzelne Züge der Menschlichkeit und des Erbarmens, selbst von Seiten des gemeinen Soldaten, hervorleuchten.[4], [5], [6]

Viele der Soldaten Magdeburgs wurden in die kaiserlichen Regimenter einrangiert. Die Reiterei Magdeburgs, welche sich auf dem Neuwerk aufgestellt hatte, erhielt Pardon. General-

---

wesen war. Auch Fax Magdeb. berichtet, dass ein Theil der verrätherischen Magdeburger umgebracht und ihre Häuser niedergebrannt und ihre Frauen und Töchter geschändet wurden. Bei der allgemeinen Verwirrung fehlte es aber wahrscheinlich an zuverlässigen Nachrichten.

[1]) Bensen, p. 483—86. Da die Berichte von der Anzahl der unglücklichen Opfer gar zu sehr übertrieben wurden, machte König Friedrich II. die höhnische Bemerkung: „douz cents filles se nogèrent, dit on, pour conserver leur virginité.“ Mem. de Brand. p. 86.

[2]) Undatiertes Schreiben an einen Dr., wahrscheinlich von Reichardt. Schwed. Reichsarchiv (Deutschland und der Deutsche Krieg).

[3]) . . . „der sahe aus als der leidige Teuffel, hatte zwo Musketen und im Maul in einem jeden Backen eine Kugel“.

[4]) „Der Bericht des Constablers“ Bensen (Anhänge), p. 549—56.

[5]) Bensen (Anhänge), p. 556—62.

[6]) Der Bericht des Constablers meldet, dass gefangene Frauen und Jungfrauen geschändet wurden, wenn sie nicht in die Hände der höheren Officiere fielen. „Die (hohen Officiere) haben sich noch gut erzeiget, doch alles um's Geld her zu geben“. Bensen, p. 550.

major Amsterroth war tödtlich verwundet, als er gefangen genommen wurde. Trost und Schmidt und viele andere der Officiere Magdeburgs fielen. Uslar und Bey waren unter denjenigen, die gefangen genommen wurden. Ein Bürgermeister und drei Rathsherren kamen in dem Blutbade um; drei andere Bürgermeister und der berühmte Guericke hatten einem kaiserlichen Kriegscommissarius ihre Rettung zu verdanken. Stahlmann, der Commissar des schwedischen Königs, fiel in die Hände des Feindes; er wurde in Fesseln geschlagen und in's Lager der Kaiserlichen gebracht; allein als dort ein bedeutendes Feuer ausbrach, gelang es ihm durch Hilfe eines Juden, sich seiner Ketten zu entledigen und die Flucht zu ergreifen.

Es wurden in Bezug auf die Umstände, die mit Falkenberg's Tod und mit dem Verschwinden der Leiche verknüpft waren, verschiedene von einander abweichende Berichte verbreitet. Wie bereits erwähnt, wurde er tödtlich verwundet in ein Haus in der Nähe der „hohen Pforte“ gebracht. Die am allgemeinsten verbreitete Nachricht besagt, dass dieses Haus in Flammen aufging und die Leiche Falkenberg's verbrannte. B. Müller, einer der flüchtigen Magdeburger Bürger, wandte sich später an Axel Oxenstjerna mit der Bitte um eine Gratification dafür, dass er Falkenberg während dessen letztem Augenblicke gepflegt und nachdem die Leiche von den Flammen, die sein (des Bürgers) Haus verzehrten, zerstört worden, „die vom Brande übrig gebliebenen Gebeine Falkenberg's“ gesammelt und sie „in ein Kästlein“ hatte legen lassen, worauf diese Ueberreste „bis zur näheren Ordre“ im Dome zu Magdeburg beigesetzt wurden. Der Briefschreiber, der sich „der abgebrannte und verjagte Bürger aus Magdeburg“ nannte, erbot sich, durch noch lebende Zeugen und schriftliche Beweise seine Aussage zu erhärten.[1]) Derselbe hielt sich damals in Frankfurt a. M. auf und würde sich wohl schwerlich erdreistet haben, einen

[1]) Benedictus Müller, Bürger und Topfmacher in Magdeburg, an den schwed. Reichskanzler, Frkft., d. 28. März 1632. Schwed. Reichsarchiv (O. S.) Deutschland und der Deutsche Krieg. Guericke und ein katholischer Geistlicher Bandhauer, beide Zeitgenossen dieser Kriegsereignisse, behaupten, dass die Leiche Falkenberg's in dem niedergebrannten Hause verschwand.

so mächtigen Mann, wie Axel Oxenstjerna, durch eine unwahre Angabe hinter's Licht zu führen, namentlich da es ein Leichtes war, hinter die wirklichen Verhältnisse zu kommen, weil die Schweden die Festungswerke Magdeburgs wieder besetzt hatten. Müller's Bericht ist aber trotzdem im Streite mit Guericke's Behauptung, dass die Leiche Falkenberg's in dem niedergebrannten Hause verschwunden sei. Guericke hatte sich möglicherweise von Magdeburg entfernt, während die zerstörte Stadt nur als ein Waffenplatz betrachtet werden konnte und Bürger und civile Beamte sich anderswo hin gewendet hatten, und möglicherweise wurden die Ueberreste des Marschalls nach Hessen, seinem Heimathlande, geführt, woselbst die adelige Familie, zu welcher der Todte gehörte, wohnhaft war, die auch Verzweigungen in Braunschweig und in den Rheinlanden hatte. Diese Familie führte in ihrem Wappen zwei mit dem Rücken gegeneinander aufrechtstehende Schlüssel und ist zu unterscheiden von einem anderen Geschlechte desselben Namens, welches aus Brandenburg stammte und dessen Wappen mit weissen und rothen Schachfeldern geschmückt war. Melchior, ein Glied dieser Familie, war in Schweden begütert, und die schwedischen Falkenberg's stammten von der letztgenannten Familie ab.

Dietrich Falkenberg hatte durch seine kluge und heldenmüthige Vertheidigung Magdeburgs das Vertrauen gerechtfertigt, welches Gustav Adolf ihm schenkte. Von Verräthern umgeben und Tod und Untergang vor Augen, kämpfte Falkenberg gegen die Uebermacht; und wie ungewiss auch der Ausgang war, so wollte er doch lieber auf seinem Posten sterben, als capitulieren. Er befand sich in einer verzweifelten Lage, die durch einsichtsvolle Leitung und heroische Kraft und Energie länger dauerte, als Jemand gedacht hatte, und der Commandant von Magdeburg war ein antiker Charakter. Ehre seinem Gedächtnisse!

Der Administrator Christian Wilhelm begab sich zu Pferde von Heideck aus nach dem Brückenthore, um dort die Vertheidigungsanstalten zu ordnen, als der Ruf erscholl, dass die Kaiserlichen schon in die Stadt eingedrungen seien, weshalb der Administrator sich nach der Richtung begab, wo der Feind zu treffen war, um dort die Vertheidigung zu leiten. Er wurde von einer kaiserlichen Truppe umzingelt. Einer der

Adjutanten Tilly's ertheilte ihm Pardon; allein dies vermochte nicht, ihn gegen die Erbitterung der gemeinen Soldaten zu schützen, sobald diese erfuhren, wer der Gefangene sei. Ein Schuss traf ihn in den einen Schenkel, er wurde durch eine Partisane am Kopfe verwundet, fiel vom Pferde und wurde seines Hutes, seines Degens und allen Schmuckes beraubt. Ein kaiserlicher Lieutenant schützte den Markgrafen gegen fernere Misshandlung und trug Sorge, dass der fürstliche Krieger nach Pappenheim's Zelt getragen wurde. Hier erfuhr er von dem ligistischen Feldmarschall, dass dieser, so lange die Belagerung gedauert, jeden Abend aus Magdeburg vertrauliche Mittheilungen von den Plänen und Unternehmungen des Administrators, so wie von dem, was in Magdeburg sich zutrug, erhalten habe. Die Herzoge von Holstein und Lauenburg überhäuften den Markgrafen mit Vorwürfen, weil er die Magdeburger zu einem Kampfe gegen die Uebermacht aufgehetzt habe. Tilly umging es, mit dem fürstlichen Gefangenen zusammenzutreffen, der in seinem Zelte von dem wilden Geschrei der Soldaten beunruhigt wurde. Sie drohten, den Bischof (so nannten sie den Markgrafen) umzubringen, weil sie für seine Gefangennahme keine Belohnung erhalten hatten. Christian Wilhelm wurde zuerst nach Wolmirstädt und später nach mehreren anderen Orten abgeführt. Ein Jahr nach der Zerstörung Magdeburgs trat der Administrator zur katholischen Kirche über, und zwar infolge des Einflusses eines Jesuiten auf seine Gemüthsstimmung. Nachher kam er auf freien Fuss, kaufte sich Besitzthümer in Böhmen und erhielt beim westphälischen Frieden reichlichen Ersatz für sein verlorenes Erzstift.

Ueber die unglücklichen Ereignisse in Magdeburg während der Erstürmung und Plünderung der Stadt, namentlich über die Ursachen des enormen Brandes, sind Berichte sowohl von Magdeburgern, als von Kaiserlichen vorhanden; hin und wieder widersprechen sich dieselben und übertreiben auch die Thatsachen, allein es geht aus Allem zur Genüge hervor, dass ein Plan zum Brande der Stadt von Seiten Falkenberg's gemacht war und auch theilweise von den Bürgern selbst zur Ausführung kam, wobei die katholische und die protestantische Partei sich einander gegenseitig die Verantwortung für die Verheerungen der Flammen aufbürdeten. Ein rasender Sturm aus Nordwest

trieb die Flammen über die ganze Stadt hin.[1], [2], [3], [4], [5], [6], [7] Von 1500 Häusern blieb nur eine geringe Anzahl übrig. Der

---

[1]) Nach Angabe Tilly's begann die Feuersbrunst bereits während der Erstürmung der Festungswerke.

[2]) ... „In den bürgerlichen Häusern allenthalben an Pulver sehr grosser Vorrath gewesen, ist auf einmal an vielen unterschiedlichen Oertern solche Brunst entstanden, dass derselben zu wehren unmöglich gewesen, welche dergestallt zugenommen, dass fast die ganze Stadt mit vielen sehr schönen Kirchen in die Asche gelegt". Walmerode's Schreiben an die Kaiserl. Majestät, d. 22. Mai. Staatsarchiv zu Wien.

[3]) Bensen, p. 486, 519.

[4]) „Als die Bürger sahen, dass nichts auszurichten war, so warfen sie in die untergrabene Gänge — a se et Falkenbergio praeparatis per urbem cuniculis — so sie hin und wieder in der Stadt auf des von Falkenberg Angeben hierzu gemacht hatten, Feuer, welches beydes die Ueberwundenen, so wohl als die Ueberwinder hingerissen. Sie stecken auch die zertrümmerte Stadt mit Feuer an". Wassenberg's teutscher Florus. Die Flugschrift: „Bustum virginis Magdeburgicae, etc." erwähnt auch „flamma Suecorum concilio duobus locis erumpens". ... „Bericht, was sich bei der .... Eroberung Magdeburgs verloffen", schreibt gleichfalls Falkenberg den Plan zu, durch vergrabenes Pulver, welches angezündet wurde und durch Brandstiftung die vollkommene Zerstörung Magdeburgs veranlasst zu haben. Dieser Plan musste gemacht worden sein vor der Erstürmung der Stadt, da Falkenberg nachher vollauf beschäftigt war, auf den Werken den Feind ritterlich zu bekämpfen. Die Berichte von vergrabenem Pulver, und dass die Brandstiftung ein verzweifelter Entschluss war, wird durch Aussagen gefangener Magdeburger bestätigt. — „Das bezeugen und beklagen die gefangenen Magdeburger selbsten". Vergl. Bensen, p. 520.

[5]) „Darauf hat sich ein grosses Unglück zugetragen, indem under währendem Sturmb in der Statt eine grosse Feuersbrunst, so der Feind wegen des hier und wieder eingelegten Pulvers zue dem Intent., wie der Gefangenen Aussag insgemein verlautet, dass den Unserigen solche nit zue gute khomme. mit Vleiss und ex malitia verursachet, entstanden, welche bei solchem Tumult und bei dieser grossen Hitz keine Möglichkeit zu löschen gewesen". Tilly's Bericht an den Kurfürsten von Bayern, abgedruckt in Rudhartz, Taschenbuch f. vaterländ. Geschichte, 1852—53 Mansfeld bemerkt, dass es anfänglich wohl möglich gewesen wäre, das Feuer zu löschen, sofern die Soldaten nicht statt dessen ans Plündern gegangen wären und die Bürger sich nicht in den Kellern versteckt hätten; viele von ihnen waren auf den Wällen getödtet. Schreiben an die Kaiserl. Majestät v. 21. Mai.

[6]) Diese Schreiben befanden sich in den Archiven von Wien und

Dom, die Klöster der Prämonstratenser und Ursuliner und einige für Domherren und Vicare bestimmte Gebäude, sowie etwa 100 Fischerhütten blieben stehen. Viele Magdeburger kamen in den Flammen um. Die Zahl der Todten lässt sich mit Bestimmtheit nicht berechnen. Guericke berechnet sie (wahrscheinlich zu niedrig) zu 20,000. Einer anderen Angabe zufolge sollen es 24,000 gewesen sein, allein in diese Zahl rechnet man auch die gefallenen feindlichen Soldaten. Fax Magdeburg. berechnet, dass 24,000 Leichen in die Elbe geworfen wurden. Infolge der Berichte Chemnitz's (pag. 160) hatte die Elbe vor dem 21. Mai 6440 Todte verschlungen; allein die Flammen hatten eine grössere Anzahl Opfer verlangt als das Schwert; und in den genannten Ziffern seien auch nicht alle die Todten einbegriffen, die ihr Grab in den eingestürzten Häusern, in Kellern und unterirdischen Gewölben fanden. Die „Altstadt" hatte kurz vor der Eroberung eine Bevölkerung von etwa 35,000 Menschen, zu welchen auch die Einwohner der zerstörten Vorstädte gehörten, die dort Unterkommen gefunden hatten; mit der Landbevölkerung, die dort hineingeflüchtet war, mochten es gar 50,000 sein. Die Zahl der nach der Eroberung übrig gebliebenen von diesen 50,000 schätzte man auf 5—10,000.

Am 24. Mai brach eine Feuersbrunst im kaiserlichen Lager aus und viele dort in Gefangenschaft gehaltene Magdeburger Bürger bekamen dadurch Gelegenheit zur Flucht, welche sie auch benutzten.

Frauen und Jungfrauen, die erst die Sinnlichkeit der Soldaten hatten befriedigen müssen, wurden später an andere Sol-

---

München, die auch von Mailath, Aretin und Rudhart in den Druck gegeben wurden. Vergl. Bensen, p. 521—22 und Anonymes undatiertes Schreiben im schwed. Reichsarchiv O. S. Heising hat mit Wahrheitsliebe und Sachkenntniss die Streitfrage in seiner verdienstlichen Schrift „Magdeburg nicht durch Tilly zerstört" beleuchtet. Eine Gegenschrift von Kutscheit kann mit ihrer Hyperkritik nicht als Widerlegung gelten, und dieser Verfasser hat überhaupt gar zu confuse Begriffe von Archivalia, dass es der Mühe werth wäre, seine Sophistik zu beantworten.

[7]) Manuscript, abgedruckt in den historisch-politischen Blättern XIV, p. 313. Klopp, II. p. 265—66.

daten verkauft, und viele Frauen wurden ein Opfer dieser barbarischen Behandlung. Eine Menge Kinder, die bei der Zerstörung Magdeburgs ihre Eltern verloren hatten, waren in's Lager geführt worden, und solche, die in die Hände von Croaten gefallen waren, wurden an Leute der Umgegend verkauft. Viele Bürger in Halberstadt erhandelten sich solche schutzlose Kinder, und zwar aus Mitleid, und pflegten sie gut.[1])

Am 21. Mai zog die Soldateska in die Ruinen Magdeburgs ein um Beute zu suchen, und einzelne der Officiere schickten ihre Gefangenen oder deren Diener unter Bedeckung, damit sie in den niedergebrannten Häusern und in den Kellern nach Geld und Kostbarkeiten suchen möchten, welche den genannten Kriegsgefangenen gehörten, da diese sich dadurch „ranzionieren“ konnten. Diese Schatzgräber hatten mehr oder weniger Glück. Der Uebermuth der Soldaten, die in den Kellern Magdeburgs Essen und Trinken vollauf fanden, machte sich Luft in rohen Einfällen und Trinkliedern.[2]), [3])

Am 22. Mai hielt Tilly seinen Einzug in Magdeburg und besuchte den Dom. Die in denselben geflüchteten Einwohner der Stadt erhielten gegen geringes Lösegeld Pardon, und die Plünderung wurde verboten. An Frauen und Kinder wurde Brot vertheilt und die Priester wurden in einer Herberge ge-

---

[1]) Bensen, p. 486—501.

[2]) Die raubgierigen Flammen verzehrten vielen Wohlstand, darunter viele Lebensmittel. Schinken und Würste flammten in der Luft auf wie Raketen und Schwärmer. In einzelnen Häusern der Bürger waren 2—300 Speckseiten und in den Magazinen bedeutende Vorräthe an Getreide aufgespeichert. Die Keller waren voll Bier und köstlicher spanischer Weine. Die Magdeburger hatten Lebensmittel für ein ganzes Jahr. Fax Magdeb.

[3]) Auf den Aussenwerken Magdeburgs wurde eine Fahne erobert, auf welcher man eine Jungfrau sah mit einer gereimten Inschrift, die Tilly verhöhnte: „Das Mägdlein, das ist jung, — Der Bräutigam, der ist alt, — Er wollte sie gern verheurathen, — Und hat doch keine Gestalt.“ Hierdurch veranlasst, erhielt die gelungene Erstürmung in der rohen Scherzweise der Soldaten den Namen „die Magdeburger Hochzeit“. Wir erwähnten bereits des hölzernen Bildes auf der Jungfraninsel. Wahrscheinlich hat die eine dieser Erzählungen die andere veranlasst. Der Scherz wurde zwar nicht wiederholt, allein er wurde in ungleicher Weise von der Tradition ausgeschmückt.

speist. Ein Tedeum wurde im Dome abgehalten, zu welchem sich viele Priester aus der Umgegend einfanden. Der Prediger Bake richtete eine Ansprache an den Sieger, in welcher er eine Strophe aus der Iliade anführte. [1])

Tilly leitete eine Untersuchung gegen die Personen ein, die vorzugsweise thätig beim Abschlusse des Bündnisses zwischen dem schwedischen Könige und Magdeburg gewesen waren. Pöpping wurde als Hauptrădelsführer hierbei betrachtet und unter seinen Gehilfen waren es vorzugsweise Gilbert Commius und Herkel, auf welche man sein Augenmerk gerichtet hatte. Die Untersuchung zog sich jedoch in die Länge. Pöpping starb im Gefängnisse; Commius gelang es, zu entkommen; von dem Schicksale der anderen hat man keine bestimmte Nachricht.

Die unwahren Berichte über Tilly, die seit Jahrhunderten einen Schatten auf sein Gedächtniss geworfen, haben jetzt alle Glaubwürdigkeit verloren, seitdem es durch gründliche Forschungen dargelegt ist, dass dieser Feldherr mit Gerechtigkeit und Milde die feindliche Bevölkerung in den Ländern behandelte, die er mit dem Rechte des Siegers beherrschte, und dass die strenge Kriegszucht, die Tilly lange aufrecht erhielt, wenigstens unter den ligistischen Truppen, seine Feldzüge weniger länderzerstörend machte, als die der Heere Wallenstein's, Mansfeld's und Christian's von Halberstadt. Die Truppen verwilderten bei einem Kriege, dessen Schluss unabsehbar war, und weil der Sold nicht ordentlich und regelmässig bezahlt wurde. Nachdem Tilly den Befehl über das kaiserliche Kriegsheer übernommen hatte, erschlaffte bei den Truppen des katholischen Bündnisses der Gehorsam, der sie so vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Alle die Missgeschicke, welche eine mit dem Schwerte eroberte Stadt trafen, sind den ausserordentlichen Umständen zuzuschreiben, bei welchen der Heerführer keine Gewalt mehr über die Soldateska hatte. Magdeburg hatte sich selbst das Unglück zuzuschreiben, welches unausbleiblich war bei einer Erstürmung. Tilly hatte in seinen Schreiben wiederholt die Magdeburger daran erinnert, dass ein verlängerter Widerstand

---

[1]) „Venit summa dies et ineluctabile fatum Magdeburgo. Fuimus Troes; fuit Ilium et ingens gloria Parthenopes".

die betrübendsten Folgen haben würde. Es wurde als ein Recht der Officiere und Soldaten angesehen, einen Ort zu plündern, den sie durch Sturm genommen hatten; dies war einmal Kriegsgebrauch und fand seine Erklärung in dem Umstande, dass der Sold nicht regelmässig ausgezahlt wurde; wenn aber auch eine dreitägige Plünderung ein reichlich bemessener Zeitraum war, so wurde die Plünderung doch vielfach durch die Feuersbrunst beschränkt. Tilly bot seine ganze Autorität auf, um den Grausamkeiten zuvorzukommen, welche die Truppen verübten und die den Unwillen vieler Officiere hervorriefen. Es ist eine spätere Erdichtung, dass Officiere der ligistischen Truppen sich an Tilly wegen Einhalt des Blutbades gewendet hätten, er ihnen aber die Antwort gegeben habe, sie möchten in einer Stunde wiederkommen, er würde dann sehen, was zu machen wäre, der Soldat müsse einen Ersatz für Gefahr und Anstrengung haben.[1]) Dass diese Angabe nicht auf Wahrheit beruht, geht schon aus dem über Tilly's Charakter Angeführten hervor und wird ferner dadurch widerlegt, dass Tilly Frauen und Kindern besonderen Schutz angedeihen und Schutzwachen vor mehrere Häuser der Stadt aufstellen liess.[2]) Da die Truppen schon am 20. Mai 12 Uhr Mittags aus Magdeburg zurückgezogen wurden, so sieht man auch leicht ein, dass Tilly eine solche Aeusserung gar nicht gethan haben kann. Die Grausamkeiten, welche in Magdeburg verübt wurden, sind dem Feldherren nicht zuzuschreiben; er hatte bei solchen Gelegenheiten, wie nach Erstürmung einer Stadt, wie mehrfach schon erwähnt, keine Gewalt mehr über die Truppen, die mehr oder weniger verwildert waren. Diejenigen Krieger, welche fremde Sprachen sprachen, waren die Grausamsten: Spanier und Italiener,[3]) voll Sinnlichkeit und Durst nach Gold; die halbwilden raubgierigen Croaten schei-

[1]) Die Erzählung kommt zum ersten Male in dem unzuverlässigen „le soldat Suedois“ vor, mit dem Zusatze von Spanheim, dem Verfasser der Arbeit: „wenn es wahr ist“.

[2]) Schreiben von Foppius von Aitzema, d. d. Hamburg 18./28. Mai 1631 (ungedruckt). Das Reichsarchiv in Haag. Vergl. Wittich, „Kritische Erläuterungen über die Zerstörung Magdeburgs“. In der „Zeitschrift für preuss. Geschichte“, 1869, p. 337.

[3]) Bensen, p. 541.

nen wenigstens ein gegebenes Wort gehalten zu haben; die Grausamkeit der Wallonen wird von Augenzeugen in finsteren Farben geschildert. Die aus aller Herren Länder zusammengelaufenen Truppen feierten in Magdeburg einen Sieg, der ihre Raublust nicht weniger als die Sinnlichkeit, den Hass und den Fanatismus derselben befriedigte. So viel ist gewiss: Tilly hatte Magdeburg nicht in Brand gesteckt und er vermochte nicht den Grausamkeiten vorzubeugen, die von den Soldaten begangen wurden.

Trug wohl der Verrath der kaiserlichen Partei in Magdeburg selbst dazu bei, die Eroberung der Stadt von Seiten der Ligisten zu erleichtern? Pappenheim verschaffte sich täglich von geheimen Anhängern in Magdeburg Nachricht von Allem, was in der Stadt geschah. Diese Nachrichten kamen zweifelsohne von mittellosen Personen, unbedeutenden Menschen, die für fremdes Geld feil waren und keinen Einfluss bei ihren Mitbürgern hatten. Mit Misstrauen lauschen wir unbestätigten Gerüchten und Angaben, die im Streite sind mit authentischen Schreiben. Zu solchen unreinen Quellen gehört ein undatirtes Schreiben, welches besagt, dass Magdeburg durch Verrath erobert wurde, weil die Schelme an vielen Stellen in der Stadt grosses Feuer angelegt und vorher die Munition bei Seite geschafft hatten. Einen früheren Bürgermeister, Namens Ahlemann, hatte man namentlich in Verdacht, den Verrath angestiftet zu haben. [1]) Tilly sollte auch geäussert haben, dass er in Magdeburg mehr Anhänger habe, als man vermuthe, und von einigen Vornehmen der Stadt bekäme er viele Nachrichten.

Was so erzählt wird, sind Vermuthungen, die durch den ganzen Hergang der Eroberung widerlegt werden. Die Aeusserung Tilly's ist auch nicht bestätigt. Ahlemann, ein Schwager Kühleweins, hatte Magdeburg verlassen; er schrieb an Letzteren und rieth dazu, dass der Rath mit Tilly unterhandeln möge, weil nunmehr die Frage wegen der Belagerung der Stadt ernstlich verhandelt würde; sein Schreiben blieb aber ohne Einfluss. [2])

---

[1]) Dieser Brief ohne Unterschrift (wahrscheinlich von Reichardt) ist gerichtet an den „hochgelahrten Dr.“ Schwed. Reichsarchiv O. S.

[2]) Calvisius, p. 97. Bensen, p. 454—55.

In einem Briefe aus Spandau heisst es, dass ein Theil der Bürgerschaft, welcher darüber missvergnügt war, dass Falkenberg sein Versprechen wegen Entsatz nicht erfüllt hatte, sich sehr widerwillig betrug und dass es nicht weit davon wäre, dass man ihn auf dem Markte in Magdeburg erschlagen hätte. Jene Bürger hatten Briefe an Steine festgebunden und diese dem Feinde zugeworfen; sie wollten demselben die Stadtthore öffnen und behilflich sein, die Garnison niederzumetzeln. Die Verräther trugen ein schwarzes Band um den Arm und begannen den Wall zu erstürmen. Sie sollen eine Stunde mit dem Marschalle sich in Scharmützel befunden und das Wasserthor geöffnet haben, durch welches sie den Feind einliessen, der ihnen Pardon versprochen hatte; allein der Feind hielt sein Versprechen nicht, die Mehrzahl der Verräther wurde niedergehauen, nur 300 blieben verschont.[1])

Dieser Bericht wird durch das, was man an zuverlässigen Nachrichten von der Eroberung Magdeburgs besitzt, widerlegt. Fax Magdeb. spricht auch nur von Versuchen, die Bürgerschaft zu einer Capitulation geneigt zu machen. Ein anderer Bericht sagt, dass die Verräther zum Theil niedergemacht, ihre Häuser verbrannt und ihre Frauen und Töchter geschändet wurden.[2])

Die Ligisten hatten in Magdeburg geheime Kundschafter, welche ihnen jedoch keine bedeutenden Dienste leisten konnten; aber es ist glaubwürdig, dass sie für ihre Dienste bezahlt wurden. In wie fern ein Theil dieser Verräther bei der Erstürmung niedergesäbelt wurde, wissen wir nicht, da keine zuverlässigen Nachrichten von diesen Ereignissen vorliegen.

Die Eroberung hatte viel von ihrem Werthe eingebüsst; Tilly beherrschte nur Wälle und Festungswerke, die eine Brandstätte umschlossen, die fast menschenleer und aller der Reichthümer und Vorräthe beraubt war, die auf längere Zeit die kaiserliche Armee hätte verproviantieren können. Die Schanzen und Wälle waren wenig beschädigt, allein es fanden sich nicht Häuser genug, die für die Einquartierung der Truppen noch

---

[1]) Relation aus Spandau v. 17. Mai 1631. Schwed. Reichsarchiv. O. S.

[2]) Fax Magdeb. Von Eroberung der weitberühmten Stadt Magdeburg. Kgl. Bibliothek in Dresden.

tauglich waren, und es war somit unmöglich, Magdeburg zum Waffenplatze zu wählen und von hieraus weiter zu operieren. Es schien trotzdem von Wichtigkeit zu sein, sich eines so wichtigen Punktes zu versichern, von welchem aus ein Theil des Elbgebietes zu beherrschen war.

Tilly hegte die Absicht, auf den Ruinen Magdeburgs eine neue Stadt mit dem Namen Marienburg zu erbauen und rechnete hierzu auf eine katholische Bevölkerung aus den spanischen Niederlanden. Die Erhaltung der Cathedrale und der Klöster war von Wichtigkeit, um die katholische Frömmigkeit bei den neuen Einwohnern zu unterstützen. Mansfeld bat den Kaiser um neue Privilegien für Magdeburg. Der Name Marienburg kommt in einigen damaligen privaten Schreiben aus der zerstörten Elbstadt vor.

Tilly betrachtete die politische und militairische Lage mit finsteren Blicken, weil der gewonnene Vortheil, für welchen er der Vorsehung dankte, dem Allgemeinen nicht sonderlich nütze; er befürchtete, dass die protestantischen Fürsten nun noch mehr rüsten würden, und er drang infolge dessen darauf, dass die Mitglieder des katholischen Bündnisses neue bedeutende Werbungen unternehmen möchten.[1]) Er brach am 3. Juni von Magdeburg auf, ging zuerst nach Frankenhausen und später nach Mühlhausen mit 17,600 Mann Fussvolk, 6900 Reitern und 28 Geschützen. Graf Wolff von Mansfeld blieb in Magdeburg mit 5000 Mann Fussvolk und 700 Reitern stehen. Tilly wollte die Bewegungen der evangelischen Fürsten mit Aufmerksamkeit verfolgen, und er trieb Contributionen von denjenigen ein, die infolge des Leipziger Beschlusses Mannschaft angeworben hatten. Es fehlte aber den protestantischen Ständen der Muth und die Zuversicht, die Tilly bei ihnen vorausgesetzt hatte, und die Nachricht von Magdeburgs Untergang verbreitete Furcht und Niedergeschlagenheit, anstatt dass sie ein festeres Zusammenschliessen hätte bewirken und solche Opfer und Anstrengungen hervorrufen sollen, die geeignet gewesen wären, die gemeinsame Sache zu sichern. Infolge der Aufforderung des Kaisers, die Rüstungen einzustellen, beschlossen die freien Städte Ulm und Worms, Nürnberg, Nördlingen und Rothen-

[1]) Tilly's Bericht an den Kurfürsten Max d. 21. Mai.

burg a. d. Tauber sich von den Beschlüssen des Leipziger Bündnisses loszusagen.[1]) Die Ritterschaft Schwabens erbat sich Verhaltungsmassregeln in Betreff ihrer Stellung zu dem Regenten in Württemberg, welcher ein eifriger Anhänger der evangelischen Sache war. Letzterer erbot sich, die Waffen niederzulegen, wenn die kaiserlichen Truppen aus Württemberg zurückgezogen würden. Die Stände der Rheingegenden, so wie die Grafen von Wetterau, Westerwald und Anspach erklärten gleichfalls, dass sie nicht beabsichtigten, die in Leipzig gefassten Beschlüsse auszuführen.

Tilly nahm eine abwartende Stellung ein, den Blick auf Kursachsen, auf die Ernestinischen Herzöge und Hessenkassel gerichtet. Er wagte es nicht, gegen den schwedischen König zu marschieren, welcher Herr aller Flüsse und der wichtigsten Punkte in der Umgegend seiner Stellung war; die kaiserliche Armee konnte auch nicht darauf rechnen, in Brandenburg verproviantiert zu werden, und Tilly war gezwungen, das Gebiet von Kursachsen zu schonen.[2]) Infolge dessen war er nach Thüringen gezogen. Pappenheim ging später mit 5000 Mann Fussvolk und 2000 Reitern in die Gegend von Magdeburg zurück, um dort ein befestigtes Lager zu schlagen und die Eroberung Magdeburgs gegen Gustav Adolf zu behaupten.

Dieser heldenmüthige Feldherr (Pappenheim) brauste in Zorn auf über das Unrecht, welches man ihm anthat, indem man Anderen die Ehre der Erstürmung Magdeburgs zuschrieb, die sein Verdienst und das Werk der Truppen sei, die unter seinem Befehle standen, und die schon in Magdeburg über die Wälle hinweggezogen waren und dort einige Stunden um den Besitz der Stadt gekämpft hatten, als ihre Waffenbrüder sich gleichfalls einen Weg über die Festungswerke bahnten. Pappenheim richtete in dieser Angelegenheit ein ausführliches Schreiben an den Kaiser[3]), in welchem er auf Untersuchung, bezüg-

---

[1]) Hurter, X, p. 402.

[2]) Tilly's Schreiben an den Kaiser d. 27. Mai.

[3]) „Ob Ich wohl den Ruhm alzeit allein in der That gesuchet, so sehe Ich doch, dass andere denselben durch Spendiren in Gazetten und falschen Zeitungen finden. Ich lasse zwar gern den Zeitungsschreibern ihren Brauch, in dem sie sonderlich, was Ew. Kaiserlichen Majestät Dienst zum Besten geschieht, selten die Wahrheit schreiben". Damit

lich des auf den anderen Punkten verzögerten Angriffes drang, durch welchen seine Truppen in die grösste Gefahr gerathen waren. „Dass ein Erfolg, welcher für das ganze Römische Reich von Wichtigkeit war", hiess es in diesem Schreiben, „zwei volle Stunden auf sehr zweifelhafter Spitze stehen blieb und dass ich an Todten und Verwundeten 1000 Mann hatte, ist einzig und allein dem Umstande zuzuschreiben, dass wir nicht, wie es von Sr. Excellenz befohlen war (von Tilly) und wie wir einander feierlich gelobt hatten, gleichzeitig an beiden Seiten nach dem gegebenen Zeichen angriffen, sondern dass die ganze feindliche Macht mir und meinen Truppen auf dem Halse lag, indem uns die Ehre gelassen wurde, aber es war eine theuere Ehre. Bei der Erstürmung verlor ich keine fünf Mann, aber hernach ging es scharf her". Dies Alles und noch mehr erbot Pappenheim sich vor einem Kriegsgerichte zu beweisen, und er sei auch selbst bereit, gegen Jedweden seine Aeusserung aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen.[1]) Er habe von Tilly sofort justitiam verlangt, aber keinen process erwirken können.

Es ist augenscheinlich Mansfeld, auf welchen mit der Anklage hingezielt wird, dass die Erstürmung auf anderen Punkten zu spät begann. Ueber Tilly beschwerte Pappenheim sich nicht, wenigstens nur in so fern, dass er die Zusammenberufung eines Kriegsgerichts über den Fall nicht erlangen konnte.[2]) Der Generallieutenant hatte ausdrücklich befohlen, dass der Angriff auf beiden Seiten gleichzeitig unternommen werden sollte, und Pappenheim führte den Sturmangriff unter Tilly's

---

nun dergleichen unbegründete Berichte ihren Weg zu dem Kaiser nicht finden sollten durch Personen, „so sich aus Mangel der That dergleichen Practiken behelfen", hat Pappenheim es für gut gehalten, einen Bericht darüber abzugeben, wie es sich wirklich mit der Erstürmung Magdeburgs verhielt. Unter den höheren Officieren, die sich vorzugsweise bei der Eroberung der Aussenwerke auszeichneten, werden genannt Schönburg, der holsteinische Herzog, Wangler de Grotta und Quint (del Ponte?). Pappenheim's Schreiben an den Kaiser am 15. August (Copie). Kriegsarchiv in Wien.

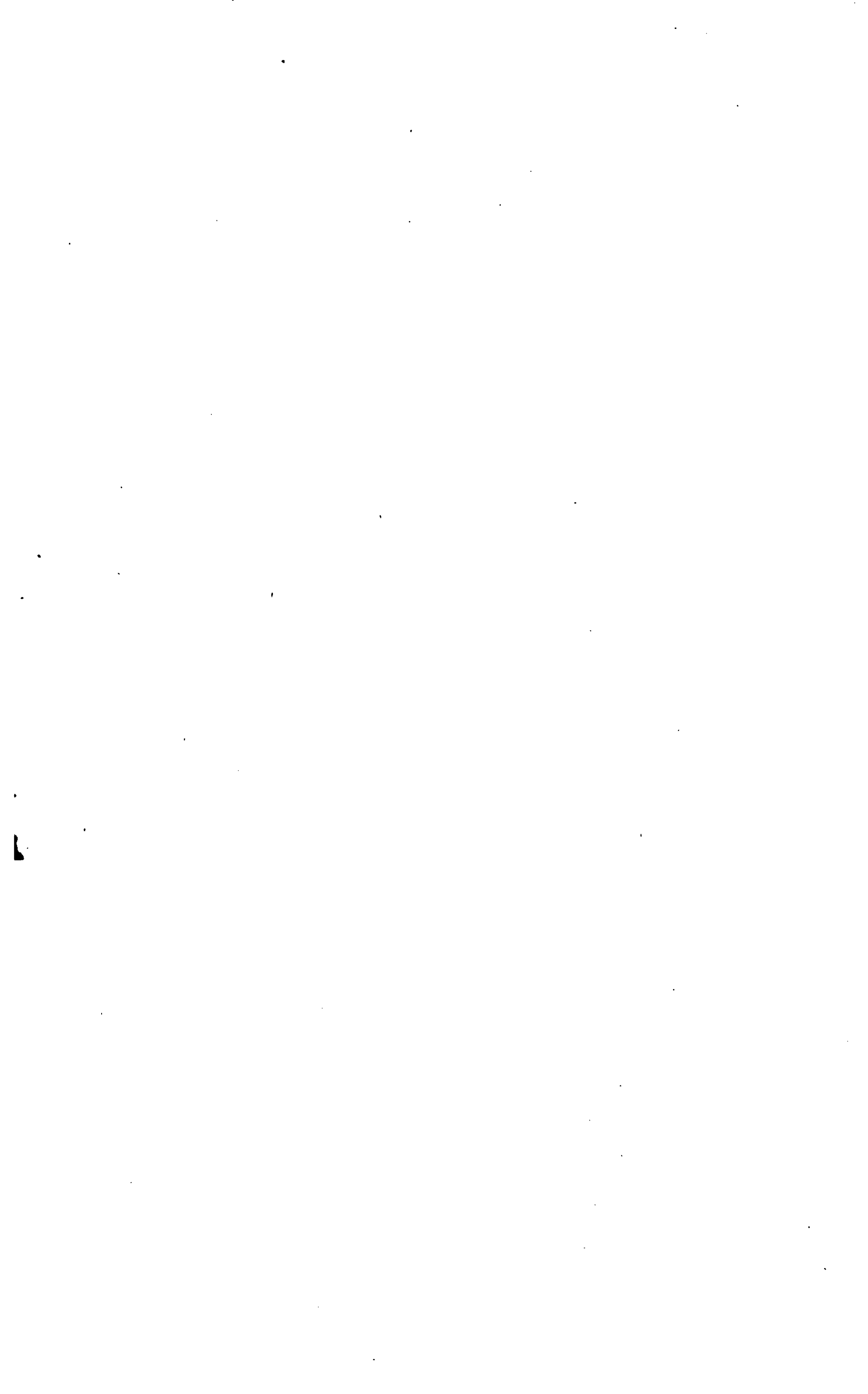
[1]) ... „und mit der That handzuhaben gegen meniglich ehrbietig."

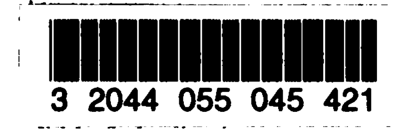
[2]) Es ist eine der unbegründeten Ansichten Gfrörer's, dass Tilly Pappenheim absichtlich im Stich gelassen, um ihn aufzuopfern. Vergl. Hurter, X. p. 387. Bensen, p. 530.

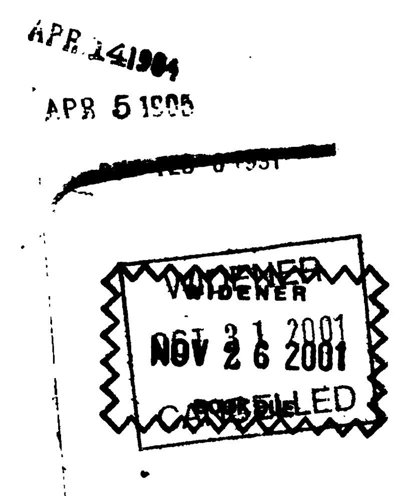
Commando aus. Hätte Tilly absichtlich Pappenheim in Stich gelassen, so hätte Letzterer wohl nicht bei dem Oberbefehlshaber gerichtliche Untersuchung verlangen können. Gegen einen Waffenbruder und nicht gegen Tilly richtete sich seine Erbitterung über die ausgebliebene Unterstützung in dem Moment, in welchem dieselbe nothwendig war, und dieses Gefühl steigerte sich, als gedruckte Berichte unverdienter Weise andere Personen mit geborgten Federn schmückten, während nicht nur Pappenheim, sondern auch seine Kameraden und Truppen mit Schweigen übergangen und ihnen eine Auszeichnung abgesprochen wurde, auf welche sie gegründete Ansprüche hatten. Die Geschichte hat gerechterweise Licht und Schatten vertheilt und das grössere und geringere Verdienst der Befehlshaber bei der Erstürmung festgestellt.

Ende des ersten Theils.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.







WIDENER
OCT 31 2001
NOV 26 2001
CANCELLED

